FIBA-BUMMEL-BÜCHER

HUGO HERRMANN

PALÄSTINA

WIE ES WIRKLICH IST







Es blüht im Emek Jesreel

/Arbeiterinnen in der jüdischen Siedlung Nahalal/

FIBA-BUMMEL-BÜCHER

HUGO HERRMANN

PALÄSTINA
WIE ES WIRKLICH IST

Mit 72 Bildern nach Originalaufnahmen und 2 Landkarten

Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage



FIBA-VERLAG · WIEN · LEIPZIG



ENTWURF FÜR UMSCHLAG UND EINBAND VON HERMANN KOSEL



BUCHDRUCKEREI CARL GEROLD'S SOHN · WIEN

LEO HERRMANN

dem Freund und Genossen fünfundzwanzigjähriger Arbeit für die Verwirklichung

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Dieses Buch, das Ergebnis einer vieljährigen Beschäftigung mit den Problemen und der Wirklichkeit Palästinas sowie meiner Reisen nach Palästina und seinen Nachbarländern, ist so freundlich aufgenommen worden, daß wenige Wochen nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage nötig wird. Dies freut den Verfasser, wenn er auch nicht so unbescheiden ist, diesen Erfolg seiner Leistung zuzurechnen. Es war wohl vor allem das große Interesse für Palästina, das in der heutigen Zeit einer erzwungenen Auswanderung vieler Juden und gleichzeitiger Sperre fast aller Einwanderungsländer nur zu begreiflich ist, welches die große Nachfrage nach einem Buche erklärt, das sich anheischig macht, Palästina zu schildern, wie es wirklich ist, wie es *heute* wirklich ist. Ich hätte gewünscht, daß Palästina und der Zionismus auf weniger gewaltsame Weise zur Aktualität gelangt wäre. Auch könnte Palästina die Hoffnungen, die heute so viele Menschen an dieses fast einzige Land, das eine große Anzahl von Juden aufzunehmen

fähig und bereit ist, knüpfen, in noch weit höherem Maß erfüllen, wenn unsere Erkenntnis von der unausweichlichen Notwendigkeit einer jüdischen Heimstätte früher und allgemeiner von den Juden geteilt und in Taten umgesetzt worden wäre.

Dr. Hugo Herrmann.

Brünn, Ende Juli 1933.

Inhalt

I. VORSPIEL

Die Kinderinsel

Der Zufall wollte es, daß ich mich ein paar Tage lang in einem kleinen Seebad an der Adria aufhielt, ehe ich meine erste Reise nach Palästina antrat. Es liegt auf einer Insel und gilt als besonders geeignete Erholungsstätte für Kinder. Die Kinder sind zwar nicht die Mehrheit der Gäste, aber sie geben dem Leben hier seine Signatur. Sie haben alle eine Erholung und Kur nötig, diese Kinder; sie sind alle nicht völlig gesund; zu rasch in die Höhe geschossen und daher mager, oder zu gut genährt und daher zu träg, oder zu verwöhnt und daher störrisch; manche essen zu viel, manche zu wenig und alle machen ihren Eltern, besonders ihren Müttern, das Leben schwer, um so mehr als diese Mütter keine anderen Sorgen haben. (Keine Ungeduld! Es wird sich zeigen, daß dieser Abstecher nach Italien nicht so wenig mit Palästina zu tun hat, wie der ahnungslose Leser jetzt glaubt.)

Die Kinder arbeiten. Von früh morgens bis spät abends. Sie sammeln sich am Strand und lassen ihre Flotten ausfahren. Man baut Häfen, Kanäle, Schiffahrtsstraßen, und wenn die Welle Sand in die mühevoll gezogenen Gräben spült, müssen sie von neuem ausgebaggert werden. Die Kinder arbeiten. Aus dem plastischen Sand errichten sie Schanzen, Festungen, Burgen, Schlösser, Villen; und dann kommt der Feind und zerstört durch heftiges Bombardement die stolzen Mauern und man muß unverdrossen an die Wiederherstellung gehen. Manche Kinder, einzige ihrer Eltern, verträumt und eigenbrötlerisch, finden kein Vergnügen an diesen Massenaktionen; sie hocken irgendwo zwischen den Zelten und arbeiten allein, auf eigene Faust; sie schöpfen Sand in den kleinen Blechkübel, füllen ihn gewissenhaft voll bis an den Rand, streifen das Überschüssige ab, glätten die obere Fläche — und neigen dann den Kübel, daß der Sand auszufließen beginnt, langsam, vorsichtig, damit der Inhalt nicht etwa überstürzt auslaufe, sondern schön regelmäßig, und auf dem Boden, auf dem Sandboden, ein nettes Kegelhäufchen bilde. Wenn der Kübel leer ist, wird er umgekehrt und der Boden abgeklopft, damit ja kein Körnchen darin bleibe. Dann wird

der Kegel abgetragen, *dem Erdboden gleichgemacht*, und dann wird der Kübel wieder gefüllt, langsam, gewissenhaft, bis an den Rand, das Überschüssige abgestreift, die obere Fläche geglättet und das Gefäß vorsichtig, langsam geneigt, um den Sand ausfließen zu lassen. So arbeitet das Kind stunden-, tage-, wochenlang; und ich bin sicher, daß sein Papa, der Bankdirektor ist und wegen schwieriger Finanzoperationen nicht mitfahren konnte an die Adria, auf die Kinderinsel, seine Tätigkeit nicht mit mehr Eifer, Umsicht, Gewissenhaftigkeit betreibt als das immer brauner werdende Blondköpfchen, — ich bin auch sicher, daß die Tätigkeit des Papas nicht sinnvoller ist als die des seiner Arbeit restlos hingegebenen Kindes.

Die Erwachsenen auf der Kinderinsel sind nur um der Kinder willen hier. Die Einheimischen halten Hotels, Pensionen, Kaffeehäuser, Konditoreien, Spielzeugläden, sind Badediener oder Barkenführer; die Fremden begleiten die Kinder. Sie sind stolz darauf und besprechen untereinander mit großem Ernst und Eifer die Krankheiten ihrer Kinder, vergleichen, was der Arzt diesem vorgeschrieben und jenem verboten hat, messen, wägen, kontrollieren. Und abends, wenn die Kleinen

endlich zur Ruhe gebracht sind, gehen die Mütter, Tanten, Schwestern ins Café und plaudern, spielen oder tanzen. Wenn sie sich besonders gut unterhalten und spät aufbrechen, sind sie am nächsten Morgen — die Kinder erwachen früh — ein bißchen unausgeschlafen, nervös, ungeduldig; aber die Kinder lassen sich das nicht anfechten. Sie haben doch ihre Arbeit und die ist ernst und bedeutend und füllt sie ganz aus. Sie benützen höchstens die Gelegenheit, um sich als Kompensation für stilles, friedliches Verhalten ein neues Segelschiff kaufen zu lassen, und während Mama am Strand ein Stündchen Schlummer nachholt, fördern die Kinder mit doppeltem Eifer ihr wichtiges Werk.

Das Judenschiff

Wir Mitteleuropäer reisen meist mit den Schiffen der italienischen Gesellschaften nach Palästina, deren Flagge das östliche Mittelmeer so ziemlich beherrscht. Seit 1921 fuhren die damals besten Schiffe des Lloyd Triestino *Vienna* und *Helouan* jeden Freitag das eine von Triest nach Alexandrien, das andere von Alexandrien nach Triest; zwischen Alexandrien und Jaffa verkehrten und verkehren kleinere, sehr bescheidene

Küstenfahrer. Seit der starken Einwanderungswelle von 1925 gibt es eine direkte Adria-Cypern-Palästina-Eillinie; *Adria* (seit kurzem ersetzt durch *Italia*) und *Carnaro*, je 6500 Tonnen Deplacement, mit Raum für 242 Kajütenpassagiere und für etwa 100 im Zwischendeck, fahren jeden Mittwoch von Triest ab und treffen Montag früh in Jaffa, nachmittags in Haifa ein; sie verlassen dieses wiederum Mittwoch abends und landen Montag in Triest. Diese Schiffe, auf denen häufig für viele Wochen im voraus alle Plätze besetzt sind, bringen nun seit so vielen Jahren allwöchentlich Ladungen von Juden nach dem Orient.

Merkwürdig: die Träger, Beamten und Gaffer am Triester Hafen sind doch an diese Passagiere gewöhnt, sehen immer dieselben Typen, dieselben Bärte, dieselben in weiße Leinwand genähten oder auch bloß in Papier gewickelten Bündel, dieselbe Hast, Aufregung und Sorge zurechtzukommen; aber sie betrachten die Fremden mit argwöhnischer Scheu und begegnen ihnen, wenn sie ihnen im Wege stehen — und Juden haben ein großes Talent, im Wege zu stehen —, mit jener Brutalität, die eigentlich Furcht ist. Ich denke, es ist wie mit dem Dienstmädchen, das zehn Jahre in unserem Hause diente und noch an den Ritual-

mord glaubte; daß *wir* Blut brauchten, die tolle Zumutung wies sie natürlich entrüstet zurück; aber *die Juden* ...

Ein Judenschiff ist es nur auf der Hinfahrt. Ein paar jüdische Touristen, ein Kaufmann, der sein Geschäft in Deutschland liquidiert hat und sich drüben niederläßt — Vorläufer einer gewaltigen Wanderungswelle, die seit anfangs 1933 eingesetzt hat, seit dem Beginn des antisemitischen Regimes in Deutschland —, ein Dutzend alter Juden aus Polen, von denen nicht einwandfrei herauszukriegen ist, ob sie auf Besuch fahren oder um dort zu handeln oder aus Frömmigkeit; dann die Schar der Chaluzim, der jugendlichen Arbeiterauswanderer, einige, die schon drüben waren und vom Erholungsurlaub oder Dienstreisen kommen, und viele, die bisher das Land nur mit der Seele gesucht haben; und ganz, ganz nebenbei einige Italiener und Ägypter. Die letzteren sprechen nicht arabisch, sondern französisch und italienisch, denn das Schiff ist noch Europa.

Am Sabbat ist es von Anfang an irgendwie feierlich. Die alten Juden beten, auf Deck, unter dem Abendhimmel und der Morgensonne, die jungen singen, manchmal beide gleichzeitig, ohne einander zu stören. Man ist tolerant.

Weil ich sage *Singen:* fünf Tage dauert die Fahrt, fünf Tage verstummen die Lieder nicht. Hebräische, jiddische Lieder, dazu erste Versuche, *richtige* Horra zu tanzen; die *alten* Chaluzim sind die Lehrer. Und man fühlt, daß Singen und Tanzen willkommen ist, um die aufsteigende Nervosität, die trotz allem wachsende Beklommenheit zu übertönen. Wird es so sein, wie sie es träumen? Und ist es nicht sicher, daß einer oder zwei von zehn, wenn die neue, noch etwas kokette Chaluztracht (eine Art Skautuniform) die ersten Risse bekommt, enttäuscht sein werden? Werde ich der eine sein? „Zehn Brüder sind wir gewesen . . .“

Doch die Gemeinschaft, sie hilft überwinden. Schon hier erhält das Wort einen neuen Sinn, und das Schiff, das noch Europa ist, ist auch schon Palästina.

Aber nur auf der Hinfahrt ist es ein Judenschiff. Zurück bringt es ein paar englische Beamte, eine Menge Orientalen, die Erholung in Europa suchen, einige heimkehrende Touristen und ganz zuletzt ein Trüpplein Juden, alte und junge, die in Geschäften oder auf *Urlaub* reisen. Nicht das Deck gibt dem Schiff seine Note, sondern der Salon und die erste Kajüte. Die

Ägypter sprechen arabisch, denn das Schiff ist noch Orient.
Der Sabbat ist nüchtern. Mit Mühe findet sich ein Minjan zusammen, und der Rabbiner, der zufällig mitfährt, lädt es in seine Kabine, damit man, draußen, nicht gestört wird. Die Lieder sind verstummt, und wenn auf der Ausreise die Erregung von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde stieg, jetzt wird die Stimmung immer stiller, langweiliger, je weiter man sich vom Zentrum seiner Geschäfte entfernt, fast so still und langweilig wie in Wiesbaden und Ostende und an der Riviera, den Reisezielen der meisten Passagiere; gewiß doch, mit Tanz und Musik und Flirt, alles aber *nur* zur Erholung.
Und so fühlen sich die Juden auf dem Schiff, das noch Orient ist, doch schon im Exil.
Es ist nur auf der Hinfahrt ein Judenschiff, und es ist gut so . . .

Himmel und Erde

Du sagst: Orient — und meinst einen einfachen eindeutigen, geographischen Begriff bezeichnet zu haben. Der Orient ist, in Wirklichkeit, eine von unserer europäischen zutiefst verschiedene Welt, und er ist eigentlich die Zusammenfassung eini-



Bild 1

Die Kinder arbeiten
[Die jüngsten Siedler in Daganja helfen bei der Küchenarbeit]



Bild 2

Sonne und Freiheit

[Kindergarten in En Charod, im Emek Jesreel]

ger Welten, die sich voneinander aufs stärkste abheben.

Bist du einmal im Auto den Nil entlang gefahren? Ägypten ist das Land der gewaltigen Dimensionen, des mächtigsten Stroms der alten Welt, der Pyramiden, des Tempels von Karnak; aber Ägypten ist an jeder Stelle südlich von dem Punkte, wo sich der Nil zum Delta gabelt, in seiner Breite leicht zu überschauen. Ein schmaler Streifen Fruchtland, rechts und links vom Nil, manchmal etwas weiter, manchmal enger; an den engen Stellen fast ausgefüllt vom Strombett, an den weiten ganz wenige Kilometer breit; im Osten das öde, braune Felsgebirge Mokattam, übergehend in die arabische Wüste, im Westen die gelben Stein- und Sandhügel der Lybischen Wüste. Du kannst zweitausend Kilometer nilaufwärts fahren (das ist noch kein Drittel dieses mächtigen Flußlaufes) und siehst von *jedem* Punkte dieser Reise aus, zu beiden Seiten, in greifbarer Nähe die Wüste, vielmehr den Rand der Wüste, die sich im Osten *nur* etwa zweihundert Kilometer bis ans Rote Meer, im Westen aber viertausend Kilometer weit bis an den Atlantischen Ozean erstreckt. Nach der Statistik hat Ägypten 900.000 Quadratkilometer, das ist

doppelt so viel wie Deutschland; in Wirklichkeit sind davon kaum 70.000 bewohnbares Land, das ist die halbe Tschechoslowakei (Ägyptens Einwohnerzahl ist die gleiche wie die der Tschechoslowakei, 13 Millionen, die Bevölkerung seines fruchtbaren Gebietes siedelt also doppelt so dicht wie in diesem hochindustrialisierten, mitteleuropäischen Lande). Das Land ist voll vom Nil; Nilschlamm ist der Boden, Nilarme durchziehen ihn, schmale oder breite Kanäle; überall klingt das *Lied der Sakije*, das Quietschen des Schöpfrades, das den Nil, kleine Stückchen Nil, hochhebt und auf die Felder leitet. Überall in der weiten Ebene des Deltas, einer äußerst fruchtbaren Ebene, siehst du, nah oder fern, zwischen Baumwoll- und Zuckerrohrfeldern, zwischen primitiven Fellachendörfern und hohen Dattelpalmen, die schrägen Maste und Rahen und die spitzen Segel der Dahabijes, der Nilschiffe, die heute genau so aussehen wie auf den fünftausend Jahre alten Reliefs im Grabe des Ti. Und hier, in diesem schmalen Streifen des üppigen Fruchtlandes, eingeklemmt zwischen zwei Mauern toter, brennender Wüste, erklingt zum ersten Male der Grundakkord orientalischer Landschaft, der da heißt: Kontrast, unlösbarer Widerspruch und un-

lösbarer Zusammenklang von Paradies und Hölle, von Garten und Öde, von *Oase und Wüste*.
Bist du einmal im Tageszug von Palästina über El Arisch durch die Sinaiwüste, an den Suezkanal gefahren? Hier ist Wüste, im vollsten Sinne des Wortes. Und doch, unsere Kindervorstellung von Wüste war die einer unendlichen, glatten Ebene von Sand. In Wirklichkeit ist Wüste bald Sand, bald Fels, bald Geröll, und immer hügelig, bergig, wellig. Ganze Züge von Brandungswellen ziehen gegen die Bahnlinie heran, die sich wie eine dünne Schlange durch die Wüste windet, Wellen aus Sand, statt aus Wasser. Heute sind sie hier, morgen wieder dort, wie der Wind, der unaufhörlich heftig wehende, sie treibt. Immer wieder siehst du Abzweigungen vom Schienenstrang: nicht Abzweigungen, sondern Treffpunkte mit weiten Bahnstrecken, die von den Wanderdünen, vom Triebsand verschüttet wurden und die auszugraben kostspieliger gewesen wäre als sie durch neugebaute Gleise zu umfahren. Glühende Sonne brennt senkrecht auf den weißen Sand, dessen feinste Teilchen im Winde fliegen, durch doppelte Wagenfenster dringen, alles mit einer dünnen Kruste überziehen, sich in die Augen, die Ohren, die Nase nisten, zwischen den Zähnen knirschen.

Und in der Ferne, jenseits der Dünenwellen, über denen die heiße Luft vibriert wie über einem Ofen, steigen majestätisch die Felsschroffen des gewaltigen Sinai empor.
Bist du einmal die uralte Karawanenstraße entlang von Beirut nach Damaskus gefahren? Vom blauen Mittelmeer die grünen, bebauten und bewaldeten Hänge des Libanon empor, dicht besiedelt von Dörfern, Städtchen, Sommerfrischen mit Hotels, Villen, Landhäusern; hinauf in die Felsöde der Gipfelregion, wo, zwischen Schneefeldern, die offenen Filzzelte armseliger Beduinentrupps stehen; in langen Windungen den Abhang hinab, mit dem unvergeßlichen, wundervollen Blick in die fruchtbare Ebene der Bikaa, des alten Coelesyrien, die Heimat uralter, unheimlicher, üppiger, lasterhafter Gottesdienste; quer über die Bikaa, den Felshang des Antilibanon hinauf, durch enge Alpenschluchten; über nackte Paßhöhen, mit dem Blick auf den in ewigem Schnee starrenden Hermon im Süden, und durch eine verbrannte, öde, brennende Lavalandschaft, bis die Straße plötzlich einmündet in das enge Tal des Flusses Barada, den die Alten Abana nannten, des Kalten, Wasserreichen, den Gärten und Pflanzungen, Bäume und Blumen in verschwenderischer Fülle

begleiten, bis das Tal sich weitet zum Paradies von Damaskus, der großen, märchenhaften Oase, rings umstarrt von der Felswüste, hervorgezaubert von den herrlichen Gewässern des Flusses, der sich in tausend Kanäle teilt, sich hinter der Stadt wieder schließt und, zwanzig Kilometer weiter, in einem Salzsumpf versickert.

Bist du einmal auf sommerlichem Schiff durch die Inselwelt der Ägäis gefahren, von Rhodus nordwärts nach Stambul? Durch den Dodekanes — die Zwölf Inseln? In Wirklichkeit sind es zwölfhundert Inseln, große und kleine, grüne und kahle, aber alle bergig, schroff, zackig, Felsklippen im türkisblauen Meer. Von Rhodus geht es westlich, links bleibt Alimnia, Charki, Iliaki, Nisyros, Jali (ich nenne nur die großen Inseln), rechts Symi und die inselartig vorspringende Landspitze des Kap Krio, ein malerischer Felsen mit einem einer Burg gleichenden Leuchtturm, einsam auf anscheinend unbewohntem Gebirge, eben jenem, das im Altertum die Stadt Knidos getragen; nun wendet das Schiff, das Meer rauscht auf, nach Nordosten, in den Golf von Kos; links liegt der mächtige, langgestreckte Gebirgsstock der Insel Kos, von der wir nur einen steilen, unbewohnten Hang erblicken, rechts die Klippen des kleinasiatischen

Ufers, und vor uns, wie eine Sperre, die Gebirgsmauer, von deren Fuß und deren Flanke ein paar Städtchen und Dörfer weiß grüßen, unten am Strand mit gewaltigen Mauern und Türmen die Feste Budrum, das alte Halikarnass. Und wieder rauscht das Meer auf, der singende Ton des Steuers sagt uns: Wir wenden scharf nach Westen, fahren den Nordrand von Kos entlang, mit dem Blick auf die wohlbefestigte Hafenstadt gleichen Namens, die deutlich venezianische Bauart verrät. Nun erst dringen wir mitten in das Meer der Sporaden ein, lassen links Kappari, Kalymnos, Leros, Lipsos, Arki; zwischen Lipsos und Arki taucht ferne der Felsklotz von Pathmos empor; rechts bleibt der Golf von Mendelia, umzirkt vom Amphitheater der Karischen Berge, bleibt Pharmakonisi und Gaidaros; gerade vor uns scheint ein mächtiger Bergrücken, die Insel Samos, unseren Weg zu blockieren, von üppigem Grün bedeckt, mit Städtchen und Dörfern besetzt. Und wenn die Sonne, gerade als wir die Enge zwischen Samos und Phurni durchfahren, hinter den Bergen von Nikaria versinkt und Meer und Fels in Purpurtöne taucht, da weißt du: der Tag, der zu Ende ist, bleibt deinem Gedächtnis für alle Tage deines Lebens einer der erfülltesten, der reichsten, der

glücklichsten — ein Tag voll köstlicher Schönheit in Himmel, Erde und Meer.

Ägypten

Einer meiner Reisegefährten — zufällig gefundene Gefährten für einen Tag — war aus irgendwie schief gewachsenem, palästinensischem Patriotismus untröstlich, daß Ägypten keine Wüste sei. Nein — Ägypten ist ein kleines Paradies. Du siehst nichts von den Engländern, nur in der Mitte der Stadt Alexandrien steht eine britische Hauptwache, ein kleines Haus, vor dem *Tommy* mit geschultertem Gewehr auf- und abschreitet. Sonst: kein Soldat (es wäre denn, du machtest einen Ausflug die schöne Strandchaussee entlang, bis an das gewaltige britische Militärlager). Aber die Eisenbahnzüge fahren mit großer Pünktlichkeit, sind sauber und bequem, selbst in der dritten Klasse, die ein Engländer niemals betritt; die Städte rein und ordentlich, mit elektrischem Licht, Wasserleitung, Kanalisation; Disziplin herrscht unverbrüchlich unter der Oberfläche orientalisch-leidenschaftlicher Gebärde; und vor allem, der Nil, das Leben Ägyptens, ist dem Zufall guter oder schlechter Jahre entrückt, sein Wasser dringt durch das raffiniert ausgeklügelte System von Kanälen und Gräben

bis an den äußersten Rand des erreichbaren Bodens und unvermittelt, wie Schwarz an Weiß auf dem Schachbrett, stößt hier üppiges Grün an das tote Gelb der Sahara. Und hieran merkst du Englands Hand, trotzdem der Ägypter, den du englisch ansprichst, gern französisch antwortet. England macht keine Kulturpropaganda, hat keine *nationalen Ambitionen.* Aber es schafft Wohlfahrt, für sich, zugegeben, aber auch für die Landesbewohner.

Diese Landesbewohner sprechen arabisch, ein ähnliches Arabisch, wie die Fellachen Palästinas. Aber sie sind keine Araber. Auf dem Bahnhofsperron in Benha, nachts um zwölf Uhr, im Licht elektrischer Bogenlampen, sah ich würdevoll, in halb orientalischer, halb europäischer Tracht, leibhaftig den *Dorfschulzen* aus dem Museum in Kairo auf- und abwandeln: „Bemalt gewesene Holzfigur, 5. Dynastie". Ich weiß nicht genau, wann die 5. Dynastie regiert hat, nur, daß sie dem *Alten Reich* angehört, auf das ein *Mittleres* und ein *Neues* folgte, seit dessen Untergang auch schon wieder ein paar tausend Jahre verflossen sind. Aber die Menschen der 5. Dynastie, sie gehen auf dem Bahnhof in Benha und am Hafen von Alexandrien und auf dem Boulevard

Bulak in Kairo herum, sie siehst du am Morgen auf die Felder ziehen und am Abend in den kleinen Kaffeehäusern hocken; dieselben gedrungenen Gestalten, breiten, runden Gesichter, kurzen, sanft gebogenen Nasen, kräftigen Backenknochen und schönen freundlichen Stirnen. Es gibt hier ein wirres Völker- und Sprachengemisch; aber die Ägypter, das sieht der flüchtigste Tourist, sind nicht Araber, nicht Semiten, sondern eben Ägypter, das Volk, das die Pyramiden gebaut hat. Und wie oft haben wir diese fade Phrase gehört: „Die Pharaonen, die die Pyramiden türmten, sind längst dahin, wir aber, ihre Fronknechte, leben." Richtig ist: sie sind dahin; kein Wunder, nach tausenden Jahren; ihr Gedächtnis aber ist frisch und kann auch wohl für Jahre zum Modethema einer überzivilisierten Welt werden; und all die Hunderttausende, die in ihrem Dienst die Pyramiden türmten, leben heute noch, sowohl die Ägypter, ein ruhiges, fleißiges, industrielles Volk, als auch die Nachkommen jener, die dann mit Moses aus dem Lande Goschen gingen . . .

Die Araber in Palästina, schlank, schmal, mit scharfen, kühnen Zügen und zartgliedrigen Händen, sind ein anderes Volk. In Ägypten, über der eisernen Disziplin im Wesentlichen, heftige Ge-

bärde, Schreien, Lachen, Streiten, Feilschen, Drängen, Rennen; in Palästina, im arabischen Palästina ruhige Würde, Gemessenheit, Phlegma, langsame Bewegungen; dort ist die typische Figur der Zeitungsausrufer, dem alle Welt die neuesten Blätter aus den Händen reißt, in Palästina der Straßenhändler, der aus messingenen Traggefäßen einen braunen, schäumenden Trank, aus der Süßholzwurzel gebraut, feilbietet. In Alexandrien, bei der Ausfahrt aus dem Zollamt, waren die Zöllner noch zudringlich, so daß einer der Reisenden gereizt fragte: „You want to be a civilized nation?" — „Ihr wollt ein Kulturvolk sein?" Der Beamte lachte breit und zeigte die weißen Zähne: „No, we do'nt want it!" — „Wir wollen gar nicht!" In Palästina wäre ein arabischer Regierungsbeamter auf solche Frage hin schwer beleidigt gewesen, vielleicht wütend geworden — aber er hätte vorher keinen Anlaß zur Frage gegeben.

Es ist gut und lehrreich, wenn dein Weg nach Erez Israel, wie vor 3500 Jahren, durch Mizrajim führt. Freilich aber auch gut, daß du für ihn heute nicht mehr vierzig Jahre, sondern nur ein paar Stunden benötigst.

Kantara—Haifa-Expreß

Es ist noch nicht lange her, seit dieser Weg durch die Wüste so wesentlich abgekürzt wurde. Im dritten Band von Theodor Herzls Tagebüchern kannst du von der *Expedition* lesen, die er in die Gegend zwischen dem Suez-Kanal und Palästina entsandte. Wochenlang brachte er mit der Auswahl der Teilnehmer, vor allem des *Generalstabs*, und mit den Vorbereitungen zu; ein Mitglied besorgt Spezialkarten vom War Office in London, eines geht als Quartiermacher nach Kantara, um die Kamele, Vorräte usw. zu inspizieren; die Lebensversicherung der Reisenden und die militärische Bedeckung werden ebensowenig vergessen wie der Phonograph, mit dem die kühnen Forscher die Beduinen der Wüste verblüffen, amüsieren, gewinnen sollen. Das war im Frühjahr 1903. Heute besteigst du in demselben Kantara, zusammen mit den Beduinen, von denen manche *noch* ihre eigenen Phonographen mitführen, die meisten aber dafür schon viel zu blasiert sind, den *Kantara—Haifa-Expreß*, den aus guten, vierachsigen Pullmans und Schlafwagen bestehenden Zug, der dich in einer kurzen Sommernacht quer durch die

Wüste Sinai nach der großen Oase El Arisch mit ihren üppigen Dattelwäldern am rauschenden, blauen Meer und von da, die Küste entlang, zwischen Sanddünen und mageren Steppen bis nach dem Gartenland von Juda bringt, nach Ludd Junction, der sehr belebten, von geschäftigem Trubel erfüllten Umsteigestation für Jerusalem und Jaffa. Um zehn Uhr abends sahst du noch einen großen Indienfahrer mit tausend Lichtern durch den Suez-Kanal gleiten; um zehn Uhr morgens fährst du um den Vorsprung des Karmel, an den weißen Häusern des neuen jüdischen Viertels Bath Galim vorbei, in den Bahnhof von Haifa, umschlossen von der palmenreichen Kischon-Niederung, der lebhaften, aufblühenden Stadt und der in seligem Blau strahlenden Meeresbucht.
Die Zeiten sind vorüber, da eine Fahrt nach Palästina noch zu den großen Abenteuern gehörte und reich an Strapazen und selbst Gefahren war, fast wie eine Entdeckungsreise nach dem unerforschten Zentralafrika. Das Land erfreut sich voller Ruhe und Ordnung, eine glückliche Insel zwischen dem von Kampf und Unrast erfüllten Arabien, Transjordanien, Irak und selbst dem unter französischem Mandat stehenden, von französischen Truppen wimmelnden Syrien. Auch in

Palästina kommt manchmal ein Diebstahl, ein Einbruch, selbst ein Totschlag vor; das soll aber in den zivilisierten Gegenden Europas auch keine Seltenheit sein. Ich reiste, ohne Waffe, auch in den abgelegensten, ansiedlungsärmsten Teilen des Landes immer mit dem Gefühl absoluter Sicherheit. Dazu sind die Beschwerden des Reisens selbst auf ein Mindestmaß reduziert. Die Bahnen sind bequem und sauber, meist aber wird ihnen das Automobil als Beförderungsmittel vorgezogen. Bis zum Kriege, als es eine einzige Eisenbahnstrecke im Lande gab, die mit französischem Kapital gebaute Schmalspurbahn Jaffa—Jerusalem (jetzt auf Vollspur umgebaut und gleich allen andern Strecken in staatlich-palästinensischem Betrieb) und nur sehr wenige Chausseen, damals war das übliche Verkehrsmittel der von Pferden oder Maultieren gezogene Wagen, die *Diligence*, auf vielen Strecken aber, wo auch dieser nicht durchkommen konnte, das Reittier. Ein Besuch von Rosch-Pina, Safed oder gar Metulla bedingte mehrtägige, sehr beschwerliche Ritte und ich erinnere mich wohl an Erzählungen von Freunden, die damals Palästina besuchten und sehr wenig vom jüdischen Leben, von Städten und Kolonien, desto mehr aber von Abenteuern und mehr oder

weniger harmlosen Unfällen der Reise zu erzählen wußten. Jetzt ist das Land von einer Anzahl gepflegter Chausseen durchzogen, und das gute Klima, die Widerstandsfähigkeit der kleinen amerikanischen Automobile und die Geschicklichkeit der jüdischen Chauffeure ermöglichen es, ohne Anstrengung an einem Tage von Jerusalem nach Metulla im äußersten Norden zu gelangen, überhaupt jeden Punkt des Landes leicht und rasch zu erreichen.

Selbstverständlich gibt es in den größeren Städten komfortable Hotels und Speisehäuser, und es ist auch durchaus überflüssig, sich für die Reise mit besonderen Vorräten an Kleidern, Wäsche, Schuhen, Medikamenten oder sonstigem Bedarf für etwaige unvorhergesehene Fälle zu versorgen; du kannst ungefähr alles, was du in einer europäischen Großstadt zu kaufen bekommst, auch in Jerusalem, Tel Aviv oder Haifa, und das meiste auch an allen andern Orten kaufen. Post und Luftpost, Telegraph und Wireless (freilich nur für Apparate, die europäische Sender direkt hören können) gehen wie bei uns und das Telephonnetz hat eine erhebliche Dichte erreicht; die Telephonapparate sind an Gespräche in den drei offiziellen Landessprachen (englisch, arabisch und hebräisch),

aber auch in sämtlichen anderen Idiomen der Welt gewöhnt.
Selbst jene Gegenden außerhalb des westjordanischen Palästina, die früher (das heißt bis etwa 1921) nur in Begleitung besonderer Militäreskorten und nach Überwindung großer Schwierigkeiten besucht werden konnten, z. B. die wichtigeren Punkte des Ostjordanlandes, wie Es-Salt, die Hauptstadt Amman oder Petra, die Stadt der gigantischen Felsengräber, sind jetzt in das Netz des jüdischen Autodienstes einbezogen; und die noch 1922 nur mit einer Karawane und unter steter Gefahr mögliche Reise quer durch die syrische Wüste bis Bagdad setzt längst nichts anderes mehr voraus, als daß man für die regelmäßig verkehrenden Kraftwagen einer der beiden Linien, der französischen von Damaskus, der englischen von Amman aus, ein Ticket löst.
Wer allerdings aus irgendwelchen Gründen von Alexandrien nicht per Bahn, sondern zu Schiff weiterfährt, muß noch immer die aufregende Prozedur der Ausbootung auf offener Reede vor Jaffa und die etwas unheimliche Fahrt in den arabischen Booten durch Brandung und Klippen über sich ergehen lassen, manchmal auch, wenn das Wetter schlecht ist, wohl oder übel bis Haifa

weiterfahren, wo er auch nicht viel komfortablere Landungsmöglichkeiten hat. Aber auch diesem letzten Stück Palästinareise-Romantik hat schon die Stunde geschlagen und die Eröffnung des modernen Hafens in Haifa und der Bau eines bequemeren Landungsplatzes in Jaffa ist eine Frage der allernächsten Zeit. Dann wird Palästina *jedem* Reisenden — wie heute schon dem über Ägypten kommenden — einen freundlichen Willkomm bieten. Und man wird es selbstverständlich finden, wird gar nicht daran denken, daß der bequeme und sichere Kantara—Haifa-Expreß seit eben dem Zeitpunkte verkehrt, seit dem man am Schalter des Bahnhofes auf der östlichen Böschung des Suezkanals seine Fahrkarte in hebräischer Sprache verlangen kann und Bahnhof, Schalter und Billet selbst neben englischen und arabischen auch hebräische Aufschriften tragen.



Bild 3

Junger Orangengarten in Chedera



Bild 4

Typisches Araberdorf
[Dschedro in der Akko-Ebene]

II. DAS LAND

Landschaft

Üppigste Gärten mit Orangen, Bananen, Feigen, Palmen — und brennend öde Wüste; steinstarrendes Felsgebirge und Wanderhügel aus Dünensand; zwei Wegstunden voneinander eine Stadt 900 Meter über dem Meere und eine zweite 400 Meter unter dem Meeresniveau; weißer Kalk und schwarzer Basalt; solche Gegensätze umschließt Palästina, ein kleines Ländchen, an Ausdehnung ungefähr Mähren gleich. Der Blick etwa vom Skopus, vom Dach der hebräischen Universität: nach Westen über die Kidronschlucht auf das Häusermeer der Heiligen Stadt, mit Moscheen, Tempeln, Kirchen, mit dem Kranz jüdischer Wohnsiedlungen, die in großem Halbkreis die Stadt umgeben, mit der Hochfläche von Juda, Hügelwelle hinter Hügelwelle, freundlich geöffnet, gastliche Täler, und alles beherrschend, auf einsamem Bergkegel horstend, Dorf und Turm von

Nebi Samwil, mit dem Grab Samuels. Nach Osten aber: wild durcheinandergerüttelte Felsmassen, die *Bergwüste Juda* in großartiger Öde, verschlossen, jedes Tal von unübersteiglichen Felsgraten abgeriegelt, tot, ohne Baum, ohne Haus, und in jähen Stürzen abfallend nach der Urweltschlucht, aus der, ein tiefblau polierter Metallspiegel, die dunkle Fläche des Toten Meeres heraufleuchtet; drüben, jenseits, die steilen breiten Massen der Berge Moab, zusammengeballt im sagenumwobenen Nebo. Oder der Blick vom Karmel, auf die weiße Stadt zu deinen Füßen, das weite Kischontal mit seinen Palmenwäldern, die sanft geschwungene Bucht bis hinüber zu der vorspringenden Halbinsel, auf der, wie ein Märchenpalast, Akko in der Sonne leuchtet, und dahinter die Welt der Berge, alles aber überglänzt und durchschienen, in ein überwirkliches und unwirkliches Licht gehoben von dem unsagbar blaustrahlenden Meer. Oder der Blick vom Berg Kanaan, dicht vor Safed, 800 Meter hoch, in das Jordantal, 1000 Meter unter dir, mit dem sanften Meromsee und dem mächtigen, grünblaugolden blitzenden See Kinereth, mit den fruchtbaren Gefilden Galiläas, mit dem braunen Hügelland Dscholan drüben und dem gewaltigen, wolkenumkränzten Hermon, dem Rie-

sen, dem Wächter des oberen Galil; oder der Blick vom Tabor hinab auf die weite Ebene Jesreel mit freundlich lachenden Dorffluren, oder vom Berge von Moza über Juda, die Küstenebene und das Meer, oder von der Straße bei Nablus auf den Berg Ebal und den Berg Gerisim, zwei ungeheure Felsschiffe, die jeden Augenblick aufeinanderzustürzen und das Tal und die Stadt zwischen sich zu zermalmen drohen... Nein, das Wort ist zu schwach, um eine Vorstellung zu geben, auch die Malerei, die Photographie ist zu schwach, und während meiner Fahrten kreuz und quer durch das Land hatte ich immer wieder das Gefühl: auch dein Auge ist zu schwach, so rasch, so im Raub alles das zusammenzuraffen, all diese Größe, diese Schönheit, diese Einzigkeit zu durchdringen und aufzunehmen.

Über diesem Lande ruht eine Atmosphäre von geisterhafter Klarheit. Du siehst ein grünes Tal vor dir liegen, du willst hinabsteigen zu jenem Dörfchen, das sich in die üppigen Baumgruppen des Talgrundes schmiegt, dicht vor dir, zehn Minuten weit schätzt du es; und du erfährst, daß es fast 20 Kilometer entfernt ist. Von der Höhe von Talpioth, vor den Toren Jerusalems, sah ich im Wasser des Toten Meeres, 35 Kilo-

meter in der Luftlinie entfernt, jede Felsspalte des jenseitigen Steilufers sich abspiegeln. Der Blick über Galil ist wirklich ein Blick über *ganz* Galil, der über den Emek wirklich einer über den *ganzen* Emek. Nicht Stücke siehst du, nicht Fragmente von Landschaften, sondern wirkliche Provinzen, ganze Länder. Nicht Sonderung, Scheidung, Trennung widerfährt dem Lande, „das Gott dir gibt", sondern Einung, Zusammenfassung, Weitung. Zusammenfassung aber nicht auf Kosten des Einzelnen, des Besonderen, des Geringen. Wer will, mag hieraus manches im jüdischen Denken, in der jüdischen Art zu sehen und zu sein herleiten.

Land — Luft — doch nicht vorzustellen, nicht zu ahnen ohne ein Drittes. Der palästinensische Himmel: tiefblau, strahlend, voll unendlicher Ruhe, tröstend, segnend; und die Sonne, weiß, einen Ozean von Licht versprühend, alle Farben in höchste Glut peitschend; vollends aber die Nacht, mit der schwarzblauen, tönenden Glocke des Himmels, mit dem Paradies der Sterne, dem Silberstrom der Milchstraße, und nach den Sternen mit dem vollen Mond, doppelt so groß wie in unserem armen Europa, Kaskaden von Licht ausgießend über eine zauberisch verwandelte Welt.

Nie werde ich den Abend in Nazareth vergessen; den ganzen Tag war ich im Emek von Siedlung zu Siedlung gehastet, hatte hunderte Menschen gesprochen, hatte mich vom Fieber ihrer Arbeit mitreißen lassen; und abends saß ich auf der Terrasse in Nazareth, unter den funkelnden Sternen, ein frischer, kühler Wind wehte vom Meere herauf, weit weg schwand Sorge und Mühe, Arbeit und Fieber, die Welt wurde leicht und weit; fern auf der Straße von Tiberias erhob sich ein leises Klingeln, rhythmisch wuchs und sank es, wurde stärker und voller, kam näher und wurde vielstimmig, bis die Kamelkarawane unter meiner Terrasse vorüberzog, unhörbar leisen Trittes, langsam, wie Segelbarken über nächtlichem Meer, und wieder in die Dunkelheit verschwand; das Klingeln der Glöckchen ward schwächer und zarter, die Stimmen verschmolzen in eine, sanken rhythmisch und verstummten endlich in der Nacht.

„*Wasserarm*“

Mit dem Tone lebhaftesten Bedauerns sagt der wohlwollende *Sympathiker:* Ja, alles gut und schön, aber Palästina ist doch ein wasserarmes Land — und du siehst eine durstige Wüste vor dir, in der jede Mühe um landwirtschaftliche Pro-

duktion zum Scheitern verdammt wäre. Wer aber mit dieser Vorstellung nach Palästina kommt, ist verblüfft über den da und dort quellenden und sprudelnden *Wasserrreichtum.* Jawohl, Wasser ist das Lebenselement der Pflanze, ist die Grundlage agrarischer Produktion. Und dieses Element, diese Grundlage besitzt Palästina keineswegs in geringem Maße. Dieses Land, so groß wie Mähren, hat *nur* einen großen Fluß, den Jordan, *nur* zwei große Seen und einen kleineren, *nur* 250 Kilometer Seeküste. Auf den Bergen, in den Tälern, in den Ebenen fließen Quellen, Bäche, Flüßchen. In Kerkur, im Küstengebiet Mittelpalästinas, fanden wir Triumphpforten, Festzelte, alle Häuser dekoriert: man feierte den Erfolg der Brunnenbohrung. Zwanzig Jahre hatte man Wasser gesucht, gebohrt, gelechzt; jetzt kam eine neue Maschine, man bohrte tiefer, ungeheure Mengen Wassers sprangen zutage. Zwanzig Jahre war Kerkur wasserlos, ein verlorener Posten. Es lag nicht am Lande, nicht am Wasser, bloß an der ungenügenden Maschine. Bei Jericho, 400 Meter tiefer als das Mittelmeer, im glühend heißen Jordantal, entspringt eine Quelle, die sogleich einen schönen Teich bildet; ich habe darin gebadet, im brennenden Juli, und das Wasser hatte 16 oder 17 Grad.

Der hebräische Schullehrer in Hebron, ein Fachmann für Kenntnis Südpalästinas, wies uns die Doppelquelle, die Kaleb seiner Tochter Achsa zu Lehen gab; dies müsse die Stelle sein, die mit den *oberen und unteren Quellen* des Buches Josua gemeint sei. Ich will dem Fachmann nicht nahetreten; aber es gibt mehr Stellen in Palästina, wo doppelte und mehrfache Quellen entspringen. Hart neben Beth Alfa, unserer östlichsten Emeksiedlung im Komplex Nuris, springen dreißig Quellen aus dem Hange des Gilboa-Gebirges und bilden den Bach Sachne, *einen* der Bäche, die in den Hauptfluß des östlichen Emek fallen, den Goliathbach. Seine Quelle, En Charod, auf dem Boden unserer gleichnamigen Siedlung, fließt, schon ein stattlicher Bach, aus mächtiger Felsenhöhle.

Natürlich ist es eine Lebensfrage für jede Siedlung, daß Wasser bald und in genügendem Maß gesichert wird, nicht nur für Trinkzwecke, sondern für die Landwirtschaft, die in Palästina *überall* unter Bewässerung wundervoll gedeiht. Im Jordantal von Tel Or nach Semach fahrend, erblickte ich fern am westlichen Berghang die weiße Linie des großartigen Aquädukts, den der Keren Hajessod erbaut hat, um der Siedlung Kfar

Gun genügend Wasser zuzuführen, ein Werk, durchaus vergleichbar etwa der römischen Wasserleitung, deren gewaltige, noch im Verfall erstaunliche Reste du bei Akko sehen kannst. Und im Nuris-Block, im östlichen Emek Jesreel, befaßte sich unsere Kommission eingehend mit einem Plan, durch eine großzügige Bewässerungsanlage den Siedlungen Kfar Jecheskel, Geva, En Charod, Tel Josef, Chefzibah und Beth Alfa eine Intensivierung ihrer Landwirtschaft zu ermöglichen und damit die Grundlage ihrer Entwicklung weitgehend zu stärken und zu festigen. Dieser Plan ist nur einer von mehreren ähnlichen und gleich bedeutungsvollen, für deren Ausführung *nur* das Geld, nicht das Wasser fehlt.

Und was soll ich von dem Widerspruch sagen, in den sich der wohlwollende Sympathiker stürzt, wenn er im selben Atem mit der *Wasserarmut* Palästinas die Schwierigkeit beklagt, daß die meisten von uns erworbenen und zu erwerbenden Böden *versumpft* sind? Was ist Sumpf? Ungeregelte Wasserfülle. Nahalal war das schrecklichste Sumpfnest Palästinas, unbebaubar, fieberverseucht, wertlos. Nach einem Jahre schwerer Arbeit — sehr schwerer, aufreibender, heroischer Arbeit, aber nach einem *einzigen* Jahre, war Na-

halal entsumpft, anbaureif, fieberfrei. Das Wasser, das den Sumpf gebildet hatte, läuft in Drainageröhren gedeckt ab, rauscht als munterer Bach in den Hauptbewässerungsgraben und wird von da durch ein sorgsam ausgedachtes System von Gräben, allein durch die Kraft der eigenen Schwere, über eine weite Fläche fruchtbaren Bodens verteilt. Die Araber, die früher hier verkamen, hießen die Quelle *Todeswasser:* wer daraus trinke, müsse sterben. Die *Todesquelle* versorgt heute das blühende Dorf Nahalal mit einer Überfülle klaren, kühlen, gesunden Wassers; gewiß, auch die Siedler von Nahalal werden einmal sterben, aber, mit Gottes Hilfe, nach hundertzwanzig Jahren, an Altersschwäche. Ich habe das Wasser direkt aus dem Drainagegraben getrunken, es war frisch, wohlschmeckend, und die Analyse erschien mir sehr glaubhaft, die es als vollkommen gesund bezeichnet.

Wasserarm ist nur das Jerusalem, das hoch oben auf dem Karstplateau des judäischen Gebirges horstet. Dort trinkt man meist Zisternenwasser, das nicht sehr frisch schmeckt. Aber wer *Regierungswasser* hat, das heißt, an die von Salomo gebaute, von den Engländern wieder hergestellte Wasserleitung oder die neue von En Fara her an-

geschlossen ist, der kann, außer in sehr dürren Sommern, täglich baden und Wasser verbrauchen soviel er will, und das Wasser ist kalt und frisch; in der alten Stadt gibt es wenige Häuser mit Wasserleitung, in den neuerbauten jüdischen Stadtvierteln fehlt sie in keinem Hause. Freilich ist es eine Wasserleitung, die im Sommer nur an manchen Tagen funktioniert; aber jetzt sieht auch Jerusalem das Ende seiner Wasserschwierigkeiten in greifbarer Nähe. Eine jedem Bedürfnis voll genügende Wasserleitung von Ras el En, der großen Quelle im Küstenland, her soll im Jahre 1933 fertiggestellt werden.
Trotz allem ist es doch unleugbar, daß in Palästina durch volle fünf Monate, von Anfang Mai bis Anfang Oktober, kein Tropfen Regen fällt und das ganze Land, je weiter diese Jahreszeit vorschreitet, immer mehr und mehr von einer weißen Staubschicht überzogen und immer durstiger und durstiger wird. Ebenso ist es eine Tatsache, daß der größere Teil der Flüsse Palästinas nur im Winter und Frühling Wasser führt und im Sommer trockene, steinige Wadis bildet. Dies war im Altertum anders und wird wieder anders werden, wenn wir die Sünden der vielen Jahrhunderte, die Palästina verkarsten ließen, gutgemacht haben wer-

den. Leicht ist es nicht und billig auch nicht. Aber es ist möglich und es wird geschehen. Schon jetzt sind die schüchternen Aufforstungsversuche in Palästina auch dem flüchtigen Besucher sehr deutlich sichtbar, und nach sechs Jahrhunderten gibt es schon wieder etwas im Lande, was den Namen *Wald* verdient. Auch die Drainage der Sümpfe und die Verteilung ihres Wassers über große, bisher trockene Flächen trägt zur Änderung des Klimas bei.

Das ist ein großes Wort: Änderung des Klimas. Aber nicht so phantastisch, wie es scheint. Die Leistung der Engländer in Ägypten ist nirgends so sinnfällig, so handgreiflich geworden wie in dem schlichten meteorologisch-statistischen Datum: „Seit der Besetzung Ägyptens durch Großbritannien ist die mittlere Jahrestemperatur des Nillandes um zwei Grad Celsius gesunken.“ Palästina ist für solche Arbeit geeigneter, denn es ist nicht ein schmaler Streifen, zwischen zwei Mauern glühender Wüsten gepreßt. Wir werden es schaffen. Und wenn die kahlen Berge des judäischen Karstes bewaldet sind, werden die Flüsse das ganze Jahr strömen, vielleicht wird auch der Sommer aufhören, regenlos zu sein, die mittlere Jahrestemperatur wird um wenige Grade sinken und das

blühende Land wird all die Mühe, all die Opfer, all die Sorge reichlich lohnen, die ein Geschlecht echter Pioniere heute an die Wiedererweckung von Erez Israel wendet.

Städte und Dörfer

Die Städte des Orients haben bis vor wenigen Jahrzehnten ihr eigenes, ungestörtes, gleiches Leben geführt wie im Altertum und Mittelalter; erst kürzlich begann eine neue Entwicklungsphase unter europäischem Einfluß, und sie hat sich neue (meist häßliche) Stadtviertel gebaut, außerhalb und abseits von dem alten Stadtkern. So haben viele orientalische Städte, selbst Großstädte, ihre *Altstadt* mit Basaren, Chans, Moscheen, engen Gäßchen, mit der alten Festungsmauer und den Stadttoren bis auf den heutigen Tag mehr oder weniger vollständig bewahrt und erhalten. Kairo, Jerusalem, Jaffa, Damaskus, Rhodus, Stambul: hier überall steckt eine mittelalterliche, befestigte Stadt als Kern in dem nach allen Seiten sich dehnenden, ins Weite wachsenden Gemeinwesen. Am vollständigsten ist dieser Kern in Jerusalem und in Rhodus erhalten; am schwächsten in Kairo und Jaffa; gänzlich vernichtet in Beirut und, seit dem englischen Bombardement

von 1882, in Alexandria. Eine Stadt wie Jerusalem oder noch mehr Rhodus erinnert an die deutschen und französischen Museumsstädte wie Rothenburg und Avignon; es ist ein überaus starkes romantisches und malerisches Element in diesen Mauern und Stadttoren, die größtenteils aus der Zeit der Kreuzzüge und den darauf folgenden drei Jahrhunderten stammen.
Reizvoller noch ist das Stadtinnere. Es besteht meist aus engen, sehr engen Gäßchen und hohen, nach der Straße fast fensterlosen Steinhäusern. Aber überall gibt es, trotz der Begrenztheit des vom Mauerviereck umschlossenen Raumes, stattliche Höfe, ja selbst prächtige Gärten innerhalb der Stadt. Nirgends ist der Hof als Zentrum des Wohnbaus so stark und allgemein entwickelt wie in Damaskus. Mohammedanische, christliche und jüdische Patrizierhäuser, aber auch Hotels und Amtshäuser sind sozusagen rings um einen quadratischen oder breit rechteckigen Hof angelegt, der dreißig bis vierzig Meter Seitenlänge hat und nach dem sich die Repräsentationsräume des Hauses öffnen. Die Eigenart dieser Höfe besteht aber in dem herrlichen mosaizierten Pflaster aus weißem und buntem Marmor, das nur Öffnungen für ein paar Orangenbäume freiläßt, und

in dem niemals fehlenden marmornen Brunnenbecken in der Mitte; das Wasser, dessen unbegrenzte Fülle den einzigartigen Reiz von Damaskus ausmacht, springt in starkem Strahl in die Höhe, überfließt das Becken rundum und strömt in einer rings am Fuß des Brunnens umlaufenden Rinne ab. Hier, aber auch in so wasserarmen Städten wie Jerusalem, erblickst du innerhalb engster Gäßchen und zusammengedrängter Armutskasernen plötzlich an einer Wendung des Weges Palmenwipfel von einem Garten; und wenn du etwa in Jerusalem auf dem Wehrgang der Mauerkrone entlang gehst, merkst du erst, daß die Altstadt, die dir erst dichtbebaut und vollgepackt schien, viele große freie Flächen, noch außer dem ein Sechstel der Stadt einnehmenden Tempelplatz, enthält; sah ich doch selbst inmitten der Altstadt von Jerusalem in einem solchen Gartenhof oder Hofgarten die schwarzen Zelte einer nomadischen Beduinenfamilie aufgeschlagen. Von hier oben siehst du, daß überall in Jerusalem Palmenwedel sich aus Gärten erheben, und daß im Süden der Stadt eine ganz große Fläche völlig unbebaut als *Kaktusfeld* starrt.

Enge Gäßchen, Gärten mit Palmen, finstere, verschlossene, fast fensterlose Häuser; und dazwi-

schen Moscheen und Basare. Die Moscheen sind weit mehr als Kirchen, Bethäuser; auch dies sind sie, aber ebensosehr Studierräume, Versammlungsräume, Aufenthaltsräume. Im Schatten der Moscheehöfe liegt der Obdachlose, der Bettler, der Fremde, und schläft den Schlaf des Gerechten auf den kühlen Stufen der Steinfliesen, sein Bündel oder den zusammengerollten Mantel unterm Kopf. Fünfmal im Tag bekennt in melodischem Rufgesang der Muezzin von der Plattform des Minaretts die Größe Gottes und mahnt die Gläubigen an die Gebetszeit. Aber nicht nur in der Moschee versammeln sie sich zu gemeinsamer Andacht unter Führung von Geistlichen; überall, in der Straße der Stadt, auf dem freien Feld, unter einem Baum oder im Schatten einer Mauer, in der Eisenbahn und im Trubel des Basars siehst du einzelne Beter ihre umständlichen Kniefälle, Verbeugungen und Anrufungen nach der Richtung der heiligen Stadt Mekka hin verrichten.

Immer wieder überrascht dich in der orientalischen Stadt der Anblick zierlich gemeißelter Tore, Brunnenbecken und Wandbrunnen, Bogen, Kuppeln und Wölbungen; am meisten aber das Gewimmel der Menschen, ihr lautes Rufen und Feilschen, Streiten und Handeln, das doch immer ganz

deutlich nur ein unruhiges Obendrüber auf unerschütterlich darunter beharrender Gravität, Ruhe, Würde ist. Diese Bazare sind meist enge, schlecht gepflasterte, holperige Straßen mit ganz kleinen, schmalen Mauernischen zu beiden Seiten, Nische an Nische, Laden an Laden. Der Kaufmann hockt auf der Eingangstufe und raucht sein Nargileh, oder wenn der Laden schon modernisiert, groß und komfortabel ist, sitzt er auf einem Hocker im Innern. Naht ein Käufer, so hat der Händler alsbald sein halbes Warenlager auf dem schmalen Ladentisch ausgebreitet. Lange währt es, bis man handelseins wird; auf die erste Preisforderung folgt meist gar kein Gebot, sondern ein verächtliches Lachen und ein entrüstetes Verlassen des Schauplatzes, Nacheilen des Kaufmannes, Rückkehr des Gastes; der dann angebotene Preis ist nie mehr als die Hälfte, oft ein Fünftel oder ein Zehntel des Geforderten; die Verhandlung ist ein von beiden Teilen con amore geführtes Schaugefecht, das selten ohne Publikum bleibt, oft auch bloß ein Scheingefecht, da beide Teile das Ergebnis im voraus wissen, aber auf die Entfaltung ihrer schauspielerischen, rednerischen, mimischen, gestikulatorischen Künste keinesfalls verzichten wollen. Oft sind Läden gleicher Warengattung in einer



Bild 5

Typische Judensiedlung

(Beth Alfa im Emek Jesreel)



Bild 6

Vorbereitung der Anpflanzung eines Waldes, 1929

|Balfour-Wald bei der Siedlung Ginegar|

Bild 7

Balfour-Wald bei Ginegar, drei Jahre alt, 1932

Wandlung im Landschaftscharakter

Bazarstraße vereinigt, und mit Vergnügen durchwanderst du ganze Straßen voll von Silberschmiedläden, Kupfer- und Messingschmiedwerkstätten, insbesondere aber von Lebensmittelgeschäften mit Bergen von grünen Melonen, hellen Gurken, rosa Zwiebeln, buntem Obst, sattvioletten Auberginen, ganzen Hügeln von weißem Käse und gelber Butter. Weniger genußreich wirst du die Straßen der Fleischer finden.

Völlig anders als die Stadt zeigt sich das Dorf. Ein wirr ineinandergebauter Haufe von würfelförmigen Lehm- oder Steinhäusern, gewöhnlich überragt und beherrscht von dem stattlicheren Hause des Scheichs, eng und übelriechend, allen Erfordernissen der Hygiene Hohn sprechend, da oft Eltern, zahlreiche Kinder, Geflügel, Hunde, Ziegen, Schafe, Esel in einem einzigen Raum hausen. Nirgends erfreut sich das Auge an Grünem, nur Kaktushecken gibt's im Dorfe und gelegentlich einen alten, heiligen Baum draußen vor dem Dorf. Dort liegt gewöhnlich der Friedhof, *Stein unter Steinen* ohne Grün, ohne Baum oder Blume; auf den Grabsteinen sitzen meist ein paar Leute und plaudern oder rauchen. So unerquicklich ein solches Dorf ist — die ersten Fellachendörfer, die du auf der Fahrt von Alexandria



nach Kairo im gesegneten Fruchtland des Nildeltas erblickst, wirken geradezu erschreckend durch den Anblick von Schmutz und Elend —, so ergreifend schön sind viele von ihnen in die Landschaft gestellt. Meist auf der Kuppe eines Hügels, fügen sie sich der Landschaft wundervoll ein, beherrschen, bereichern, beleben sie und ordnen sich ihr doch unter; unvergeßliche Leistungen der Siedlungsarchitektur, unbewußt, unabsichtlich entstanden, aus einem instinktiven, dem ganzen Lebensstil innewohnenden Formwillen. Wenn du am Abend, gegen Sonnenuntergang, an einem solchen Dorfe vorbeikommst und Hirten mit ihren Herden, Frauen in schleppenden schwarzen Gewändern in königlich aufrechter Haltung, die schön geformten Tonkrüge auf dem Kopf oder der Schulter, an den Brunnen herabschreiten siehst, fühlst du dich in patriarchalische Zeiten versetzt, siehst die Legenden der Bibel lebendig werden und empfindest in voller Stärke die ungebrochene Einheit des Orients, der heute noch in vielem Wesentlichen der gleiche ist, wie zur Zeit, da Elieser um Rebekka für Isaak, da Jakob um Rahel, Moses um Zippora warb und die idyllische Novelle jedesmal des Abends am Brunnen begann.

Gegensätze

Du merkst in Palästina, daß du aus der *gemäßigten* Zone herausgekommen bist: der ganz feine Nebel, der über allen Dingen in Europa liegt, selbst in Zeiten hellster Klarheit, und der uns nur meist nicht zum Bewußtsein kommt, der alle Gegensätze mildert, Unterschiede abstumpft, dieser Schleier hat sich gehoben und in schreiendem Kontrast stürzen sich die Farben, die Formen, die Töne aufeinander. Die Luft ist von unendlicher Klarheit; die Sonnenhitze duldet keine Dünste; und so fehlt auch das Medium, das die Widersprüche in übergangsbereite Nuancen abtönt. Es ist heller, sonniger, weißblendender Tag; die Sonne geht unter; und fünf Minuten später ist es stockdunkle, schwarze Nacht.

Ein Drittel des Landes ist Ebene, ein Drittel Gebirge, ein (schwaches) Drittel Depression (Land, tiefer als das Meeresniveau). Von der Ebene ist ein Drittel üppiger, zum Teil versumpfter Humusboden. Das Gebirge wird durch die Ebene Jesreel in zwei Teile zerschnitten, so verschieden voneinander wie Schwarz und Weiß: alles, was südlich von der Senke liegt, Judäa und Samaria, ist Sediment, weißgelber, im Sonnenschein blendend

weißer Kalk, größtenteils verkarstet und kahl, voll abenteuerlicher Formen, wirr durcheinandergerüttelt, schroffe Wand neben tiefer Schlucht; alles, was nördlich vom Emek liegt, Galiläa, ist Produkt urzeitlicher Eruption, dunkelbrauner, im Schatten schwarzer Basalt, fruchtbar, dicht begrünt, mit sanft geschwungenen Hügelrücken und lachenden, offenen Talfluren; nur am Ostrand mit jähem Absturz, dort wo vor Hunderttausenden von Jahren der furchtbare Einbruch erfolgte, der als wunderbare Spur die Jordanfurche mit dem Toten Meer, 400 Meter tiefer als das Mittelländische Meer, zurückließ, die tiefste Depression auf der Erdoberfläche. Eine weniger als dreistündige Autofahrt bringt dich vom Meeresstrand bei Jaffa über Jerusalem nach Jericho; über mühsam das Gebirge erklimmende Serpentinen bis auf 800 Meter Seehöhe und wieder über halsbrechende Windungen jäh bergab auf 400 Meter unter Null; die Endpunkte der Fahrt sind in der Luftlinie nur 70 Kilometer voneinander entfernt.

Vor vielen Jahren sah ich in einer Ausstellung ein Gemälde: *Alte und neue Zeit.* Ein grünes Waldtal im Herzen Deutschlands, auf der Höhe der Talwand die romantische Ruine einer Ritterburg, im Talgrund eine große, moderne Fabrik mit

qualmenden Schloten. Das Bild machte Eindruck mit dem in epigrammatische Form gedrängten Gegensatz zweier Epochen. Aber wie groß ist der Gegensatz im Grunde? Er verknüpft die Endpunkte einer Entwicklung von fünf, sechs Jahrhunderten. In Palästina stehen die lebendigen Zeugen undurchdringlicher, prähistorischer Entwicklungen in aller Frische und hart nebeneinander vor unseren Augen. Dabei denke ich gar nicht eigentlich an die alltägliche Begegnung von Kamelkarawane und Automobil, von Botschaft tragenden Reitern und Telephon, von Wasserschöpfrädern ältester Bauart, wie die Reliefs Altägyptens sie zeigen, und Pumpwerken mit Dieselmotoren. Aber in Beisan, wo der Emek Jesreel sich weitet und in das Jordantal übergeht, sah ich arabische Fellachen, fleißige, unermüdliche Bauern, auf sorgsam bewässerten Feldern ihr Getreide bauen, und dicht daneben, jenseits der durch kein sichtbares Zeichen festgestellten, nur auf den Landkarten durch eine ideelle Linie markierten *Grenze seßhaften Wohnens*, Beduinen in ihren schwarzen Zelten sitzen und ihre schwarzen Schafe auf der weiten, braunen Steppe des Jordantals weiden. Jahrtausende um Jahrtausende scheiden den Sohn der Steppe, der kein Eigentumsrecht am Boden

kennt, der kommt und geht, wie die Jahreszeit und der Zustand der Weiden es ihm vorschreiben, der den Pflug noch nicht erfunden, die Blutfehde noch nicht verlernt hat, von dem Ackersmann, seit Jahrhunderten an die gleiche Scholle geheftet, mit ihr verwachsen auf Leben und Tod, der pflügt, sät, erntet, drischt, friedsam und beschaulich lebt, seinen Schutz von der Obrigkeit erwartet.

Wunderst du dich noch, in diesem Land, im Zeitraum weniger Minuten, im glühenden Sonnenbrand der weißen Landstraße dem Fellachen zu begegnen, der unterm Sonnenschirm auf seinem Esel reitet und seine Frau, gebückt unter schwerer Last, hinterdrein gehen läßt, und der gepflegten, von ihrem Gatten verwöhnten englischen oder amerikanischen Lady im Auto, während auf dem Feld nebenan jüdische Arbeiter und Arbeiterinnen miteinander sich mühen, *Chaverim*, Genossen der Mühe und ihres Lohnes, Mitglieder einer auf Arbeit und Gleichheit gestellten sozialen Gemeinschaft? Und je mehr du von Palästina kennen lernst, je tieferen Einblick du in das Leben und Weben dieses merkwürdigen Landes gewinnst, desto größer wird deine Verwunderung darüber, wie der Gegensatz bis in die letzten Verzweigungen der Gesellschaft dringt. Juden,

Christen, Mohammedaner; Weiße, Braune und Schwarze drängen sich auf den Straßen; und innerhalb jeder Gruppe, welche Mannigfaltigkeit unüberwindbarer Kontraste! Unter den Christen die rationalistischen, an Palästina historisch interessierten Protestanten (selbst wieder deutlich in deutsche und englisch-amerikanische Sekten geschieden), die in romantisch-sentimentaler, das weltliche Interesse nie aufgebender Mystik das Land liebenden Katholiken, die ihm in hinströmender, sich selbst aufopfernder Liebe hingegebenen Russen — ganz zu schweigen von exotischen Sekten, wie den Kopten, Armeniern oder den als groteske Karrikaturen einherwandelnden Abessyniern. Und unter den Juden: welche Abgründe zwischen Aschkenasim und Sfardim und Jemeniten, amerikanischen, russischen, bucharisch-persischen und marokkanischen Juden; zwischen dem Almosenempfänger mit stattlichem Bankkonto und dem Sohne aus reichem, europäisch-jüdischem Haus, der seine gesicherte Zukunft aufgegeben hat, um hier ein schweres, an Mühen und Gefahren reiches, an materiellen Genüssen und Aussichten aber bitter armes Leben zu finden; zwischen der extremen Orthodoxie, der die religiöse Form zum fehlerlos funktionierenden Me-

chanisums des äußeren Daseins geworden ist, und der ebenso extremen Irreligiosität, deren täglich neu errungenes Leben so voll ursprünglichsten quellenden Gottesbewußtseins ist!

Weltgeschichtlicher Zweitakt

Paradies und Hölle, Garten und Öde, Oase und Wüste — dieser Gegensatz und Zweiklang beherrscht die Welt des Orients.
Die Wüste, weiträumig, fast unendlich, fast leer, freies Reich des schweifenden Nomaden, ist unter der strahlenden Sonne des Südens so karg wie die eisige, schneebedeckte Tundra der Arktis. Der Beduine, ihr einziger Bewohner, ist einer der ärmsten Menschen dieser Erde. Nie konnte er aus eigener Kraft auch nur sein Leben fristen; immer hat er, neben seiner primitiven Viehzucht, im Guten oder im Bösen die seßhafte Welt ringsum genutzt, war Karawanenführer und Söldner oder Räuber und Krieger. Immer haßte er den Knecht des Ackers; er beneidete den Städter um das Glück des Wohllebens, verachtete ihn zugleich, der sich feige hinter Mauern verkroch.
Die Oase, Geschenk des quellenden Wassers, eng, rings umstarrt von der Öde, dicht besiedelt, restlos aufgeteilt jedes Fußbreit Bodens, ist unter der

südlichen Sonne ein Paradies üppiger Fruchtbarkeit. Wie wenig braucht ihr Bewohner, um glücklich zu sein! Das Viertel unseres Einkommens, das wir Kinder der *gemäßigten* Zone unserem Wohnbedürfnis opfern, bleibt ihm erspart; an Wäsche, Kleidern und Schuhen braucht er fast nichts; das Klima befiehlt ihm nicht, ja es verbietet ihm schwere, fleischreiche, dick machende Ernährung, und rät ihm, sich mit etwas Brot, Gemüse und Obst zu begnügen. Diese *Armen*, die, in Hemd und Mantel gehüllt, gesättigt von ein paar Feigen und Datteln, im Hof der Moschee auf einer Stufe im schmalen Schatten schlummern, sie sind in Wirklichkeit reich. Mit leichter Mühe, der sie sich gern unterziehen, bringen sie die Erde dazu, ihnen reiche Frucht zu tragen, und sie fürchten nichts als den jähen, vernichtenden Einfall der Wüste, fressende Heuschrecken oder plündernde Beduinen. Die hassen sie auf den Tod, die rasenden Bettler; und doch klopft ihr Herz vor ihnen in ehrfürchtiger Scheu, den fahrenden Kriegern, die ihr Schicksal auf der Lanzenspitze tragen.

So war es und so ist es heute, wie es im Buche der Richter steht: „Es geschah, hatte Jißrael gesät, dann zog herüber Midjan, dazu Amalek und Söhne des Ostens, sie zogen herüber über es her, sie

lagerten sich über sie her, sie verderbten das Gewächs des Landes, sie ließen nicht einen Rest von Lebensgut in Jißrael, für Lamm, Rind, Esel, denn mit ihren Herden zogen sie heran, mit ihren Zelten, kamen heuschreckgleich an Menge, sie und ihre Kamele waren ohne Zahl, so kamen sie in das Land, es zu verderben." Und als Gideon die Beduinen Midjans überwältigt hatte, begnügte er sich keineswegs damit, sie zu verjagen, sondern verfolgte sie mit wütendem Haß tagelang, bis ins Herz der Wüste, und erschlug alle, deren er habhaft werden konnte. Tiefe, unausrottbare Feindschaft ist zwischen Oase und Wüste, zwischen Fellachen und Beduinen.

Viel häufiger aber schlug Midjan Israel, als ein Gideon aufstand, Midjan zu schlagen. Und oft war es so, daß die Söhne der Wüste nicht kamen wie Heuschrecken und wieder ins Unzugängliche verschwanden, sondern daß sie den Fellachen auf dem Nacken sitzen blieben, Herrschaften gründeten und als kriegerische Herrenschicht die Seligkeit der Oase doppelt genossen. So entstanden die Reiche der Assyrer, der Perser, der Araber, der Türken: überall Fremde, aus Wüstenarmut hervorgebrochene Eroberer über einer versklavten Bauernmasse.

Keineswegs ist es so, daß etwa Nomaden und Bauern zwei aufeinanderfolgende Entwicklungsstufen bedeuten. Von Anfang an gab es Wüstenwanderer und Seßhafte. Die letzteren erscheinen im Orient nicht zuerst als Bauern nach unserer europäischen Vorstellung, etwa wie bei den Germanen in Einzelgehöften und Dörfern, sondern als Städter. Die Stadt, die gut geschützte, zahlenmäßig starke Siedlung im Zentrum des doch immer auf schmalen Raum begrenzten fruchtbaren Gebietes, die Schutz gegen die von allen Seiten drohende Wüste bietet, ist hier ursprüngliche Form.

Zwischen beiden Polen geht der Rhythmus der Geschichte hin und her. Wächst die Stadt an Volksmenge, an Kraft, an Macht, so sinkt die Wüste, der Beduine wird zum elenden Zigeuner, Fruchtland dringt vor, Steppe weicht zurück; siegt die Wüste, brechen erobernde Scharen öfter und öfter den Zauber seßhafter Sicherheit, so sinkt die Stadt, der Fellache wird zum fronenden Sklaven, Wüste dringt vor, Ackerland weicht zurück. Nie stieg die Stadt so hoch und so stolz wie mit dem Adler Roms; siebenhundert Jahre lang war der Beduine Soldknecht des Reiches, Wachhund an der Kette, oder scheu durch die

Öde geisternder Bettler, und wenn der Bettler sich näher an die Grenze wagte, fuhr ihm der Wachhund an die Beine. Reiche Städte mit frevelhaft übermütigem Prunk an Tempeln und Theatern, Säulenstraßen und Triumphbogen wuchsen in der Steppe empor, die Wüste wich zurück; als die Zeit sich wandte, die Wüste vordrang, zerfiel die eitle Pracht; und Jahrhundert um Jahrhundert überspannen Staub und Steppengras die Trümmer, die Menschen wußten nur den Namen, nicht den Ort der Städte, die zu Märchen wurden; erst in unserer Zeit, wo die Wüste wieder weicht, entdeckt der Reisende und Forscher jene berufenen Stätten wieder. Nie stürmte die Wüste so rasend vor wie unter der Botschaft Mohammeds des Propheten. Selbst ein Städter, entfesselte er in nie zuvor und nie seither erlebtem Brand die erobernde Macht der Wüste. China im Osten, Donau und Loire im Norden, Spanien und Marokko im Westen, Kongo und Sambesi im Süden bezeichnen die Grenzen, an denen sich diese Raserei müdelief.

Die Urfeindschaft von Wüste und Oase ist nur mit der Urfeindschaft des männlichen und des weiblichen Prinzips zu vergleichen; gleich ihr ist sie Haß und Liebe, Zerstörungsraserei und Be-

fruchtungssehnsucht zugleich. Die Oase glaubt an gute und böse Götter; Baal-Bel, der Herr der Erde, Moloch-Melkart, der König der Stadt, Ischtar-Astarte, die Verkörperung der Fruchtbarkeit, sie herrschen in allen Oasen. Die Wüste ist in wahrem Sinne des Wortes gottlos; der Beduine glaubt an keinen Gott, an keinen Sinn alles Lebens und Geschehens, er glaubt nur an zahllose Heere von Dämonen, Geistern, Gespenstern in der drohenden Öde ringsum, die unter der Sonne kocht und brodelt oder in der Nacht sich mit glitzerndem Reif überzieht, mit ihren Luftspiegelungen und mörderischen Sandstürmen.

Ich glaube, die Juden waren nie wirkliche Beduinen. Abraham (wie später Mohammed) war ein Städter; wann hätte auch je ein Beduine den Wunsch gehabt, Boden für Geld zu kaufen! Manche Beduinenstämme schlossen sich Abrahams Urenkeln an, als sie, zwischen Mizrajim und Kanaan, kurze Zeit in der Oase Kadesch lagerten, und drüben im Ostjordanland, wie der berühmte Stamm *Kain;* auch die *Habiru*, ein Söldnervolk, die *Schweizer* des Jahres 2000 vor Christus, den Israelstämmen nahe verwandt, gingen wohl in ihnen auf. Dieses Volk lebte in Mesopotamien, in Syrien und Palästina, in Ägypten, aber ebenso

in der syrischen, der arabischen und der Sinaiwüste, war Viehzüchter und Ackerbauer, Beduine und Bauer, und verwurzelte schließlich tief und unausrottbar in den Hügeln und Tälern von Jehuda, Schomron und Galil, Gilead und Baschan. Dieses Volk in diesem Lande schuf die Synthese von Oase und Wüste: die Idee des Weltgottes, der sich in der brennenden Mittagssonne wie im brausenden Wüstensturm, in der Fruchtbarkeit des Feldes und der Oase, in der Weite und der Enge und im Zusammenleben der Menschen offenbart. Wenn dieses Volk in dieses Land zurückkehrt, dann müßte eine Welt, die den Sinn ihrer Geschichte ahnt, den Atem anhalten und sagen: Gepriesen, der uns dies erleben ließ, uns erhalten und geführt hat bis an diesen Tag!

III. DER RAHMEN

Politik im Orient

Es scheint, daß es viel leichter ist über die politischen Probleme des Ostens, über Nationalismus, Imperalismus, Panarabismus, Panislamismus und alle sonstigen Ismen, ein Urteil zu haben und es sogar öffentlich, in Zeitungen und Büchern, auszusprechen, solange man zu Hause in Europa (oder auch in Kairo, Jerusalem oder Damaskus) still am Schreibtisch sitzt und die Legionen von Zeitungsartikeln und Büchern früherer *Kenner* als Material benutzt, als wenn man in die Straßen der Stadt hinabsteigt oder gar das Fellachendorf und das Beduinenlager aufsucht. Du hörst auch so viel reden von den Absichten, die europäische Mächte, Petroleum- und Schiffahrtskonzerne haben oder nicht haben; darüber aber kann man *jede* Meinung, je nach Standpunkt, Vorurteilen und Neigungen, beweisen oder widerlegen. Und was das Volk selbst meint, das weiß sicher niemand so

recht, das Volk selbst am wenigsten. Es ist ein Spiel des Zufalls, der dich mit diesem oder jenem Menschen zusammenführt und dich so zum Objekt dieser oder jener Propaganda werden läßt. Man kann sich in Europa kaum vorstellen, wie leicht im Orient nicht nur die Bildung von Gerüchten und Legenden, sondern auch die von scheinbar autoritären Meinungen vor sich geht. Ein Hauptzentrum der Verbreitung dieser Nachrichten und Meinungen ist — als Patriot muß ich sagen: leider — Jerusalem, wo die wichtigeren europäischen und amerikanischen Zeitungen ihre ständigen Vertreter haben. Es ist erstaunlich, welches Maß von Unwissenheit und Verantwortungslosigkeit diese Berichterstattung charakterisiert. Jedes auftauchende Gerücht wird als Tatsache, jede subjektive Vermutung als authentische Darstellung in die Welt gekabelt. Die am üppigsten fließende Quelle phantasievoller Reportage ist ja versiegt, seit der unheimlich tüchtige Herr von W. nicht mehr Jerusalemer Gesandter einer der größten Agenturen ist, aber die Herren, die geblieben sind, können sich nicht gerade über ein Übermaß an Skrupeln beklagen. Natürlich spielt die Hauptrolle die teuflisch kluge, alles vorhersehende und alle Fäden ziehende Orientpolitik Englands; jeder



Bild 8

Herden am Jarkon-Fluß

/Ruine der Seldschukenfestung Antipatris/



Bild 9

Die Schattenschlucht

[Straße in der Altstadt von Jerusalem]



Bild 10 **Der Holzpflug des Ahnen**
[Pflügender Araber]

Bild 11 **Traktor und Pflug**
[Pflügender Jude in Nahalal]



Bild 12

Schneegipfel des Hermon

/Grab Josef Trumpeldors bei Kfar Gileadi/

autodiktatische Berufs- oder Gelegenheitsjournalist in Jerusalem weiß über jede ihrer Einzelheiten genau Bescheid. Gerade als ich zuletzt in Jerusalem war, fiel, von der ungewöhnlichen Dürre des Sommers 1932 getrieben, ein kleiner bedeutungsloser Beduinenclan aus der Sinaiwüste unter Führung eines Scheichs Ibn Rifada nach Durchquerung des südlichsten Zipfels von Transjordanien in das Gebiet des Hedschas ein, wo der Wahabitenkönig Ibn Saud regiert. Die Miliz Ibn Sauds machte rasch und mühelos die marodierende Schar Ibn Rifadas unschädlich. Die auf Sensationen ausgehenden Jerusalemer Reporter aber machten aus diesem durchaus alltäglichen und bedeutungslosen Zwischenfall den Anfang eines großen allgemeinen Orientkrieges, den England vorbereitet, eingefädelt und herbeigeführt hätte. Jede Vermutung eines müßigen Schwätzers in einem der Cafés an der Jaffastraße wurde als autoritativer Tatsachenbericht in alle Winde telegraphiert. Dabei sind die einen Imperialisten, die anderen Panislamisten, die einen prozionistisch, die anderen araberfreundlich, und je nach Neigung und Wünschen richtet sich auch die Art der Kombinationen und Vermutungen, die einem unwissenden Publikum als Tatsachenberichte dargeboten werden. Je mehr

einer vom Orient kennen lernt, desto mehr wird er sich hüten, eine Meinung zu formulieren oder gar zu veröffentlichen.
Eines aber kannst du sehen: Wenn der Orient schon überhaupt ein Nebeneinander heftiger Gegensätze ist, wirken auf dem Gebiet der Politik nicht nur Kontraste, sondern Widersprüche schärfster, unverträglicher Art. Der Orient, so sagt man, *erwacht*, das heißt, daß seine Völker, vor allem die Türken, Ägypter und Araber, sich auf ihre nationalen Rechte und Aspirationen besinnen. Was ist aber nun die erste Wirkung dieser Selbstbesinnung, dieser Loslösung von der europäischen Bevormundung, dem europäischen beherrschenden Einfluß? Daß man sich europäisiert, daß man orientalische Tracht, Lebensformen, Wirtschaftsmethoden, daß man patriarchalische Familiensitten, daß man die traditionelle, echt orientalische Stellung der Frau abschafft und europäische Kleidung, Phonographen, Autos, Telephone, Radio, Demokratie, Gleichstellung der Frau einführt. Da aber doch die Europäer all diese Errungenschaften immer noch besser handhaben als ihre Adepten, so bedeutet ihre Einführung eine Verstärkung des Bedürfnisses nach westlichen Lehrmeistern. Es ist wie der alte Witz: „Antisemi-

tismus — eine ganz aussichtsreiche Sache, wenn ihn einmal ein tüchtiger Jud' in die Hand nimmt."
Tatsächlich gibt es eine ganze Menge tüchtiger Europäer, die den orientalischen Nationalismus *in die Hand genommen* haben, der Franzose Jung, der Deutsche Hartmann, die Engländer Miß Bell, Sir Percy Cox, Lawrence, Philby und viele andere. Kemal Pascha hat die Türkei auf die eigenen Füße gestellt; dieser Ultra-Türke hat die traditionelle arabische Schrift, hat den Tarbusch, hat den Schleier, hat alles Altorientalische restlos abgeschafft und dafür Europäisches eingeführt; er selbst läßt sich mit Vorliebe in Frack und weißer Binde abbilden, obgleich er doch eigentlich Militär ist. Freilich, in seiner Türkei hat man auch die europäischen Sprachen weitgehend verlernt; in Konstantinopel oder, wie es jetzt offiziell heißen muß, Istanbul, wo früher jeder Lastträger ein paar Brocken Französisch oder Deutsch konnte, ist es jetzt ein aussichtsloses Unternehmen, etwa einen Taxi-Chauffeur zu suchen, der etwas anderes als Türkisch versteht.
In Palästina ist *die* politische Frage natürlich die *Araberfrage*. Auch hier wird teils aus unverantwortlichem Leichtsinn, teils aus abgründiger Unkenntnis unbeschreiblich viel Unsinn geschwätzt.

Leicht ist es nicht, die Zusammenhänge zu verstehen. Auf der arabischen Bühne wechselt das Bild erstaunlich schnell. Unsere Generation hat die Wandlung von mittelalterlichem Feudalismus zu nationalistischem Modernismus und demokratischen Formen staunend miterlebt, und diese Wandlung hat sich nicht ohne große Kämpfe und Katastrophen vollzogen. Wir sahen unter der geschickten und klugen Führung des englischen Amateursoldaten Lawrence den Aufstieg der Haschimiten von Mekka, den Aufruhr des jungen Feißal und seiner Beduinenscharen gegen die Türken, seinen Triumphzug nach Damaskus, seinen Versuch, ein syrisches Königtum zu gründen; wir sahen, wie ihn seine alten Verbündeten, die Franzosen, verjagten, wie Syrien zwei Jahre von Kämpfen geschüttelt, Damaskus bombardiert, endlich ein erträglicher Zustand geschaffen wurde; wir sahen gegen Feißals Vater, den alten Scherifen Hussein, der sich jetzt stolz König von Hedschas und Beherrscher der heiligen Städte Mekka und Medina nannte und sogar von der Erneuerung des arabischen Kalifats träumte, die Samumwolke aus der Wüste heranziehen, die Reiterhorden unter der Führung des genialen Abd al Aziz ibn Saud — auch bei ihm war und ist ein Engländer, der

ausgezeichnete Politiker und Schriftsteller Philby, selbst so ins Arabertum hineingewachsen, daß er den Islam angenommen hat. Ibn Saud hatte Innerarabien unterworfen, die Häuptlingsdynastie der Schammar in Hail, die Raschididen, vernichtet — Gertrude Bell gibt in ihren Briefen von ihrem längeren, unfreiwilligen Aufenthalt in Hail im Frühling 1914 eine köstliche Schilderung seines Hofes — und warf nun Husseins Königreich wie ein Kartenhaus zusammen. Hussein ging in die Verbannung nach Zypern, sein ältester Sohn Ali war nur wenige Tage König, Mekka, Medina und ganz Hedschas wurden den Wahabiten zur Beute. Heute herrscht Ibn Saud über die ganze gewaltige arabische Halbinsel (mit Ausnahme weniger britisch kontrollierter Küstengebiete) und Ali ist abwechselnd bei seinem Bruder, dem Emir Abdallah von Transjordanien, in Amman zu Gast und bei dem jüngsten Feißal, jetzt König von Irak, in Bagdad. Aber auch der Imam Jahja, der Herr von Jemen, der südwestlichsten Hochgebirgslandschaft von Arabien, rührt sich immer noch, auch die Häuptlinge von Asir am Roten Meer haben Ibn Sauds Herrschaft nur äußerlich anerkannt, die Emire und Sultans von Kuweit und Oman haben ihre Ambitionen, jetzt meldet der frühere Khedive

von Ägypten, Abbas Hilmi, gewisse Ansprüche an — es gibt viele und einander heftig bekämpfende Tendenzen in der arabischen Welt, und welche davon sich endgültig durchsetzen werden, das werden erst unsere Söhne oder gar unsere Enkel sehen — *inschallah*, wenn Allah will.

Die Araber

Die sechstausend Araber, die im Mai 1921 die jüdische Kolonie Petach-Tikva überfielen, bestanden zum großen Teil aus Leuten, die seit Jahren ihren Lebensunterhalt als Lohnarbeiter eben in Petach-Tikva erwarben. Die letzten, die vor dem Überfall noch in der Kolonie arbeiteten, warnten ihre Arbeitgeber und verließen den Ort — um sich den Angreifern anzuschließen. Der Jude als Plantagenherr, der Araber als Lohnkuli, das war das normale Verhältnis in diesen Kolonien; Sklaven aber haben die üble Gewohnheit, manchmal gegen ihre Herren zu rebellieren. Als die ersten jüdischen Kvuzoth sagten: fort mit der arabischen Lohnarbeit — da schüttelten die *Kenner der Verhältnisse* den Kopf und unkten: Das heißt den Arabern den Kampf ansagen, das heißt sie in offene Feindschaft treiben. Aber siehe da! Der jüdische Arbeiter, der sein Feld selbst bearbeitete, und der

arabische Fellache, der nebenan dasselbe tat, verstanden sich viel besser als die Nabobs und die Kulis von Petach-Tikva, Rechoboth oder Rischon. Man versteht einander, lernt von einander — nicht nur der Araber vom Juden, auch der Jude vom Araber —, hilft einander aus. Leider wird die *Politik* in den Städten gemacht, nicht im Emek oder im Galil. In der Stadt lebt jeder in seinem Kreis, ist befangen und engherzig. Und in der Stadt schreibt und liest man Zeitungen. Jede Zeitung vertritt die — größeren und kleineren — Interessen eines Kreises, eines Klüngels, einer Partei. Wenn ein Amerikaner die deutschen und die tschechischen Zeitungen liest, die in Böhmen erscheinen, so muß er glauben, zwischen Deutschen und Tschechen hier bestehe Blutfehde, erbitterter, haßerfüllter Kampf, gegenseitiger Boykott. In Wirklichkeit weiß das *Volk* wenig davon, nur die *Intelligenz,* die städtische Oberschicht, kämpft — und auch diese meist nur in den Zeitungen. Im Leben handelt man miteinander, kauft und verkauft, und die Politik ist entweder ein ideologischer Aufputz oder ein Mittel, um besser zu kaufen und zu verkaufen. Ebenso in Palästina. Die arabische Zeitung *El Karmel* bekämpft die Regierung wegen ihrer projüdischen Politik, das he-

bräische Tagblatt *Doar Hajom* wirft ihr ungerechte Bevorzugung der Araber vor; aber mancher jüdische *Politiker*, der öffentlich die Ansichten des *Doar Hajom* vertritt, handelt mit manchem Effendi, der im *Karmel* seinen Kassandraruf ertönen läßt, zu beiderseitigem Nutzen und Vorteil um Boden, um Aktien, um Konzessionen.
Die Juden in der Stadt haben zum Teil immer noch den unverzeihlichen Fehler, die Araber nicht sehen zu wollen. Ich saß im Hause eines Freundes, der am Rande von Jerusalem wohnt, der zehn Jahre im Lande ist und seit zwei Jahren dieses Haus besitzt, auf der schönen offenen Terrasse, von der man ein arabisches Dorf erblickt, zehn Minuten entfernt. Die Bauern und ihre Frauen gehen jeden Morgen von diesem Dorf zur Stadt und bringen auf Kamelen und Eseln ihre Erzeugnisse, Hühner, Eier, Milch, Melonen, auf den Markt. Jeden Nachmittag kehren sie heim und ihr Weg führt dicht an der offenen Terrasse meines Freundes vorbei. Jeden Tag sieht er sie kommen und gehen, fast blickt er in ihre Höfe hinein (das Dorf liegt etwas tiefer, in einem freundlichen Tal). Ich fragte ihn nach dem Namen des Dorfes, er wußte ihn nicht. Es ist ein Araberdorf; er nimmt sein Vorhandensein nicht zur Kenntnis. Die jüdischen Städter

verstehen kaum zehn arabische Wörter — die Arbeiter auf dem Lande verstehen meist etwas Arabisch — selten, sehr selten ist ein Jude, der die arabischen Schriftzeichen lesen kann, obgleich sie auch nicht viel schwerer zu erlernen sind als die hebräischen oder lateinischen. Eher können die Araber Hebräisch.

Und doch sollten wir verstehen, daß dieses Volk sein Land mit ebenso berechtigter Liebe liebt, wie wir es lieben, und daß unsere Zukunft in hohem Maße von der Lösung der Frage abhängt, die ich nicht Araberfrage nennen möchte — es ist ebensosehr oder in höherem Maße eine Judenfrage —, sondern die Nachbarnfrage. Nicht von einer *radikalen* Lösung, sondern von einer verständnisvollen, freundlichen, menschlichen Lösung. Vorbedingung dafür ist der Wille zum Verständnis.

Ich habe vor Jahren ein Buch gelesen, in dem ein deutscher Gelehrter Volksmärchen arabischer Bauern in Palästina gesammelt hat, ein kleiner palästinensisch-arabischer Grimm. Nur in einem Dorfe, Bir Zet, las er diesen Schatz köstlicher Erzählungen auf. Und als ich auf der Fahrt von Jerusalem nach Nablus das Dörfchen Bir Zet sah, Häuschen aus graugelbem Stein unter sanften Ölbäumen, grün umbuscht, abseits von der Straße,

fühlte ich mich freundschaftlich bewegt, dankbar und brüderlich. Wir wollen sie nicht als exotische Reste der Vorzeit empfinden, diese Fellachen, sondern als Nachbarn, heute und künftighin. Dann werden wir ihren Fleiß, ihre Intelligenz, ihre Genügsamkeit besser schätzen.

Natürlich ist ein großer Abstand zwischen uns. Wie sie alles Getreide des Dorfes auf den *Goren* fahren und es dreschen: mit dem alten, primitiven Dreschschlitten im Kreise herum, stundenlang, tagelang, es dann mit der Worfel reinigen, so wie Vater Abraham es tat — das werden wir nicht nachahmen. Aber den *Goren*, die gemeinsame Dorftenne, *haben* wir eingeführt und die Chaluzim haben gelernt, daß das Kamel ein für dieses Land sehr geeignetes Transportmittel ist. Andrerseits sind die Araber sehr eifrig im Lernen. Wir brauchen nur, beide, etwas Ruhe von unseren Politikern, etwas Ruhe überhaupt, und die Nachbarnfrage wird leichter zu lösen sein, als die meisten glauben. Das Volk wird sie lösen, das Land, nicht die Stadt und ihre *Intelligenz*. In dieser meiner Auffassung haben mich die blutigen Unruhen von 1929 nur bestärkt. Sie haben die Regelung dieser Frage erschwert und wohl auch hinausgeschoben, aber auf der anderen Seite doch auch einem viel

weiteren Kreise von Menschen gezeigt, wie nötig diese Regelung ist. Keinesfalls soll, was ich hier sagte, so gedeutet werden, als glaubte ich, die Frage werde sich von selbst lösen, ohne daß lange und ernsthaft daran gearbeitet würde.
Viel kann natürlich die Regierung helfen und viel schaden. Leider besteht die englische Beamtenschaft zum Teil aus *Colonials*, unechten Vertretern des britischen Menschentypus, Leuten, die mehr an sich denken, an ihre Ruhe, ihr Avancement, als an ihre hohe Aufgabe, an den Nutzen, den sie bringen, an den Schaden, den sie stiften können. Aber schon die Ordnung und Sicherheit, die die Mandatsregierung geschaffen hat und an die das Land sich gewöhnt, sind ein großer Gewinn.
An einem mohammedanischen Feiertag ging ich zufällig die Straße des Kettentores nach dem Tempelplatz in Jerusalem hin. An Festtagen aber ist allen Nicht-Mohammedanern das Betreten der Kultplätze verboten (ein wohltätiges Verbot, wenn man an die Scharen Baedeker-bewaffneter Touristen mit lärmenden Nagelschuhen in italienischen Kirchen denkt). Ich begegnete zwei arabischen Jungen, einfachen, 16- oder 18jährigen Burschen niederen Standes. Sie sprachen mich an: „Hajom assur“,

heute ist es verboten, und da sie nicht mehr Hebräisch beherrschten, fuhren sie englisch fort: Es sei eben heute ein Feiertag, auch morgen feiere man noch, aber von übermorgen früh an sei der Tempelplatz wieder zugänglich. Das Ganze nicht im Ton der Rankühne, des Eifers, ein stolzes Vorrecht zu wahren, des Hohnes auf den in seiner Absicht gehinderten Fremden, sondern im Ton höflichen Bedauerns. Darf man es symbolisch nehmen? Das Bedauern, daß es heute noch verboten ist, sich zu verständigen, auch morgen noch unmöglich, leider, aber übermorgen stehe das Tor offen . . .? Hoffen wir es und vertrauen wir darauf, daß zwei arbeitende, ihr Land liebende Völker sich die Hände reichen werden, wenn erst das Tor aufspringt.

Die Engländer

Es gibt aber, neben Juden und Arabern, noch eine dritte Macht im Lande, und das ist die Administration. Früher hatte sie ihren Sitz auf dem Ölberg. Der hat einen gewissen Ruf in der Welt; hunderten von Millionen ruft sein Name die Vorstellung einer Nacht hervor, einer Nacht voll tiefsten, innigsten Leides, voll bitterster Enttäuschung über die Menschen, die den reinsten Willen nicht

verstehen mögen. Aber hoch über dem Garten Gethsemane, über dem Russenkloster noch, das ihn überragt, steht auf dem Rücken des Berges das Bauwerk, das jahrelang als *Government House* diente.

Auch dieses Haus hat schon seine Schicksale, obgleich es keineswegs alt ist. Im Jahre 1898 war Kaiser Wilhelm II. in Jerusalem und ihm zu Ehren — hier war es doch, wo er sich als den *einzigen Freund des Islam* in die Welt posaunte — wurde am Jaffator eine Lücke in die altehrwürdige Stadtmauer gebrochen, damit er noch zwanzig Meter weiter und bis in die Altstadt fahren könne. Er war ein leidenschaftlicher Bauherr und manche Kirche und manches Kloster zeugt in wilhelminisch-romanischem Stil von seinem Geschmack. Das reinste Denkmal seiner Vorstellung von Architektur ist aber in Palästina das Auguste Viktoria-Hospiz auf dem Ölberg, wozu er damals den Grundstein legte, Kloster, Palast, Kirche in einem, ein mächtiger, protziger, den Sinn der Landschaft mordender Bau. Im Kriege war er der Sitz des türkisch-deutschen Hauptquartiers, der Horst Dschemal Paschas, des *Würgers von Syrien.* Als die Engländer ihn verjagten, setzten auch sie ihr Headquarter hier fest, in dem stolzen Schloß, das

Tommy *The Kaiser's Palace* zu nennen pflegte. Und als die Militärverwaltung der Ziviladministration Platz machte, blieb doch der Sitz der Regierung unverändert. Kaiser Wilhelm hatte dem siegreichen Feind das Haus gebaut; der Feind aber war pietätvoll und im Thronsaal des Government House bewunderten die Gäste bei offiziellen Anlässen die lebensgroßen Porträts Wilhelms und Auguste Viktorias, bis der dritte High Commissioner, Chancellor, das Hospiz überhaupt der deutschen Stiftung zurückgab und ein neues Government House baute, wiederum außerhalb und über der Stadt, auf dem Hügel südwestlich der Altstadt, der — wir wollen es nicht symbolisch nehmen — *Berg des übeln Rates* heißt.

Die Engländer machen sich im Lande nicht sehr bemerkbar. Sehr selten sieht man Soldaten, selten ein Panzerauto der R. A. F. (Royal Air Force, Fliegertruppe); hie und da einen dicken roten Iren von der Spezialgendarmerie und sonst nur palästinensische, inländische, meist arabische Polizisten und Gendarmen. Die Beamten und Unterbeamten aller Zweige des Zivildienstes tragen die gleiche unscheinbare, dem bürgerlichen Sportanzug so ähnliche Uniform aus Khakituch. Ich weiß nicht, wieviel Menschen in jedem Staat Mitteleuropas

jahraus, jahrein darüber nachdenken, durch welche raffinierten Unterschiede der *Adjustierung*, der Farben, Litzen, Knöpfe, Kappen, Rockaufschläge, man einen Briefträger vom Bahnschaffner und unter den Bahnschaffnern wiederum den der elften von dem der zwölften Rangklasse leicht unterscheidbar machen kann — freilich nur für Eingeweihte, die bereit sind, Jahre an dieses Studium zu setzen. Die Engländer haben das Problem, in Palästina wenigstens, sehr einfach gelöst: alle tragen die gleiche Uniform und auf der Achsel in Messingbuchstaben die Bezeichnung von Amt und Rang. Und da es drei Amtssprachen gibt, steht die Bezeichnung auf der rechten Schulter englisch, auf der linken arabisch und auf der linken Brustseite hebräisch.

Man sieht die Engländer nicht — aber man merkt ihre Wirkung. Es herrscht Ordnung und Sicherheit und ein starkes Gefühl der Autorität. Nirgends sah ich so strenge Polizisten wie in Ägypten und Palästina, nirgends einen so absoluten Respekt vor dem Hüter des Gesetzes. Die Juden sind gewiß im allgemeinen nicht allzu autoritätsfromm, und Wagenlenker und Chauffeure lieben es auf der ganzen Welt, der Polizei ein Schnippchen zu schlagen: aber jüdische Droschkenkutscher und Autoführer

in Palästina, sonst eine kühne und keineswegs schüchterne Gesellschaft, werden ganz kleinlaut, fast ängstlich, wenn sie einen Policeman in Reichweite ahnen und gehorchen seinem leisesten Wink. Zweifellos hat die englische Verwaltung dem Lande viel Segen gebracht. Es wurde Ordnung in den Finanzen geschaffen, der Verkehr entwickelt, aus der Steuergesetzgebung einige besonders drückende Härten beseitigt, die Sanierung des Landes energisch in Angriff genommen (allerdings mit weitgehender Mithilfe des jüdischen, zionistischen Gesundheitswerkes der amerikanischen *Hadassah* und der *Goutte de Lait*-Stiftungen von Nathan Straus) und, zum ersten Male, auch der arabischen Bevölkerung ein von Missionsabsichten freies Schulwesen errichtet. Während in der türkischen Zeit jeder Beamte ein Bakschischsammler war, ist Ordnung und Redlichkeit — von einzelnen Ausnahmsfällen natürlich abgesehen — zur Regel geworden. Andrerseits beklagt sich allerdings das Volk und insbesondere das jüdische Publikum über allzu großen Formalismus, bürokratische Schwerfälligkeit und unnütze Verschleppung einfachster Erledigungen. Das ist nicht verwunderlich. Hier trifft der englische *Colonial*, der gewohnt ist, mit Negern, Indern oder seit Jahrtausenden in Knecht-



Bild 13

Beduine bei Beer Scheba
[Südpalästina]



Bild 14

Zu Gast im Beduinenzelt

schaft gehaltenen ägyptischen Fellachen umzugehen, der vor allem seine eigene Ruhe liebt und viel Zeit für Sport, Jagd und geselligen Betrieb haben will, auf den ungeduldigen, nervösen, in juristischen Formen denkenden Juden, der noch dazu auf dem Bewußtsein fußt, hier, in *seiner* nationalen Heimstätte, müsse sein Interesse vor allem anderen gewahrt werden — und das muß einen Mißklang geben.

Leicht ist ja dieses Land gewiß nicht zu regieren, dieses Land der Kontraste mit der sicher zweideutigen, oft zweischneidigen Grundbestimmung des Mandatsvertrages, die eine jüdische Heimstätte schaffen und gleichzeitig die Rechte der Araber vor jeder Beeinträchtigung schützen will. Es gehört ungeheuer viel guter Wille dazu, und niemand wird verkennen, daß die Prokonsuln, denen Großbritannien bisher die Verwaltung Palästinas anvertraut hat, von dieser teuren, weil seltenen Ware nicht wenig besessen haben. Der erste, Sir Herbert Samuel, hatte es wohl am schwersten. Selbst Jude und Zionist, traf er zunächst bei den Arabern auf stärkstes Mißtrauen; bald aber, als er zeigte, daß er *unparteiisch* sein wollte, und manchmal das Zünglein wiederum zu stark nach der arabischen Seite ausschlagen ließ, erregte er heftigen Anstoß

bei den Juden. Trotzdem blieb er fünf Jahre, statt der üblichen drei, und seine Amtszeit wird vor allem denkwürdig bleiben, weil er in den gespannten Zeiten unmittelbar nach dem Krieg Ruhe und Ordnung zu schaffen und aufrechtzuerhalten verstand, ohne an das stärkste Argument der Regierungen zu appellieren, die Gewalt der Waffen. Er verließ Palästina im Sommer 1925, während einer Periode glänzenden wirtschaftlichen Aufschwungs und starker jüdischer Einwanderung. Sein Nachfolger, der greise Feldmarschall Lord Plumer, einer der berühmtesten Generäle des Weltkrieges, hatte als Erbe vor allem den Rückschlag nach der Hochkonjunktur zu übernehmen, die schwere Krise von 1926/27. Er war ein kluger, gerechter und wohlwollender Verwalter und hatte insbesondere echtes Verständnis für den *jüdischen* Teil seiner Aufgabe. Als er 1932, 75 Jahre alt, starb, betrauerte Palästina aufrichtig den ritterlichen Mann. In der Verwaltung Palästinas löste ihn 1928 Sir Robert Chancellor ab, der aus dem Kolonialdienst herkam. In seine Zeit fällt der blutige Aufstand von 1929, an dem weder er noch sein Sekretär, der getaufte und anglisierte ungarische Jude H. C. Luke (einst Lukacs) ganz ohne Schuld sind. Chancellor hat sich, als er zurückgetreten

war, öffentlich darüber beklagt, wie undankbar das Amt des High Commissioners in Palästina sei. Von ihm übernahm es 1931 wiederum ein Militär, der General Sir Arthur Wauchope, der sich in der kurzen Zeit seiner Amtsführung auf allen Seiten Sympathien zu erwerben verstand.

Das Historische

Landschaftliche Schönheit macht Palästina zu einem Lande, das an Anziehungskraft für Touristen mit der Schweiz und Italien wetteifern kann; natürliche Fruchtbarkeit zu einer Arbeitsstätte, die in naher Zukunft alle aufgewandte Mühe tausendfältig belohnen wird; das Historische erst gibt ihm seine menschliche Größe und Bedeutung. Du fährst mit einem Eisenbahnzuge — Schlafwagen, Speisewagen, Post und Gepäck und Schaffner und Raucher und Nichtraucher — in einen nüchternen Bahnhof ein, wie er an jedem gleichgültigen Punkt Europas stehen kann, in Prerau oder Bitterfeld, und an der Bahnhofsmauer stehen die Silben: *Jerusalem.* Und ein ungeheurer Taumel, eine tiefe Verwirrung fällt über dich, ein Brausen zahlloser Stimmen, der Stimmen von drei Jahrtausenden. Dieser Ort war ein Zentrum der Weltkultur, als die berühmten Urwälder Nordeuropas noch viele

Jahrhunderte zu schlafen hatten, ehe die ersten Vorposten der germanischen Stämme sie betraten. Und die Tradition ist niemals, niemals in diesen Jahrtausenden abgerissen. Fühlst du, was eine unzerstückte Tradition von drei Jahrtausenden bedeutet? Hier, in Palästina, das Kanaan ist und Erez Israel, empfindest du es bei jedem Schritt. Ich stand in Hebron auf der siebenten Stufe der Treppe, die zum *Haram* hinaufführt, der Moschee, die die Höhle Machpela mit den Gräbern Abrahams und Saras, Isaaks und Jakobs deckt. Nur Mohammedaner dürfen sie betreten, Fremde müssen auf der siebenten Stufe stehenbleiben, wo ein Spalt in der Mauer hineinführt bis in die uralte Grabeshöhle. Jemand sagte: es sei eine Schmach, daß diese schmutzigen Araber uns den Zutritt zu *unserem* alten Nationalheiligtum verwehren dürften. Ich erlaubte mir zu bemerken, wir hätten ihnen dankbar zu sein. Als Rom uns verjagt hatte und Rom selbst zusammenbrach, blieb Palästina mit seinen Heiligtümern, unseren Heiligtümern, herrenloses Gut, *res nullius.* Und die Araber, die, ein junges, aufstrebendes Volk, Besitz ergriffen von dem verlassenen Lande, sie hatten nicht die Unbekümmertheit des Geschichtslosen, sondern sie fühlten, daß diese Steine lebten, zitterten vor

Vergangenheit. Sie nahmen sich der verwaisten Heiligtümer an, adoptierten sie oder ließen sich von ihnen adoptieren und erklärten diese Höhle Machpela, den Berg Moria, auf dem Salomos Tempel gestanden, und ungezählte andere Orte uralter Verehrung zu ihren Kultstätten, zu ihren höchsten und heiligsten Kultstätten, die sie nicht besser ehren zu können vermeinten, als wenn sie jedem Ungläubigen den Zutritt verwehrten. Sie sahen ja, wie die hochzivilisierten Heere des Westens, die unter dem Zeichen des Kreuzes nach Palästina zogen, um das Land für die Religion der Liebe zu erobern, wie die an den Orten hausten, denen auch sie selbst *Heiligkeit* zuschrieben. Hätte der Islam diese Stätten nicht bewahrt, auf seine Art bewahrt, sie wären längst in einen Sumpf von Zerstörung und Gleichgültigkeit versunken. Wenn wir die große Nachbarnfrage in Palästina in menschlichem, würdigem Sinn lösen, werden wir nicht mehr genötigt sein, in Hebron auf der siebenten Stufe stehenzubleiben.

Alles, was in Palästina durch seine Erscheinung Eindruck macht, erhält noch einen besonderen Zauber durch das Historische. Die Quelle in Jericho, in deren kühlem Sammelbecken ich badete, heißt die *Quelle des Elisa.* Der große Schüler des

größeren Eliahu hat ihr vordem bitteres Wasser süß gemacht. An der Quelle *En Charod*, die als stattlicher Bach aus der Felsenhöhle am Fuß des Gilboagebirges strömt, dicht neben unserer Ansiedlung, hat Gideon auf Gottes Befehl seine Krieger geprüft, „wer vom Wasser aufschlürft wie ein Hund und wer auf seine Knie niederkauert zum Trinken", die große Schar heimgesandt und das kleine Häuflein bei sich behalten. Und drüben, jenseits des Emek, der schön geformte Berg, wie ein Wächter über der Ebene, heißt heute wie im Buch der Richter *Givath Hamore;* an seinem Fuße in der Ebene, im Emek, lagerte das Heer Midjans, das Gideons dreihundert Mann schlugen. Auf *Gilboa*, an dessen Hang die beiden großen landwirtschaftlichen Kommunen von Beth Alfa siedeln, verlor Saul seine letzte Schlacht. Siehst du drüben, wo der Emek sich weitet und in das Jordantal übergeht, den gelben breiten Hügel von der Abendsonne beglänzt? Es ist die Trümmerstätte des alten *Beth Schan*, an dessen Mauern Sauls Leichnam am Tage nach der Schlacht hing. Und am Hange von Givath Hamore, jenseits, von hier nicht sichtbar, liegt ein kleines armes Araberdörfchen, ein paar Lehmhäuser, deren Bewohner ihre Bergfelder mühsam bebauen: *Endor*, von dessen weiser Frau

Saul sich am Abend vor dem Kampfe Samuels Geist beschwören ließ. Das Nachbardörfchen heißt *Nain;* es liegt gerade Nazareth gegenüber und hier hat der berühmteste Sohn von Nazareth eines seiner Erstlingswunder vollbracht. Außerhalb von Tel Aviv baut man eine Vorstadtsiedlung; auf die Frage, wie die Stelle heißt, erhältst du die Antwort: *Bne Brak;* es ist der Ort, an dem die fünf Weisen der Peßach-Hagada über ihren Diskussionen die Zeit vergaßen. In Schuni arbeitet, nahe dem römischen Cäsarea, an der Meeresküste in hügeligem Dünenvorland eine jüdische Kvuza. Ihre Wohn- und Wirtschaftsgebäude sind in die Reste eines antiken Amphitheaters gebaut, als Brunnentrog, woraus ihre Rinder und Pferde trinken, dient ihnen ein römischer Sarkophag. Du stehst an der Jordanbrücke, die seit viertausend Jahren den Weg von Damaskus nach Jerusalem führt, und vom Gebirgshange strömt eine große Ziegenherde zur Tränke herab, muntere Tiere mit glänzend schwarzem, lockigem, üppigem Vließ. Eine Stimme spricht die Worte des *Lieds der Lieder:* „Deine Locken sind wie die Ziegenherde, die vom Gebirge Gilead herabsteigt“ — und du gewahrst fast erschreckt: es *ist* das Gebirge Gilead, von dessen Hang die Herde herabkommt.

Die Männer und Frauen von En Charod, die in hartem Ringen den einst so üppigen Boden neuer Fruchtbarkeit wiedergewinnen, haben nicht Zeit und Muße, an Gideon und Saul zu denken: Gilboa ist ihnen die Grenze ihrer Gemarkung, der Emek, das hundertfache Schlachtfeld, der Boden, den sie im friedlichen Kampf zu erlösen haben mit der Pflugschar, nicht mit dem Schwert, das Dorf Sunem drüben nicht die Quelle tausendjähriger Erinnerung an die junge Magd Abisag, die dem greisen David diente, sondern Emekboden, der *noch* den Arabern gehört, demnächst aber in unsere Arbeitshände kommt. Sie haben nicht Zeit für sentimentale Betrachtungen; aber Gideon und Saul, Gilboa und Sunem, die hundert Schlachten im Emek und die tausendjährigen Reminiszenzen sind ihnen irgendwie ins Blut übergegangen, leben in ihrem Unterbewußtsein und gehören zu den stärksten Quellen der Kraft und des Mutes, der Hingebung und Opferbereitschaft, die sie täglich, stündlich zu bewähren haben.

Ruinen

Alle Länder des Orients, ohne Ausnahme, haben eine größere Vergangenheit als Gegenwart. Griechenland unter Alexander, die Türkei unter Soli-

man, Syrien unter den Seleuciden, Ägypten unter Tuthmoses II., Assyrien unter Sargon und Babylon unter Nebukadnezar, Arabien zur Zeit der ersten Kalifen — niemand kann verkennen, daß diese Länder in ihrem jetzigen politischen und kulturellen Zustand nur ein Schatten ihrer geschichtlichen Größe sind. Und darum sind überall die zerstörten Reste von Bauwerken der Vergangenheit weit großartiger und eindrucksvoller als die bedeutendsten Denkmäler der neueren Epochen.

Überall — mit Ausnahme von Palästina. Du siehst, praktisch gesprochen, keine Ruinen in Palästina, ja fast überhaupt keine Denkmäler der Vergangenheit. Natürlich gibt es Ausgrabungsstellen: großartige in Beth Schan, Samaria, Megiddo, dann solche, die nur dem Kenner etwas sagen, den Laien aber enttäuschen: das vorisraelitische Jerusalem, Jericho, Geser und viele andere. Aber das sind eben Ausgrabungen; selbst in Beth Schan zeigen sie nur *Spuren*, aus denen du nur mit viel Phantasie ein Bild des früheren Zustandes rekonstruieren kannst (und dieses Bild ist sehr verschieden, je nachdem, welchem Archäologen du dich anvertraust). An wirklichen Ruinen wüßte ich nur ein paar Festungen zu nennen, Akko, Tiberias, Athlit,

Antipatris, alle aus relativ später Zeit, die aus römischer Zeit stammenden Synagogen in Kfar Nachum (Kapernaum) und Meron sowie die ganz prachtvollen Mosaikböden in Beth Gubrin und Beth Alfa, wo allerdings die zugehörigen Gebäude, dort eine Kirche, hier eine Synagoge, restlos verschwunden sind, und etwa noch den *Kreuzfahrerturm* in Ramle, der längst nach der Vertreibung der Kreuzfahrer von einem Mamelukensultan erbaut ist.
Nicht viel besser steht es um unzerstörte Denkmäler der Vorzeit. Jerusalem selbst besitzt den Felsendom, genannt die Omarmoschee, dieses wundervolle Farbenmärchen aus Stein, Holz und Fayence (nicht erbaut von Omar, der Jerusalem eroberte, sondern erst von dem fünften Omajaden-Kalifen Abd el-Melek ibn Marwan im Jahre 691) und die übrigen Gebäude des Tempelplatzes auf dem Berge Moria, insbesondere die Moschee El Aksa, eine fünfschiffige Basilika, ebenfalls von Abd el-Melek begründet, aber erst nach Vernichtung des Kreuzfahrerstaates in der heutigen Form erbaut; ferner die Grabeskirche, ein Konglomerat von Bauten verschiedenster Zeiten und Stilarten, die Stadtmauer mit ihren interessanten und malerischen Toren, in ihrem heutigen Zustand größ-

tenteils erst aus türkischer Zeit stammend, und etwa noch die historisch und künstlerisch wenig bedeutsamen Grabmäler im Kidrontal. Außerhalb von Jerusalem wüßte ich nichts zu nennen als die uralte Höhle Machpela in Hebron, Abrahams Familiengruft, umschlossen von einer Kreuzfahrerkirche des zwölften Jahrhunderts, die von den Arabern zu einer Moschee umgebaut wurde; die Geburtskirche in Bethlehem, die älteste noch in Gebrauch stehende christliche Kirche, erbaut im Jahre 330 von Konstantin; das Grab Rachels bei Bethlehem, ein unbedeutendes, seit dem Mittelalter wiederholt erneuertes Bauwerk, und die schöne Moschee von Akko, erbaut um das Jahr 1800. Das ist alles. Du bist enttäuscht, daß dieses Land so wenig Denkmäler seiner großen Geschichte bewahrt? Dreierlei ist daran schuld. Vor allem die geringe künstlerische Kraft des alten Judenvolkes, das seiner großen Zeit keinen Ausdruck in Stein und Erz gab. Die grandiose Urkunde seines religiösen, poetischen und historischen Genies berichtet eigentlich nur von einem einzigen machtvollen Bauwerk, dem Tempel Salomos. Aber von diesem und den bedeutenden Bauten späterer Zeiten ist nichts oder wenig übriggeblieben, weil Palästina wohl das geplagteste Land des Erden-

rundes ist. Viele Umstände, vor allem natürlich seine geographische Lage, haben es verschuldet, daß dieses Land seit Jahrtausenden ein Schlachtfeld und Kampfplatz ist, wo die großen Rivalitäten ausgetragen wurden, ein Preis- und Beutestück, das die Großmächte des Orients einander immer wieder aus den Händen reißen. Dabei geht es nicht sanft zu. Jerusalem ist im Laufe der uns überlieferten Geschichte fünfunddreißigmal erobert und etwa *zehnmal zerstört* worden. So wäre Palästina ein Land voller Ruinen — wenn man nur in alter Zeit mehr Sinn für Ruinen gehabt hätte! Aber jeder, der baute, benützte die Reste früherer Bauten als bequemsten Steinbruch, wo er die Steine schon zugehauen vorfand. Und so ist viel Altes in neue Häuser hineingebaut, edle griechische Architrave in armselige Fellachenhütten, Altäre antik heidnischer Tempel in christliche Basiliken, Säulen christlicher Kirchen in mohammedanische Moscheen. Ein Juwel der Kunst wie der Felsendom ist das Werk griechischer und armenischer, arabischer und fränkischer, persischer und türkischer Künstler, und dennoch wirkt er einheitlich und geschlossen als sei er der verkörperte Gedanke eines Meisters; die an ihm bauten und wirkten, hatten sehr verschiedene religiöse Vorstel-

lungen, aber wie er geworden ist, lobt er Gott in seinen Werken. Fast alle die Reiche, deren Macht Jerusalem im Lauf der Geschichte beherrscht hat, haben in diesem Bau über dem ältesten der Heiligtümer, dem Fels Moria, ihr Denkmal — nur *ein* Volk nicht, das Volk der Juden, deren Stammvater Abraham seinen Sohn als Opfer hieher brachte.

Ein Wort muß hier noch gesagt werden über die *Klagemauer*, die Westmauer (*Kotel Maaravi*), wie die Juden sie nennen. Es ist dies ein Stück der alten Futtermauer des Tempelplatzes aus der Zeit des zweiten Tempels, nicht etwa des Salomonischen Baues. Es liegt außerhalb und tief unterhalb des Tempelplatzes, der ja ein wichtiges, nach dem Völkerbundmandat für Palästina absolut unantastbares mohammedanisches Heiligtum bildet. Die Klagemauer ist ein Symbol der schmählichen Unterdrückung der Juden zur Zeit der christlichen und ihrer verächtlichen Duldung zur Zeit der mohammedanischen Herrschaft. Die Tränen, mit denen die Steine dieser Mauer seit Jahrhunderten benetzt wurden, sind weit verehrungswürdiger als die Mauer selbst, sogar wenn du nicht verkennst, daß ein Teil dieser Tränen immer vergossen wurde und heute wohl fast alle vergossen werden, um als ein zwar dünnes aber stetiges Bächlein die Mühle

der Betenden oder, noch schlimmer, gewisser sie ausnützender religiöser oder politischer Organisationen zu treiben.

Willst du wahrhaft großartige Ruinen sehen, dann mußt du den Jordan überschreiten. Die Hauptstadt des heutigen Emirats Transjordanien, *Amman,* in der biblischen Zeit Rabbath Ammon, bei den Griechen Philadelphia, besitzt noch die gewaltige Ruine der alten Burg, die Davids Feldherr Joab belagerte, als ihm der König einen seiner Gardeoffiziere, den Chetiter Uria, Gatten einer schönen Frau, mit einem gewissen Brief zusandte, dessengleichen seither Uriasbriefe heißen. Die Burg ragt hoch auf dem Gipfel des Berges; unten im Tal liegt die neue Stadt, hineingebaut in die Trümmer des griechisch-römischen Philadelphia, von denen ein mächtiges Amphitheater gut erhalten ist. Aber kaum seinesgleichen hat das Ruinenfeld von Dscherasch, jener Stadt, die als *Gerasa* zusammen mit Beth Schan (Skythopolis), Philadelphia und sieben anderen die berühmte *Dekapolis* bildete, den Bund von zehn freien griechischen Städten, die hier, am Rande der Wüste, in der römischen Provinz Arabia, einen blühenden Handelsverkehr entwickelten. Das alte Gerasa nimmt einen fast kreisförmigen, von festen Mauern

umschlossenen Raum ein von mindestens einem Kilometer Durchmesser, durch einen Fluß, den Chrysorrhoas, den *Goldfließenden*, in zwei Teile geschieden. Links vom Flusse, im Osten, lag die alte Siedlung; rechts vom Flusse wurde im zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhundert nach einheitlichem Plan eines unbekannten, aber genialen Stadtarchitekten die *Neustadt* erbaut, mit einer achthundert Meter langen, zwölfeinhalb Meter breiten Säulenstraße parallel dem Flußlaufe, zwei sie kreuzenden Querstraßen und verschiedenen Tempeln, Theatern, Thermen. Den Mittelpunkt der Neustadt bildet der hoch auf dem Hügel der uralten Opferhöhe ragende Tempel der Schutzgöttin von Gerasa, Artemis. Er liegt vierzig Meter über dem Flusse, zwanzig über der Säulenstraße, von der ein prunkvoller Torbau und eine fünf Meter breite Freitreppe hinaufführte nach dem von etwa 230 Säulen umgebenen, hundertsechzig Meter langen und hundertzwanzig Meter breiten Tempelplatz, der ebenso wie der in Jerusalem eine durch gewölbte Untermauerungen geschaffene künstliche gepflasterte Ebene darstellte und in seiner hinteren Hälfte den eigentlichen Tempel trug. Von dessen zwölf Eingangssäulen stehen noch elf; fast vierzehn Meter ragen sie in

die Höhe und geben heute noch einen mächtigen Eindruck von dem Glanz und der Größe, aber auch von dem künstlerischen Genie dieser *Barockzeit der Antike*.

Wer Gerasa zerstört hat, ist unbekannt, vermutlich war es der Perserkönig Chosru bei seinem Einfall nach dem byzantinischen Palästina, 613, wenige Jahre vor der islamischen Eroberung. Seither lag der Ort unbewohnt, kein europäischer Reisender hat ihn vor 1806 besucht; erst 1878 siedelte sich hier eine Gruppe von Tscherkessen an, die heute ein stattliches Dorf am linken Flußufer bewohnen. Die Reste dieser prunkvollen Großstadt mitten in der Einsamkeit der Steppen- und Waldlandschaft Gilead machen einen ergreifenden Eindruck. Es ist, wie der Prophet gesprochen: „Die Ringmauer, die breite, bloßgelegt wird sie, niedergelegt, seine ragenden Tore werden angesteckt mit Feuer; nichtbesiedelt bleibt es auf Dauer, nichtbewohnt Geschlecht um Geschlecht; nicht zeltet dort der Steppenaraber, Hirten lassen nicht lagern dort. Aber Wildnisspuk wird dort lagern, seine Häuser Ächzer erfüllen, Gesträuch steigt durch seine Paläste hin, in seinen Bollwerken Nessel und Distel, eine Heimat der Schakale wird's, den Straußen ein Gehöft, ein Ding des Erstarrens und Zischelns, insassenlos . . ."



Bild 15

Government House
/Jerusalem/



Bild 16

Auf der siebenten Stufe
[Eingang zur Höhle Machpela in Hebron]

IV. STÄDTE

Die Silhouette der Stadt

Das Gesamtbild der orientalischen Stadt und die wesentlichsten Eindrücke, die ihr Inneres bietet, sind bestimmt durch drei Arten von Bauten: Befestigungen, Minaretts, Moscheen.
Die wichtigeren Städte des Ostens waren und die meisten von ihnen sind heute noch von Mauern umgeben und von Burgen, Zitadellen, Forts überragt. Das Stadtbild erhält dadurch Geschlossenheit, Einheitlichkeit, natürlichen Schwerpunkt, zugleich etwas Dunkles, Schweres, Zwanghaftes. Mitten in die helle, lachende, von ewigem Sonnenschein überrieselte Landschaft hat der Mensch diese strengen, dumpfen Wohnplätze gebaut, die sich von Feld und Wüste, Berg und Tal düster abgrenzen durch einen Mauerring mit wenigen Toren, die — es ist noch gar nicht lange her seit der Abschaffung des Brauches — jeden Abend ängstlich geschlossen und gesperrt wurden. Der Gegen-

satz zwischen Stadt und Land, Kaufmann und Bauer, ist hier schroffer als in Europa. Die Fellachen, die am Morgen von ihren in die Falten des judäischen Gebirges geschmiegten Dörfern mit Milch und Käse, Hühnern und Eiern, Melonen und Gurken, Tomaten und Oliven nach Jerusalem zu Markte kommen, bleiben mit ihrer Ware, mit Kamel und Esel draußen vor der Mauer hocken, unter dem zyklopischen Steinwall, der aus dem Fels des Untergrundes wächst, und der düster drohenden Burg, die Stadt und Vorgelände und vor allem das dunkle Tor nebenan beherrscht. Hier sitzen sie in der Sonne, geduldig wartend, bis aus der schwarzen Öffnung des Tores der Städter tritt, um seinen Haushalt zu versorgen oder den Laden, den er in der schattigen, selbst zur Mittagsstunde dämmerigen Marktstraße, dem Suk, betreibt.

Viele Befestigungen von Städten in Palästina und Syrien stammen von den Kreuzfahrern. Es ist ein Problem, dem ich oft nachgedacht habe, wie diese französischen, deutschen und normannischen Ritter es zuwegebrachten, in der kurzen Zeit ihrer orientalischen Herrlichkeit — im Jahre 1099 eroberten sie Jerusalem, 1187 vernichtete Saladin ihr palästinensisches Reich; ihr letztes Bollwerk, Akko, fiel 1291 — eine so große Anzahl bedeutender Bau-

werke zu vollenden, Stadtbefestigungen und Kastelle in Antiochia, Tripolis, Beirut, Sidon, Tyrus, Akko, Jaffa, Jerusalem und die gewaltigen Trutzburgen, von denen hier nur Krak des Chevaliers (das *Kurdenschloß)* und Beaufort in Syrien, Montfort, Chastelet und Belvoir in Galiläa, Castra Incisa und das Pilgerschloß (Athlit) an der palästinensischen Küste, Krak de la Pierre du Désert und Krak de Montréal weit im Süden, im Lande Moab, erwähnt seien. Dazu kommt eine erhebliche Zahl von Kirchenbauten, manche von ihnen sehr umfangreich und künstlerisch bedeutsam. Fast ist es, als ob die Kreuzritter, deren Zahl doch schließlich begrenzt war, in diesen zweihundert Jahren ganz entgegen allen Berichten gar nicht gekämpft, sondern immerzu nur gebaut hätten — wobei es noch zweifelhaft bleibt, woher sie die dazu nötigen immensen Geldmittel und die große Zahl wirklich schöpferischer Baukünstler nahmen.

Im vollen Gegensatz zu den massigen, oft plumpen Befestigungsbauten stehen die Minaretts, jene zierlichen, nadelförmigen Türme, die fast neben jeder Moschee aufragen und von deren Umgang aus der Gebetsrufer, der Muezzin, fünfmal täglich seinen Mahnruf über die Stadt hin singt. Dünn und fern klingt sein Lied, ein monotones Rezitativ:

„Allahu akbar, allahu akbar, allahu akbar, allahu akbar, aschhadu an la alah ila allah, aschhadu an la alah ila allah, chija ala a-zalat, chija ala a-zalat, chija ala al-falach, chija ala al-falach, allahu akbar, allahu akbar, la alah ila allah." Ihre stärkste Entwicklung hat die Kunst des Minaretts in Konstantinopel gefunden, das geradezu von einem Wald dieser Turmsäulen oder Säulentürme überragt ist und wo die größten Moscheen gleich zwei, vier oder auch sechs Minaretts haben. Dagegen gibt es in Jerusalem nur wenige und bescheidene Minaretts, so daß die Stadt sich in ihrer Silhouette von den übrigen Städten des Orients stark abhebt.

Jede Moschee besteht aus dem Vorhof mit dem Brunnen, an dem die Betenden zuerst die vorgeschriebene Waschung vornehmen, und dem Betraum selbst. Die schön gepflasterten Moscheehöfe sind der angenehmste Aufenthalt in der Stadt. Das Plätschern des fließenden Wassers, alte Bäume und buntblühende Sträucher, schattige Säulengänge und verschiedene kleine, aber kunstreiche Bauten, Kapellen, Grabmäler, Kanzeln, geben dem Hof ein besonderes Gepräge; alles atmet Ruhe, Frieden, heiteren Gleichmut. Die Moschee selbst aber verkörpert die religiöse Leidenschaft des Ostens. Es sind europäische Strukturideen, aus

denen beide Typen von Moscheen entwickelt sind: der überkuppelte Rundbau und die drei- oder fünfschiffige Basilika. Aber wie selten fühlst du das Wehen des Einen, Unendlichen selbst in den berühmtesten Kirchen! Der gotische Dom reißt dich nach oben; aber er mahnt dich zugleich an die Enge dieses *irdischen Jammertals* und der Schmuck im einzelnen betont vollends nur das Quälende, Peinigende, Asketische. Die Gotteshäuser der Renaissance- und Barockmeister haben das Weiträumige, Große, Strahlende — aber es mangelt ihnen der tiefe sittliche Ernst, es ist alles irgendwie Theater. Zum ersten Male fühlte ich das, was mich in jeder der großen Moscheen mächtig erfaßt, in dem Münster zu Aachen, der edelsten aller christlichen Kirchen. Was dort in Europa vielleicht einzig ist, es lebt in den größeren Gotteshäusern des Islam überall.

Daß das nicht nur am Bau, sondern auch am Schmuck liegt, beweist die schönste und großartigste Rundbaumoschee, die ja als christliche Kirche erbaut wurde, die Aja Sofia, die Sophienkirche in Konstantinopel. Der weite, einheitliche, wahrhaft große Raum, der das Auge unmerklich, aber zwangsläufig von den breiten Bögen über den mächtigen unteren Pfeilern und Säulen hinauf-

führt zu den schmäleren wie in einer Spirale, vom Viereck zum Achteck, zu immer engeren, übereck gestellten Polygonen, bis in die wie durch Zauber gedankenleicht schwebende Kuppel; und alles aus edelstem, kostbarstem Baustoff, Verde antico, roter Porphyr, bunter Marmor, Goldmosaik, Alabaster, dabei gleich weit entfernt von der kahlen Nüchternheit protestantischer und der protzigen Überladenheit vieler katholischer Kirchen. Das Fehlen jedes Bildes und auch des Altars — nur die flache Nische des *Mihrab* zeigt die *Kibla* an, die Richtung nach Mekka, in welcher der Betende sich wenden muß — verhindert, daß der Blick sich irgendwo verfängt, bringt das Unpersönliche, rein Geistige des göttlichen Prinzips, wie es in der Religion des Islam lebt, wundervoll zum Ausdruck. Gegenüber diesem restlos entpersönlichten Dienst des Geistes, der sich im Wort und nur im Wort verkörpert, scheint mir eine Religion, die viele Heilige kennt und ihre Bilder in Weihrauchwolken verehrt oder auch eine, deren Ritual sich um Enthüllung und Verdeckung einer Schriftrolle dreht, die mit Mantel und Krone bekleidet, wie ein Heiltum berührt und geküßt wird, doch noch viel aus der uralten Sphäre des Magischen unüberwunden mitzuenthalten.

Den gleichen Eindruck der Weiträumigkeit, der *edlen Einfalt und stillen Größe* erwecken, mit völlig anderen architektonischen Mitteln, diejenigen Moscheen, die aus der Idee der Basilika entwickelt sind. Drei oder fünf Schiffe, durch Säulenreihen geschieden, meist gleich hoch, wiederum ohne Altar, nur mit der Nische des *Mihrab*, sind sie wie ein künstlicher Wald und wirken auch wie in Europa das Betreten des kühlen, weiten, grüngolden leuchtenden, geheimnisvollen Waldes, hier in diesem Lande, dem, leider, der wirkliche Wald fehlt. Diese Moscheen in ihrer Stille und Würde, in ihrem wuchtigen Ernst, üben eine magnetische Kraft aus. Sie lehren dich eine Lebensauffassung achten, die zunächst unserer europäischen so fremd und unvergleichbar scheint. Ein Kenner des Orients und ein edler Mann schrieb: „Es ist nicht schwer, Fehler in der mohammedanischen Gesellschaft zu finden; aber das darf man sagen, daß es nirgends in der Welt eine große mohammedanische Gemeinschaft gibt, in welcher man Grausamkeit übt gegen jene, denen man Arbeit zuteilt, Lieblosigkeit zeigt den Eltern, den Nebenmenschen planmäßig betrügt, die Armen sozial unterdrückt — lauter häßliche Sünden, die doch allgemein und alltäglich im Schwange sind in jenem Lande, dem

die Leute entstammen, die den Orient zu *erneuern* kommen. Nicht das Gesetz des Islam fordert unsere Bewunderung, sondern daß der Moslem aus freiem Willen jenen sozialen Geboten gehorcht, zu deren Erfüllung Christen sich nur entschließen, wenn sie den Polizeiknüppel im Nacken spüren."

Drei Städte

Jerusalem ist die bedeutendste, Haifa die schönste, Tel Aviv die lebendigste Stadt Palästinas. In Jerusalem ist alles konzentriert, was charakteristisch ist am palästinensischen Judentum: im jüdischen Quartier der Altstadt das bodenständige sfardische Element, tätig, geschäftstüchtig, allerdings mit orientalischen Methoden; in den Chalukavierteln der alte Jischuv, Reste einer sonst überall untergegangenen Welt, zusammengewürfelt aus Marokko und Persien, Buchara und Polen, Rumänien und Bagdad, mehr bunt als schön; in den *neuen* Stadtteilen, von denen einige schon recht alt sind, die — ehrenamtlichen und besoldeten — *Beamten*, die offizielle Welt des neuen jüdischen Palästina, die *Klaltuer*, junge und alte, mit dem nicht immer willig anerkannten Zentrum, der *Hanhala*, der zionistischen Exekutive, jener Flucht von dreißig Büroräumen, die heute schon wirklich etwas wie

das Ministerium des jüdischen Palästina bedeuten, nahe der Jaffastraße, die das kommerzielle Zentrum Jerusalems ist, mit großen und kleinen Läden, Advokatenbüros, Druckereien, Restaurants, Banken und dem großen Kino; dazu gehören auch die wirklich neuen jüdischen Vororte Talpioth, Rechavja, Beth Hakerem, wo alle die kleinen Beamten, Ingenieure, Lehrer, Ärzte, Advokaten wohnen und die Industrie- — nicht -Kapitäne, sondern -Korporale, alle auf der Leiter zur höchsten Macht, alle mit dem Marschallstab im Tornister, aber alle provinziell, schüchtern, in kleinen Geldsorgen begraben. Wenn du ein paar Tage hintereinander je zwei Stunden in dem langen Korridor der *Hanhala* auf- und abgehst, zum Schrecken und zur Verzweiflung des wackeren sfardischen Dieners, der strengen Befehl hat, hier niemand auf- und abgehen zu lassen —, wenn du aber doch hier auf- und abgehst, begegnest du unfehlbar allen Menschen, die in Palästina, von Gaza bis Metulla, etwas bedeuten, allen Touristen, die eben im Lande sind, allen Projektemachern und Postensuchern, allen denen, die gern oder ungern immer wieder Fühlung nehmen müssen mit dem Mittelpunkt des jüdischen Werdens im Lande.
Haifa ist die Zukunft. Jeder echte Haifaer Jude

sieht schon das Hamburg überflügelnde Getriebe im Hafen, sieht schon die großen Fabriken in der Kischon-Niederung dampfen, hört das Brausen des Weltverkehres und das Klingen des Goldes. Die große Mühle läuft in Vollbetrieb, ebenso die Zementfabrik, die Büros der internationalen Handels- und Speditionsgesellschaften zwischen Hafen und Bahnhof eskomptieren künftige Größe voraus. Und hier bauen sich alle reichen Menschen ihre Häuser und alle die, die gern dicht neben reichen Menschen wohnen wollen. Der Karmel ist Cottage und Sommerfrische für ganz Palästina. Hier gibt es komfortable Hotels, Pensionen, Villen, ein Sanatorium, hier ist es süß, von künftigen Anstrengungen, die viel Geld einbringen werden, auszuruhen, mit dem Blick auf die weiße Stadt und die braune Kischon-Niederung — siehe oben — und auf das blaue, unsäglich blaue Meer.
Tel Aviv ist ein Ameisenhaufen. Hier schwelgt man nicht in künftigen Paradiesen, hier läßt man sich von Geldsorgen nicht einschüchtern; man nutzt den Augenblick. Tel Aviv ist ein Parvenü, mit manchen ästhetisch nicht ganz erfreulichen Manieren; aber vergessen wir nie, daß die Kinder der Parvenüs meist die kultiviertesten Menschen sind. Wie stolz sind die Tel Aviver auf Wasser-

leitung, elektrisches Licht, auf das W. C. in jedem Hause! Und wie bienenemsig arbeiten sie daran, diese unglaubhafte Erscheinung glaubhaft, natürlich, selbstverständlich zu machen! Viele Häuser sind geschmacklos und mangelhaft gebaut: wohlan, wir bauen größere, schönere, geschmackvollere und bessere. Es ist sehr schnell gegangen und überraschend erfolgreich, vielleicht *zu* schnell und *zu* erfolgreich; aber hier lebt es, hier drängt es, hier treibt es vorwärts. Wer träumen will, der lege sich an den Strand und zähle, wieviel Wellen in der Stunde ans Ufer rollen; die Leute von Tel Aviv träumen nicht, sie gehen mit eiligen Füßen durch ihre aus der Sanddüne gezauberten Straßen, die Ellenbogen fest eingestemmt, und machen Business — und bauen das Land, so gut wie die Bürokraten von Jerusalem und die Arbeiter im Emek, jeder auf seine Art.

Tiberias und Safed sind Provinz.

Man lebt rasch und gesellig in den Städten, aber eins fehlt und ich lobe den Mangel: in den Städten mit 16.000, 50.000 und 60.000 Juden gibt es zwar Kaffeehäuser, aber keine Spielkarten. Man spielt, wenn man spielen will, Schach, und wie könnte es anders sein in dem Lande, zu dessen Bürgern sich Schmarja Levin zählt —, aber Karten habe

ich keine gesehen. Die vom Bezalel herausgegebenen sind sehr hübsch vom künstlerischen Standpunkt, aber zum Spielen ungeeignet. Man merkt es hier nicht. Und das ist etwas großes. Die Bourgeois in dem *bürgerlichen Nest* Tel Aviv haben — ausnahmslos — etwas sehr Boheme-Mäßiges und, so darf man hinzufügen, die palästinensischen Bohemiens tragen alle recht schwer an dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die Gesamtheit. Das ist nicht europäisch, aber gerade gut.

Das Wunder im Dünensand

Die Entwicklung in Palästina geht oft ungeheuer rasch, was drei oder vier Jahre alt ist, gehört einer längst überwundenen Periode an, neu ist nur, was eben im Entstehen ist. Tel Aviv ist *uralt* — datiert seine Gründung doch vom Jahre 1908! Damals war eine hoffnungsfrohe Zeit in Palästina. Die Zionistische Organisation hatte feierlich — nach heftigen Kämpfen, wie gewöhnlich — beschlossen, mit der Kolonisationsarbeit in Erez Israel zu beginnen, eine erste Siedlung, Ben Schemen, war 1906 entstanden, 1907 errichtete die Oganisation ihr *Palästinaamt* in Jaffa unter der Leitung Dr. Ruppins, mit dem enormen Jahresbudget von,

wenn ich nicht irre, 70.000 Francs. Alles schwelgte in Plänen, Hoffnungen, Entwürfen — die nächsten Jahre sahen auch die ersten genossenschaftlichen Siedlungen aus dem Boden wachsen, Kinereth, Dagania, Chulda, Merchavja. Man zweifelte nicht daran, daß bald ein starker Einwandererstrom ins Land kommen, daß Landwirtschaft, Gewerbe, Handel einen mächtigen Aufschwung nehmen würden; und der Mittelpunkt von allem würde natürlich Jaffa sein, der Sitz des Palästinaamtes, *der* Hafenplatz von Palästina (Haifa war noch ein Dorf), der Ausgangspunkt der einzigen Bahnlinie. Was Wunder, daß findige Leute sagten: „Unter den Tausenden von Einwanderern werden auch Reiche sein; die Armen wollen arbeiten, die Reichen aber wollen, so ist der Lauf der Welt, verdienen; also werden sie Fabriken gründen. Natürlich in Jaffa; wohnen aber werden die Industriellen in Jaffa nicht wollen, in der engen, schmutzigen, übelriechenden Araberstadt, sondern außerhalb der Stadt in Villen, mit Gärten, Parks, Boulevards." Also gründete man die Villenvorstadt, das Cottage von Jaffa, eine halbe Stunde vor der Stadt, mitten im Sand der Dünen. Es gibt eine Photographie, an einem hellen sonnigen Tag des Jahres 1908 aufgenommen: ein Ring von Menschen, in dessen Mitte die Grund-

steinlegung von Tel Aviv vor sich geht, und ringsum weißer, leerer, öder Sand.
Es war ein bescheidener Anfang: eine Straße, rechts ein paar Häuser und links ein paar Häuser, vor jedem ein Garten — das heißt ein Stück Düne, eingezäunt und mit einigen Bäumen, vielmehr Ruten bepflanzt. Das Ganze recht in der Einöde; von Jaffa hieher gab es keine Straße, die landesübliche *Diligence*, der offene Stellwagen, schwankte mühselig durch den tiefen Sand und draußen zu wohnen war ein rechtes Wagnis. Aber die Gründer wußten, daß ein Name viel tut; und so nannten sie ihre Gartenstadt, wie die hebräische Übersetzung von Herzls utopischem Roman *Altneuland* hieß: *Tel Aviv, Frühlingshügel*, und der Name zauberte der ärmsten Phantasie das Wunschbild einer üppigen Oase vor; und die Hauptstraße — vorläufig die einzige, die es gab — hießen sie Herzlstraße. Dann entstand neben der Herzlstraße noch eine merkwürdige Anlage mitten im Sand, von der man nicht wußte, sollte es Straße, Garten oder Park werden; jedenfalls hieß sie — nur Lumpe sind bescheiden — *Rothschild-Boulevard*. Und als sie so weit waren, fiel den Leuten ein, daß sie doch etwas sehr wichtiges vergessen hatten: die reichen Fabrikanten, die hier wohnen würden, würden

doch Kinder haben; ihre Kinder schicken solche Millionäre aber nicht zu Schuster und Schneider in die Lehre, sondern auf höhere Schulen; und so gründete man in Tel Aviv ein hebräisches Gymnasium. Der Nationalfonds gab den Boden, ein englischer Palästinafreund, Moser, das Geld für den Bau, und bald stand, quer vor dem Ende der Herzlstraße, als letztes Gebäude, das das Bild des ganzen Ortes architektonisch abschließen sollte, ein breiter Monumentalbau, in welchem Lehrer aus Rußland, Österreich, Deutschland die Kinder unterrichteten, die russische Zionisten — vorläufig waren ja die Industriellen noch nicht eingetroffen — hieher sandten.

Das ist 24 Jahre her — eine ganze Ewigkeit. Und die Entwicklung der Zwischenzeit hat gezeigt, daß die Gründer von Tel Aviv sich mit all ihren Voraussagungen *gründlich und vollständig verrechnet* hatten. Der Einwandererstrom kam nicht, die Industriellen kamen nicht. Dafür kam der Krieg, und der türkische Armeekommandant Dschemal Pascha ließ die schon hübsch hoch gewordenen Palmen vom Rothschild-Boulevard ausgraben und an einer neuen Straße im arabischen Jaffa einpflanzen, wo sie heute noch stehen und angenehmen Schatten spenden — die von Dschemal sich zum

dauernden Andenken also geschmückte Straße heißt heute, natürlich, King George-Street. Und als nach dem Kriege die Einwanderung kam und mit ihr auch reiche Leute, da bauten die ihre Fabriken — welches Pech für Tel Aviv! — in der jetzt aufblühenden Hafenstadt Haifa. Sie wohnen dort tatsächlich nicht in der Araberstadt, sondern — wie jene Phantasten vorausgesehen hatten — in Villen, mit Gärten, Parks und Boulevards, nur daß diese jetzt eben in der Nachbarschaft von Haifa, auf dem Karmel, entstanden sind.
Und Tel Aviv? Tel Aviv ist eine nüchterne Geschäftsstadt geworden, das Zentrum von Handel und Gewerbe in Palästina, mit langen Straßen und kleinen und großen Häusern, mit Läden und Werkstätten, Bureaus und Mietkasernen — Jaffa, die Altstadt, ist heute Anhängsel, Vorstadt von Tel Aviv. Die Gärten sind voll üppigen Grüns, aber der erfrischende Hauch der Pflanzen wird übertäubt von dem Trubel eines heftig dahinbrausenden Großstadtverkehrs. Nur wenige Fabrikanten, wenig reiche Leute wohnen hier, aber 50.000 arbeitende, fleißige, ihrem Lebensunterhalt eifrig nachjagende jüdische Menschen. Der Bürgermeister ist ein Jude, hebräisch ist die einzige Amtssprache der Stadt, die aus einer ganzen Reihe einzelner Ge-



Bild 17

Ruine der Synagoge von Kfar Nachum

[Kapernaum]



Bild 18

Tempelplatz in Jerusalem mit der Omarmoschee

meinden, Bezirke besteht und deren Anleihebonds vom New Yorker Markt willig aufgenommen wurden. Die Straßen sind weit hinausgewachsen in die sandige Küstenebene und hinunter bis an den flachen Strand mit Hotels, Kaffeehäusern, Badeanstalten; das Gymnasium ist von manchem neueren Haus an Größe und Pracht übertroffen und längst nicht mehr der Abschluß, vielmehr die Mitte der Stadt. Die Straßen sind betoniert, kanalisiert, elektrisch beleuchtet; jedes Haus hat Wasserleitung und Licht von der Rutenbergschen Kraftstation; die Narren, die seinerzeit den Sand um Phantasiepreise kauften, sind an den Bauparzellen schwer reich geworden und haben sich elegante Villen gebaut, wo sie sich eifrig damit beschäftigen, die Herrlichkeit von Tel Aviv zu bewundern und jedem Besucher eingehend zu beweisen, daß es der einzige Ort in Palästina ist, wo man vernünftigerweise wohnen kann. Nach Jaffa verkehren auf der guten Chaussee alle Augenblicke kleine, flinke Autobusse; man fährt kaum fünf Minuten und zahlt die kleinste gangbare Münze, einen halben Piaster. Und am Abend kommt die arabische Jeunesse dorée, die jungen Effendis, aus Jaffa in Droschken und Autos nach Tel Aviv an den Strand gefahren, um im *Kasino*, einem Café-

pavillon, beileibe keiner Spielhölle, der vom Rauschen der Meeresbrandung begleiteten Musik zuzuhören und böhmisches Bier zu trinken. Die elektrischen Lampen flammen auf und ein Zeitungsjunge ruft unermüdlich: „Haarez, Haarez!“ Und ich vergesse einen Augenblick, daß das der Titel einer Tageszeitung ist, und verstehe: *Das Land, das Land!* Das ist das Land, dieses merkwürdige, tolle, heilige, alte, springlebendige, unberechenbare, schöpferische, nie auszuschöpfende Land der Wiedergeburt.

Wovon lebt Tel Aviv?

Es war einer der strahlenden Spätnachmittage, wie sie der Orient kennt, als ich mit ein paar Freunden an einem Tischchen vor dem Café *Tarschisch*, an der Strandpromenade von Tel Aviv, saß und dem bunten Strom der Vorübergehenden zusah. Links von uns das Hotel *San Remo*, mit dem saftig grünen Rasen des Vorgartens, auf den der Besitzer des Hotels, Herr Zlatopolski, so stolz ist — vor vier Jahren noch nackter Dünensand! —, rechts der von vielen Hunderten von Männern, Frauen und Kindern belebte Badestrand; gegenüber, jenseits der betonierten Promenade, der luftige, auf starken Pfeifern ins Meer hinausgebaute

Pavillon des Kasinos und das häßliche, plumpe Etablissement für warme Seebäder, dazwischen ein Stückchen der hier immer regen Brandung und der Blick hinaus auf das blaue Meer und die sich schon dem Horizont zuneigende Sonne — nach Tarschisch hin, das ist Spanien, das ferne Ziel der Phönikerflotten, die einst auch von hier ausliefen.

Interessanter aber als Land und Strand und Meer sind die Menschen, die in dichtem Schwarm vorüberziehen. Europäische, amerikanische, sfardische, orientalische, kurdische, jemenitische Juden, Araber, Neger, Engländer, Touristen jeder Herkunft drängen sich. Wo Menschen jeder Herkunft und Hautfarbe sich mengen, wendet niemand den Kopf nach dem Beduinen in flatterndem, von schwarzer dicker Schnur gehaltenen Kopftuch, nach der dicht verschleierten arabischen Dame, nach dem violett beturbanten sfardischen Rabbi. Du hörst Hebräisch, Jiddisch, Deutsch, Polnisch, Englisch, Russisch, Arabisch, Spaniolisch, Französisch sprechen; allerdings dominiert unverkennbar das Hebräische. Vor allem die Kinder sprechen es alle fast ausschließlich. Man spricht noch manchmal die Sprache der Eltern; aber wenn man übermütig wird, balgt und rauft, oder wenn man be-

trübt ist, klagt oder weint, dann geht man unwillkürlich in das vertrautere Hebräisch über. Hier am Strand siehst du besonders viele junge Ehepaare mit Kindern. Es ist, als ob alle 50.000 Einwohner von Tel Aviv von fünf Uhr ab den Strand aufsuchten.

Ich blickte auf die Menge, die zum größten Teil aus jungen Menschen bestand, die plauderten, lachten, debattierten; es waren wohl Angestellte, Beamte, Arbeiter, Kaufleute, Akademiker — die in heißen Tagen möglichst leichte Kleidung läßt kaum Klassenunterschiede erkennen. Ich dachte daran, daß von diesen 50.000 Menschen vielleicht nicht mehr als tausend schon seit mehr als zehn Jahren im Lande seien, daß diese Stadt nahezu über Nacht aus dem Dünensand aufwuchs und immer noch wächst und wächst; und daß das jüdische Hinterland von Tel Aviv, die in ganz Palästina auf dem Lande lebenden Juden, auch nur etwa 50.000 Seelen beträgt. Und da ließ ich mich hinreißen, meinen Freunden, es waren sogar bis auf einen lauter Tel Aviver, die Frage zu stellen: „Wovon lebt eigentlich dieses Tel Aviv?".

Alle Grade der Mißbilligung, vom sprachlosen Staunen bis zu heller Empörung, bildeten ein solches

Orchester, daß ich fast meinen Vorwitz bereute. Natürlich war Harzfeld, der Leiter eines wichtigen Amtes der Histadruth (der Arbeiterorganisation), der erste, der fast atemlos hervorsprudelte: „Unsere Industrie ist nichts? Gar nichts ist unsere Industrie? Bauindustrie (300.000 Pfund Investition im Jahre 1931), Maschinenfabrikation, Elektrizitätswerk, Baumaterial, Möbelerzeugung, Textilindustrie, Schuhfabrikation, eine Fabrik für feine Handtaschen, Koffer- und Touristenartikelindustrie, Schokolade- und Bonbonfabriken, Bäckereien und die Fabrik *Assis* für diesen unerreichbaren Orangenfruchtsaft, den du da eben schlürfst; Molkereien, Zigarettenfabriken, Druckereien, Kartonnagefabriken — das alles arbeitet mit Vollbetrieb, für den Inlandsmarkt und den Export, und *er* fragt, wovon Tel Aviv lebt?"

Aber Architekt Rubin, dieser feine Künstlerkopf, sagt: „Verachtet mir nur den Handel nicht! Heute ist Tel Aviv das Geschäftszentrum für Palästina und in einem gewissen Maß auch für die Nachbarländer. Der Handel mit Stoffen, Seide, Baumaterialien, Eisen, Holz, Getreide geht heute größtenteils durch Tel Aviver Bureaus. Hier haben wir die Anglo-Palestine Bank, die Hypothekenbank, die Arbeiterbank, Barclay's Bank, Banco di Roma,

Banque Ottomane und vielleicht ein Dutzend lokaler Kredit- und Sparinstitute."
Sehr ungeduldig fällt ihm Nanny Margulies ins Wort: „Der Mensch, sagt schon Goethe, lebt nicht vom Brot allein. Tel Aviv ist doch ein richtiges Schul- und Kulturzentrum. Wissen Sie", dabei sah sie mich von oben her an, wie das eben Nanny kann, daß das *Sie* klang wie eine gröbliche Injurie, „wissen Sie, daß es in Tel Aviv 42 Kindergartenklassen gibt, 129 Volksschulklassen, das Gymnasium *Herzlia* mit 700 Schülern, zwei Realschulen, eine Handelsschule, ein Lehrerinnenseminar, einige Privatgymnasien, verschiedene Abend- und Fachkurse, eine Handwerkerschule, eine Schule für Seewesen — jawohl, Seewesen —, eine Koch- und Haushaltungsschule, eine Näh- und Zuschneideschule und eine ganze Menge anderer Institute, darunter auch eine besondere Schule für zurückgebliebene und defektive Kinder, in die wir Sie vielleicht für einige Zeit stecken könnten, damit Sie lernen, richtige Fragen zu stellen."
Mein Vetter und Freund Leo Herrmann, Generalsekretär des Keren Hajessod, der einzige Jerusalemit unter den Anwesenden und eigentlich betrübt über den billigen Triumph, den ich diesen Tel Avivern verschafft hatte, nahm mich in Schutz:

„Er wollte euch doch nur Gelegenheit geben, Tel Aviv richtig ins Licht zu setzen. Warum aber sagt keiner von euch, daß Tel Aviv heute das Kulturzentrum des hebräischen Judentums in Palästina und der ganzen Welt ist? Hier arbeitet das Theater *Habima*, hier der *Ohel*, das dramatische Studio der Arbeiterorganisation, *Hamataté*, das erste hebräische Kabarett, die hebräische Oper; hier die großen hebräischen Verlage, die das hebräisch lesende Publikum aller Weltteile mit Originalwerken und Übersetzungen versorgen, hier erscheinen zwei Tageszeitungen, eine Menge Wochenblätter und Monatsschriften, hier habt ihr eine städtische Volksbibliothek und die Zentralbibliothek der Arbeiterorganisation mit 75.000 Bänden und Filialen überall im Land."

„Und wo sonst in Palästina könnte man Bedürfnis und Möglichkeit für die Gründung einer Antilärmliga finden, als in diesem schrecklichen und unvergleichlichen Tel Aviv", seufzte Margit Mechner-Rubin, „wo alles so jung ist, wie die Arbeiterorganisation, die hier ihre Zentrale hat, ihre große Gewerkschaft mit sechzehn Fachverbänden, ihren Arbeiterrat, ihr Arbeitsvermittlungsbureau, ihre Kulturkommission, ihr Landwirtschaftszentrum, ihre *Tnuva*, die Absatzgenossenschaft für die Pro-

dukte aller landwirtschaftlichen Siedlungen, ihren *Maschbir*, die Einkaufszentrale, ihren *Jachin*, die Kooperative zur Übernahme von Pflanzungsarbeiten, alles in einem Lande noch ohne Arbeitsgesetzgebung; hier gibt es den Schriftstellerverband, eine Zweigstelle der Lehrerorganisation" — „Zentrale in Jerusalem", warf Leo Herrmann ein — „jawohl, Zentrale in Jerusalem, dann den Verband der Ärzte, Zentrale in Tel Aviv, der Rechtsanwälte, Zentrale in Tel Aviv, der Architekten, Zentrale in Tel Aviv, nicht wahr, Rubin? Aber auch einen Verband der Künstler, der Musiker, der ..."

„Also vom Verband der Künstler dürfte nicht einmal Tel Aviv leben können", bemerkte trocken Heinrich Margulies, Bankmensch voll Phantasie und Temperament. „Aber das erinnert mich daran, daß es hier auch Einrichtungen gibt für die, die Schwierigkeiten mit dem Leben haben. Wir haben ein städtisches Krankenhaus mit Abteilungen für Chirurgie, Gynäkologie, innere Krankheiten und Kinderkrankheiten, einer Poliklinik und einem Laboratorium, das ein Jahresbudget von 20.000 Pfund hat, dann das Nathan Straus-Gesundheitszentrum mit einem Säuglingsheim, einer Zahnklinik für Schulkinder, einer Taubstummenschule, einer Station für Säuglingspflege und schwangere

Frauen; wir haben die *Kupath Cholim*, die Arbeiterkrankenkasse, die vier Schwangeren- und Mütterberatungsstellen der Wizo. Unser Geburtenüberschuß ist 26 pro Tausend (in Deutschland waren es vor dem Kriege 13, nach dem Kriege etwa 11); unser Kindersterblichkeit ist 75 pro Tausend (in Deutschland 97, bei den Arabern in Palästina 200 bis 250)".

Doktor Grünwald, Advokat und tschechoslowakischer Konsul, sagte in seiner bedächtigen Art: „Wovon Tel Aviv lebt? 11 Prozent seiner Einwohner sind Kaufleute, 10 Prozent Lehrer und Angehörige freier Berufe, 11 Prozent Beamte, 65 Prozent Handwerker und Arbeiter, 2 Prozent Fabriksbesitzer und 1 Prozent Unterstützungsbezieher und Rentner. Von all dem, meine Damen und Herren, lebt Tel Aviv."

Die Schau vom Karmel

Was ein Mann von einem bestimmten Punkte aus in einer Gegend sehen kann, das hängt mindestens ebensosehr von dem Manne wie von der Gegend ab. Vom Nordrande des Plateaus zum Beispiel, das sich auf der Höhe des Karmel, etwa 300 Meter über der Fläche des Meeres, dehnt, sieht der Vergnügungsreisende die weite blaue Bucht mit Stadt

und Hafen, dahinter die höher und höher sich türmenden Berge, erst die grünen Hügel Untergaliläas, dann das schroffe Berggewirr Obergaliläas und die Alpenwelt des Libanon, sieht drüben, jenseits der Bucht, die braunen Wälle der alten Feste von Akko und dahinter die weißen Felsen des Vorgebirges Ras en Nakura, der Grenze gegen Syrien, ein Gesamtbild von unvergleichlicher Schönheit.
Leo Herrmann sieht gleich links, gerade unter dem Leuchtturm, das vom Keren Hajessod errichtete Einwandererlager, wo die Ankömmlinge von der Gemeinschaft versorgt werden, bis sie nach ihrem ersten Arbeitsplatz gebracht werden können; dann sieht er das jüdische Wohnviertel *Bath Galim*, dicht an der Landspitze, vor ein paar Jahren von einer Baugenossenschaft errichtet, rechts davon das Lager des *Kibbuz Gimmel*, einer Chaluzgruppe, die hauptsächlich im Baugewerbe tätig ist; gleich daneben die alte deutsche Kolonie und die eigentliche Stadt Haifa, darüber den breiten Prachtbau des Technikums, anschließend daran das jüdische Viertel *Hadar Hakarmel;* dann das Fabrikviertel mit Elektrizitätswerk und Rothschild-Mühle, dahinter, fast schon an dem alten Palmenhain, die Ölfabrik *Schemen* (die die herrliche und billige Seife erzeugt, mit der sich im ganzen Orient jeder

wäscht — der sich überhaupt wäscht), rechts davon die von der Regierung festgelegte Ölzone, wo die Rohrleitung für das Mosulpetroleum münden wird und jetzt schon die riesigen Tanks der *Vacuum Oil* und der *Shell* stehen, dann das weite Territorium der jüdischen *Haifa-Bay Development Company* mit den Anfängen umfangreicher Arbeitersiedlungen (Lohnarbeit in der Stadt, Geflügel- und Gartenwirtschaft zu Hause), übergehend in die ersten Nationalfondsböden des Emek — der gelbe Qualm, der hinter dem mit den weißen Häusern von Neve Schaanan bebauten Karmelvorsprung aufsteigt, kommt von der großen Zementfabrik *Nescher*.

Die alte Dame, die, nach der neuesten Mode von 1895 gekleidet, uns deutsch anspricht und sich als Angehörige der Templerkolonie zu erkennen gibt, sieht links auf der Felsnase des Karmel das französische Kloster der Karmeliter — wie sollten sie *hier* anders heißen? —, darunter die hochheilige, von Christen, Juden und Mohammedanern verehrte Eliashöhle, gleich unter uns den Paradiesgarten der frommen und fleißigen Bahaisten, rechts ein evangelisches Schwesternhaus, drüben den Karmelgipfel, von dem aus Elias in den Himmel fuhr — und schon geht sie dazu über, die Gesichte

zu schildern, die sie selbst hat, sie, die vom Karmel aus vielerlei sieht, was kein anderer sehen kann.
Der junge Engländer, den wir von unserer Pension aus kennen, sieht am Strand, gleich neben den Baracken des Kibbuz Gimmel, das britische Militärlager, mit Zelten, Häusern und Sportplätzen, im Industrieviertel die Bureauhäuser der I. C. I. (Imperial Chemical Industries) und I. P. C. (Iraq Petroleum Company), vor allem aber — *Britannia, rule the waves!* — die gewaltigen Kais und Bassins des neuen Hafens, der 1933 eingeweiht werden soll, mit dem fast zwei Kilometer schräg in die Bucht hinausgebauten Wellenbrecher.
„Ja, daß ich nicht vergesse", sagt Leo, „diese Stadt mit mehr als 50.000 Einwohnern, darunter 16.000 Juden, die sich mindestens drei Kilometer den Bogen der Bucht entlang ausbreitet, hatte vor zehn Jahren nur 25.000 Menschen, davon 6000 Juden; aber vor 100 Jahren beschreibt sie Prokesch-Osten als einen ins Viereck von etwa 400 Schritt Grundlinie ummauerten Ort, den an 3000 Seelen bewohnen, meist Türken aus der Barbarei, es gebe aber auch einige Griechen dort und zehn Familien Juden."
Zvi Jechieli vom Kibbuz Gimmel sieht natürlich all die Häuser, Amtsgebäude, Straßen und Brücken,

die sein Kibbuz gebaut hat, und der andere Zvi, Stelzer, unser Chauffeur, sieht nur die winkelige, halsbrecherische Durchfahrtsstraße durch den Stadtkern, die jetzt, endlich, reguliert werden soll. Enja Levin sieht gar nichts anderes, als daß ihr Sohn, der Lausejunge Dan, Steine in einen Garten schmeißt, und ihr Vater, unser wunderbarer Schmarja Levin, sieht einen alten Freund die Straße heraufkommen, den er zwar nicht leiden kann, der aber hoffentlich bereit sein wird, drei bis zwanzig Partien Schach mit ihm zu spielen.
Aber alles, was sie alle sehen, ist wie gar nichts gegen das, was der Ingenieur Josef Löwy, einer der Gründer der *Haifa Bay Development Company*, sieht. Er sieht, daß Haifa der wichtigste Punkt Palästinas, nein des Orients, im Mittelmeergebiet, doch was sage ich: der ganzen Erde ist. Zur Begründung folgt eine Darlegung der Orientpolitik Englands und seiner künftigen Absichten. Es ist doch *klar*, daß England mit der Sicherheit der Verbindung nach Indien steht und fällt. Daß der Suezkanal, der diese Verbindung bisher vermittelte, nicht mehr in Betracht kommt, seit Ägypten sich selbständig gemacht hat, ist *klar* (O schönes Barackenlager an der Strandchaussee in Alexandrien!). Also *braucht* England Palästina, und tat-

sächlich geht die regelmäßige Flugpostlinie der *Imperial Airways* einerseits von England über Griechenland und Palästina, anderseits von Ägypten über Palästina nach Bagdad und Indien. Aber jetzt wird diese Luftverbindung durch ein festeres Band ergänzt, die Rohrleitung, die das Petroleum von Mosul, über ausschließlich von England beherrschtes Gebiet, nach dem Hafen von Haifa bringt. Es ist doch *klar*, daß Reichsinteressen mitspielen, wenn England darauf besteht, daß diese Pipe-Line 1934 fertig werden und daß zu ihrem — ha ha, ausschließlich ihrem — Schutz eine Eisenbahn parallel mit ihr gebaut werden muß, natürlich auf Kosten der I. P. C. Ebenso *klar* ist es, daß es kein Zufall ist (gibt es überhaupt Zufälle?), wenn gleichzeitig auch der Hafen in Haifa eröffnet wird und wenn seine Bassins tief genug für die größten Schiffe der britischen Flotte sind. An diesem bodenpolitisch wichtigsten Punkte Palästinas hat die *Haifa Bay Development Company* und einige ihr befreundete Organisationen etwa 40.000 Dunam oder 4000 Hektar Boden gekauft, um landwirtschaftliche Siedlungen, Arbeiterviertel, Industriequartiere und vornehme Wohnviertel anzulegen. Es ist *klar*, daß hier eine absolut sichere Spekulation größten Maßstabes vorliegt, die unge-

heure Chancen bietet. „Leider haben die Gesellschaften nicht genügende Mittel zur Verfügung gehabt, um die Aufschließungsarbeiten sogleich durchzuführen. So mußten sie den größten Teil der Böden an den Keren Hajessod, den Nationalfonds, die Bank und die amerikanische *Palestine Economic Corporation* abgeben. Der wichtigste Komplex, der der Stadt und dem Hafen nächstgelegene, ist in den Händen der P. E. C. Die Shell-Company kaufte sich in der Nähe an und errichtete eine große Importinstallation, die Vacuum folgte und es entstand die sogenannte Öl-Area. Die Regierung setzte den Plan der Errichtung der zentralen Eisenbahnwerkstätten in die Wirklichkeit um, die *Iraq Petroleum Company* traf Anstalten, ihre Tank- und Raffinerieanlagen auf diesem Gelände, bzw. in seiner unmittelbaren Nähe unterzubringen, die *Royal Air Forces* sahen sich nach einem Flugplatz um. Die P. E. C. aber verblieb in der Rolle des passiven Zuschauers, anstatt eine fieberhafte Aktivität zu entfalten und die ihr durch ihren Besitz gebührende Führung zu übernehmen. So wurden durch die jahrelange unbegreifliche Passivität der P. E. C. an dem bodenpolitisch wichtigsten Punkte Palästinas die jüdischen Interessen in eine Verteidigungsstellung gedrängt. Der Flugplatz

liegt an einer unerwünschten Stelle und die Tankanlagen und Raffinerien der Iraq Petrol werden voraussichtlich ebenfalls an einem, den jüdischen Interessen sehr unerwünschten Punkte liegen. In diesen vier Jahren haben sich Dutzende von größeren und kleineren jüdischen Industriellen in Haifa gezeigt und ihre Absicht kundgegeben, hier etwas aufzutun. Ist etwas geschehen, um diese Initiative zu ermutigen? Man hat sogar nichts getan, um die jüdische Mittel- und Kleinindustrie, die jetzt größtenteils mietweise in arabischen Baracken und Häusern der Stadt untergebracht ist, einzuladen, neue, gesunde und billige Quartiere in den stadtnahen Gebieten der Haifa-Bay aufzusuchen. Vielleicht wird man es nach dem nächsten Pogrom tun. Aber so ist es: Unsere nationalen Institutionen verstehen nicht, daß es ihr ureigenstes Interesse ist, aus ihrem Besitz eine möglichst hohe Rente herauszuwirtschaften, natürlich zugunsten der Volksgemeinschaft. Und wenn sie Siedlern helfen, so glauben sie, es müßten Arbeiter sein, Chaluzim, die dank ihrer guten Organisation bisher immer verstanden haben, den Löwenanteil aus den *nationalen* Kassen zu beziehen. Sowie man aber begreifen wird, daß der Mittelständler, der Mann, der selbst etwas an eigenen Mitteln zu riskieren



Bild 19

Arbeitssaal in einer Fabrik
[Tel Aviv]

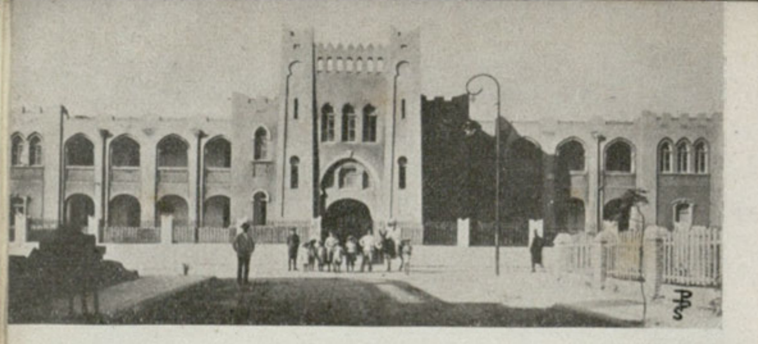


Bild 20
Gymnasium Herzlia in Tel Aviv, 1911

Bild 21
Gymnasium Herzlia in Tel Aviv, 1930

hat, der wahre Wirtschaftspionier ist, wird die große Stunde für Haifa schlagen."
Schmarja Levin nahm mich beiseite und sagte mir: „Sehen Sie, zwei Eigenschaften müssen Leute haben, die Großes in der Welt leisten wollen: Narren müssen sie sein und ihr ganzes Geld müssen sie verlieren. Solange man nicht mit Fingern auf sie zeigt, wenn sie über die Straße gehen, ist es noch nicht das Richtige. Natürlich kommt immer alles *anders*, als sie denken; aber glauben Sie mir: Oft kommt es viel größer und schöner, als die größten Phantasten gedacht haben. Und Palästina ist ein Land, das seit je solche Überraschungen gebracht hat. Ist es uns nicht verheißen worden als ein Land, wo Milch und Honig fließt? Und nun haben wir es und finden mit Staunen, daß es ein Land wird, wo Petroleum fließt ..."

*

Ich fürchte, ich muß, für Kurzsichtige, ausdrücklich vermerken, daß die in den beiden vorhergehenden Abschnitten wiedergegebenen Gespräche durchaus fingiert sind. Keine der darin angeführten Personen würde in Wirklichkeit je die ihr hier in den Mund gelegten Dinge sagen oder sie *so* sagen, und ich bitte sie alle hiemit für die Freiheit, die ich mir genommen habe, um Verzeihung.

V. ALTNEULAND

Die Siedlungen

Die jüdischen Siedlungen in Palästina sind alles andere als idyllische Dörfchen, wo in friedlichem, beschaulichem Wandel biedere Bauern dahinleben. Die alten Kolonien sind prachtvolle üppige Gärten, wo der jüdische Siedler im Schweiße des Angesichts seiner (arabischen oder jüdischen) Lohnarbeiter genug erwirbt, um seine Frau und Tochter alljährlich für ein paar Wochen oder Monate nach Europa schicken zu können. Freilich soll man sich auch hier vor groben Verallgemeinerungen hüten. Ich besuchte in Rechoboth Moses Smilansky, einen bekannten Schriftsteller, der hier ein Anwesen besitzt. Er war mit jemenitischen und arabischen Arbeitern gerade an der Mandelernte. Ein wortkarger, von Arbeit und Sorgen gegerbter Bauer, begegnet er den Arabern mit der Autorität des erfahrenen Vaters und zugleich mit der Liebe und Freundlichkeit des echten Bruders — Chava-

dscha Mußa (Herr Moses) nennt ihn das ganze Dorf, das ganze Land, nennt er selbst sich als Verfasser von reizvollen Erzählungen aus dem Leben des arabischen Palästina. Er trägt ehrlich die Last der Arbeit, und sein Leben ist nichts weniger als üppig. Aber im ganzen machen die alten Kolonien den Eindruck von Städtchen, wo es gern einer dem anderen zuvortut und sich doch gleichzeitig davor fürchtet, man könnte *darüber reden*. Mit den Gruppen junger jüdischer Arbeiter, die sich immer stärker auch in den alten Kolonien einnisten, kommt erst ein neuer Geist hinein.

Die *zionistischen* Siedlungen aber (im Gegensatz zu den *Rothschildschen*, was aber beides nur cum grano salis zu nehmen ist) sind Laboratorien, wo unermüdliche Arbeiter immer neue Versuche anstellen und fiebernd auf die Ergebnisse lauern. Man soll den Gegensatz von Kvuza und Moschav nicht übertreiben. *Alle* suchen Gemeinschaftsformen und alle auf Grund der Ausschließung fremder Arbeit. Man macht sich meist zu wenig klar, daß auch die Anfänge, die man heute sieht, schon gewaltige Revolutionen voraussetzen. Alles, was man heute besitzt, war vorgestern noch fast unerreichbar. Da hieß ein Schlagwort: Eroberung der jüdischen Arbeit, Kibbusch haavoda. Und die Kvuza, die land-

wirtschaftliche Arbeitergenossenschaft, entstand. Vor 30 Jahren war es *undenkbar*, daß Juden im Schweiß ihres eigenen Angesichts den Boden bebauen könnten. Die Kvuza hat es *selbstverständlich* gemacht. Da war eine Parole: Eroberung der jüdischen Wacht, Schmira ivrith. Und der Schomer, die Organisation der jüdischen Wächter, entstand. Vor 30 Jahren war es *undenkbar*, daß Juden zu Pferd, die Flinte über dem Sattel, ihre Siedlungen umkreisen und jedem, der sich mit zweifelhaften Absichten nahte, mit Ruhe und kraftbewußtem Nachdruck entgegentreten könnten. Der Schomer hat es *selbstverständlich* gemacht. Dann drang die bürgerliche Ideologie auch in die neue zionistische Kolonisation ein, mit dem Plan der Achusa. Jüdische Arbeitergruppen, Kvuzoth, sollten die Siedlungen für nachkommende kapitalskräftige jüdische Kolonisten vorbereiten und bebauen, im Lohnverhältnis. Und aus der Arbeiterschaft heraus entstand die Siedlungsform des Moschav ovdim, der individualistischen Kolonisationsform auf Grund des Schlagwortes: kein Lohnverhältnis, sondern Selbstarbeit jedes Siedlers auf seinem Boden, avoda azmith. Heute hat man leicht reden über die ideologischen, verrannten, radikalen, *kommunistischen* Arbeiterorganisationen.

Sie haben *den Neubruch gebrochen,* sie tun es jetzt noch Tag um Tag und Stunde um Stunde, und wenn wir eine jüdische Siedlungsarbeit in Palästina haben, so danken wir es ihnen, ihnen allein; aus der Sackgasse, in die die alte Kolonisationstätigkeit geraten war, gab es keinen Ausweg. Und wenn noch ein Beweis nötig ist, so liefert ihn die *bürgerliche* Kolonisationsgesellschaft, die Ica (nunmehr Pica). Auf ihren Böden schafft sie jetzt neue Siedlungen nach dem Ebenbild der *zionistischen.* Auf Ica-Boden siedelt Kfar Gileadi, die große Kvuza im Norden, eine der radikalsten, am stärksten kollektivistisch orientierten Gruppen; auf Ica-Boden siedelt Benjamina, die getreue Kopie des Moschav ovdim, mit genossenschaftlicher Arbeits- und Absatzorganisation.

Das Leben dieser Arbeitergruppen ist hart und arm und rein. Mannigfache Nöte bedrängen es: die Schwere der Arbeit selbst, der Mangel an ausreichenden Krediten, die Gefahren der Umsetzung aus städtischen Ideologien, aus gewohnten Umgebungen in das unerhörte Neue; der oft weite Abstand zwischen brennendem Wollen und begrenztem Können; der Mangel an Frauen bei engstem Zusammenleben und unbedingtem Willen zu Reinheit und Sittlichkeit. Es gibt Sicherheitsven-

tile, und wer sie nicht als solche sieht, schüttelt den Kopf: die überstiegenen ideologischen Differenzen, die erbitterten Kämpfe um Kvuza oder Moschav, große oder kleine Kvuza, um den Anschluß an den Kibbuz arzi oder den Kibbuz meuchad — Differenzen, über deren Motive man stundenlange Erläuterungen anhört, um zum Schluß keinen Unterschied zu sehen; oder das Tanzen. Am Abend, nach zehn oder zwölf oder vierzehn Stunden gliederbrechender Arbeit loht plötzlich die *Horra* auf, ein ekstatischer, tobender Derwisch-Rundtanz, stundenlang mit monotonem Gesang, nicht Ausdruck überschäumender Lebenskraft und quellender Freude, sondern Reflex tief verschütteter, geheimnisvoller, mühsam gebändigter Triebe. Wenn du von der Nazarethstraße den Emek überblickst, mit seinen zwanzig jüdischen Dörfern, friedlich ins Grün gebettet, Stätten emsiger Arbeit, ruhig im Sonnenglanz leuchtend, ahnst du die Kämpfe und Krämpfe nicht, die das Leben dieser Menschen schütteln. Aber gerade wenn du den Emek überblickst, empfindest du, was ihnen Kraft gibt, alles zu überwinden, im täglich entbrennenden Kampf immer wieder Sieger zu bleiben: das Bewußtsein, daß hier das jüdische Land gebaut wird.

Tagelang fuhr ich durch das Land, täglich bis in die Nacht hinein. Und die Nacht war ein Gleiten durch schwarzes Land, unter dem von Myriaden von Sternen glitzernden Himmel, vorbei an Dörfern und Städten, und die Dörfer und Städte schwärzere Flecke im nachtschwarzen Land. Wenn die Fellachen vom Feld heimkommen, werfen sie sich hin und schlafen; lesen können sie nicht; Licht kostet Geld und sie sind unsagbar arm. Einen Abend aber fuhr ich den Emek entlang, von Beth Schan hinauf bis Merchavja, und nach den schwarzen Araberdörfern zwängten sich plötzlich, von weit links drüben, ein paar schüchterne Lichter durch die Dunkelheit: Beth Alfa; und dann, gleich darauf, die hellen elektrischen Funken von Tel Josef; und dann die Lichter von En Charod und Geva und Kfar Jecheskel, Balfouria und Merchavja. Den Sternen oben antworteten Sterne unten, die Trostlosigkeit des Weltabgrundes war bezwungen; da überall saßen Menschen im trauten Gespräch, lesend, singend, mit ihren Kindern scherzend, und die Nacht ward hell.

Land, Land!

Es ist keine bloße Propagandaphrase des Jüdischen Nationalfonds, daß das ganze jüdische Palästina,

der *Jischuv*, einen ungeheuern Hunger nach Land, nach mehr Land empfindet. Jüdischer Boden, selbst unbebaut, bedeutet allein schon eine gewaltige Sicherung gegenwärtiger und künftiger Arbeitsmöglichkeiten. Darum ist jeder Landkauf ein aufregendes, aufwühlendes Ereignis, begleitet von intensivsten Gemütsbewegungen aller noch so entfernt Beteiligten: und in Palästina ist schließlich jeder an allem beteiligt.
Ich fuhr 1924 mit Öttinger, dem langjährigen Mitarbeiter Ruppins in der Kolonisationsabteilung der Zionistischen Exekutive, im Auto durch den Emek. Wir besuchten Nahalal, das freundliche, appetitliche, wie blankgewaschene Dorf auf der Stätte ehemaliger, fieberhauchender Sümpfe (trockengelegt 1921—1922), und dann sagte Öttinger etwas geheimnisvoll zu mir: „Jetzt zeige ich Ihnen die Zukunft des Emek." Er gab dem Chauffeur seine Anweisungen und wir fuhren auf einem holperigen Feldweg mitten in die sanft gewellten Felder der breiten Talniederung hinein, eine halbe Stunde weit, bis auf eine Erhebung, von der aus wir einen weiten Rundblick genossen. Hier ließ Öttinger stoppen und hielt mir seinen Vortrag.
„Wir sind, wie Sie sehen, nahe an der nördlichen Randlehne des Emek, die hinter uns sanft ansteigt

und erst gegen Nazareth, nordöstlich von uns, erheblichere Höhen erklimmt — der Hang gehört *uns*, gehört zu Nahalal, wird mit Eichen aufgeforstet. Oben liegt (siehen Sie die hellen Steinhäuschen?) das Dörfchen *Malul*, dem wir den Nahalalkomplex abgekauft haben; *sie* bearbeiten noch 3000 Dunam Bergboden, auf den wir aber eine Option haben. Wir werden sie ausüben, die Option, oh, da können Sie sicher sein!" Sein braunrotes, rundes, freundliches Gesicht wurde breiter und röter: „In zwei Jahren gehören die 3000 Dunam uns." Genau westlich von uns liegt das Dorf Nahalal, wo die Ebene sich breit gegen das Meer, gegen Haifa zu, öffnet, und in der entgegengesetzten Richtung, etwas südöstlich, dicht am steilen Nordrand des Emek, die weißen Häuser, das ist *Ginegar*, eine kleine jüdische Kvuza, der westlichste Vorposten unserer Siedlungsgruppe im Zentrum des Emek: Merchavja, Balfouria, Tel Adas, Rub en Nasra; heute läuft noch ein breiter Streifen arabischen Bodens zwischen dieser Gruppe und Ginegar, der dem Dorf *Medschdel*, oben an der Chaussee, gehört. Und hier, wo wir stehen, ist die nächste Zukunft des Emek."

„Das ist aber doch arabischer Boden", sagte ich, denn ich hatte schon gelernt, die nachlässig, un-

rationell, schütter bestellten Felder der Fellachen von den sorgsam gehegten, dicht bepflanzten Fluren unserer Siedlungen zu unterscheiden.
„*Noch* arabischer Boden“, sagte Öttinger. „Heute noch, ob auch morgen noch, das weiß ich nicht! Ist uns angeboten worden, der Boden, dem Nationalfonds angeboten, von einer Familie arabischer Großgrundbesitzer, Effendis, echter Anhänger der arabischen Nationalpartei; aber der Besitz trägt zu wenig, wie die Fellachen ihn bearbeiten, die Pächter; und Sursuk braucht Bargeld! Drei Dörfer liegen da: gleich rechts vor uns, das ist *Dschebatta;* und hier, dicht vor unseren Füßen, *Knefes;* und hinter der Welle, im Talboden, unten im Sumpf, *Varakani.* Merken Sie sich die Namen: Knefes, Dschebatta, Varakani! Morgen gehören sie vielleicht schon uns!“
Knefes lag dicht vor unserem Standort, auf einem sanften Hügelrücken, mild beleuchtet von der schon tiefstehenden Sonne. Wie wundervoll sie zu bauen verstehen, diese Araber! Das Dorf war wie ein Stück der Natur, auf die Anhöhe als Krone gesetzt ein paar Dutzend durch- und ineinander gebauter, viereckiger Hütten aus braunem Lehm mit flachen Dächern, kleinen schwarzen Fensterlöchern und mannshohen Kaktushecken zwischen

drin und drum herum. Die natürliche Gestaltung der Landschaft war durch das Dorf in ihrem Rhythmus leicht unterstrichen, die Bauten mit unübertrefflicher Sicherheit der Natur angepaßt, angeschmiegt; aber wehe dem, der verurteilt ist, in dem Schmutz und Gestank zu wohnen! Vor dem Dorf, tiefer am Hang, lag der Brunnen und hier drängten sich jetzt Menschen, meist Frauen und Kinder, zusammen mit Schafen, Ziegen, Hunden und Eseln. Wie die Königinnen schreiten diese braunen Frauen im nachschleppenden schwarzen Kleid, erhobenen Hauptes, auf der Schulter den schweren Tonkrug, in den sie eben das Wasser geschöpft haben, aus dem Brunnentrog, an dem gleichzeitig ihr Vieh trank. Wie lange noch, und dieses anziehende Bild, dieses Gemälde echt orientalischen Lebens ist verschwunden, der Brunnen gefaßt und übermauert, eine Motorpumpe treibt das Wasser in einen Betonturm, von wo es in Häuser und Ställe fließt; anstatt des würdevollen, bärtigen Dorfscheichs regiert ein vielleicht 25 Jahre alter Judenjunge als *Rosch Kvuza* und an Stelle der schreitenden Königinnen sieht man junge Chaluzoth, Einwandrerinnen aus Polen oder Rumänien, über Gemüsebeete gebückt oder mit den Kindern spielend! Die braunen Lehmhäuser sind wie weggeblasen und

nüchterne, weiße Häuschen oder vorerst gar nur Zelte zerstören die Harmonie der Landschaft, — freilich, vor jedem stehen Blumen und in ihrer Mitte, Palladium und Stolz, die Schule. Dschebatta, Knefes und Varakani, ich kann euch nicht nachweinen!

In eben diesem Augenblick, wo ich über den Emek blicke, berät man vielleicht in London darüber, ob der Kauf des Bodens durchgeführt werden soll, ob der Preis angemessen und die Bedingungen billig sind, ob anzunehmen ist, daß genügend Geld zur Verfügung stehen wird. Und Öttinger, der seit Tagen fiebernd auf das Telegramm wartet, das nur ein Wort enthalten soll: „Kaufen!" — Öttinger wird vom Rausch des Landes ergriffen und umschreibt mit ausgestrecktem Arm einen großen Halbkreis von Osten über Süden nach Westen. „Den Streifen zwischen Ginegar und Rub en Nasra kaufen wir zugleich mit Dschebatta, Knefes und Varakani, und *Afule* dazu, das Städtchen neben Merchavja; dann gehört die Nordhälfte des mittleren Emek fast geschlossen uns. Aber drüben die Talsohle und der südliche Teil bis an die lange, blaue Kette des Karmelgebirges: da liegen noch Böden um Böden, die uns angeboten sind; und im Westen, anschließend an Nahalal bis hinunter nach

Jadschur, Haifa und die Bucht ein paar hunderttausend Dunam, alles käuflich, alles zu haben — nur Geld! *Nur* Geld, und der Emek, das Land gehört uns!"

Das Telegramm aus London kam aber am nächsten Tage noch nicht, die Führer in London — sie kennen alle den Rausch des Landes, aber sie wissen auch, wie dünn das Bächlein rieselt, das diesem Rausch Kühlung bringen, diesen Durst löschen kann. Und man erwog und prüfte und verhandelte. Ich fuhr inzwischen acht Tage lang von Siedlung zu Siedlung und überall fragte man: „Ist der neue Kauf im Emek schon abgeschlossen?" Und am neunten Tage kam ich zurück nach Jerusalem und ging, nichts ahnend, nach der Hanhala; da war Öttinger, der dicke, große, breite, rotbraune Öttinger auf dem Korridor und packte mich an den Schultern, schüttelte mich und lachte und weinte und schrie: „Das Telegramm ist da!" Es enthielt nur ein Wort: „Kaufen!"

Wiedersehen mit Knefes

Acht Jahre sind vergangen und wiederum fahre ich von Nahalal in die breite Talniederung hinein. Diesmal ist nicht Öttinger mit mir. Er ist eben in Brasilien oder Argentinien, auf einer Propaganda-

reise für den Keren Hajessod. Ich bin heute Mitglied einer Kommission, die den Freunden in der Tschechoslowakei, die Geld für den Keren Hajessod gegeben haben, über den Zustand der tschechoslowakischen Siedlungen berichten soll. Es gibt ihrer zwei: die Kvuza Chefzibah in Beth Alfa und die Kvuza Sarid. Die letztere ist es, die wir heute aufsuchen wollen, und in unserer Gesllschaft ist Bawly, der schmächtige holländische Zionist, der so kalt und unphantastisch aussieht, fast wie ein Philister und Ziffernmensch, der aber schon zwölf Jahre mit unerhörter, nie ermattender Schwungkraft und Anspannung im Lande arbeitet, den größten Teil der Zeit als Treasurer der Hanhala, ein Schatzmeister ohne Schatz, jetzt als Direktor des Departements für landwirtschaftliche Kolonisation.

Wir fahren zuerst nach dem alten Dschebatta; rechts von uns, gegen die Talweite zu, liegen die Häuser, Ställe und Felder von *Gevath* (das ist die hebräische Form von *Dschebatta)*, der großen landwirtschaftlichen Versuchsstation der Jewish Agency; und genau an der Stelle, wo vor acht Jahren das Dorf Dschebatta stand, fahren wir jetzt in den weiträumigen, von Wirtschaftsgebäuden umgebenen Hof einer Siedlung ein, die sich vorläufig,

in Ermanglung eines definitiven Namens, Kvuzath Pinsk nennt, nach der Herkunft eines Großteiles ihrer Mitglieder. Aber was wir im Augenblicke von diesen Mitgliedern sehen, stammt offensichtlich nicht aus Pinsk: es ist ein gutes Dutzend prächtiger, wohlentwickelter Kinder zwischen zwei und fünf Jahren, *Tozereth Haarez, Produktion des Landes.*

Wir halten uns nur wenige Minuten auf, da die Sonne schon tief steht. Wir fahren der Nacht entgegen, auf einem im Sommer auch für Personenwagen und Lastautos gut fahrbaren Weg, und durchqueren einen Wald. Bawly stellt vor: „Das ist der Masarykwald, aus der Spende der tschechoslowakischen Juden zum 80. Geburtstag Ihres großen Staatsmannes vor zwei Jahren gepflanzt." Wir sind erstaunt zu erfahren, daß der Wald so jung ist; es sind stattliche, weit über mannshohe Nadelbäume, Jerusalemkiefern, leicht untermengt mit Laubhölzern; Errichtung und Pflege des Waldes gaben und geben der Gruppe tschechoslowakischer Siedler in Sarid einen für die schweren Anfangsjahre bedeutungsvollen Nebenverdienst.

Und nun verläßt das Auto die Straße, wendet scharf nach rechts, erklettert einen Hügel und fährt durch ein breites Tor im Zaun in die An-



Bild 22

Zuerst Betonstraßen, dann Häuser, zuletzt Gärten

[Nordau-Viertel, Tel Aviv, im Entstehen]

Bild 23

Allenby-Straße in Tel Aviv

Blick vom Karmel auf Haifa und die Bucht Bild 24



Blick vom Karmel auf Bath Galim
mit Chaluzlager und Militärbaracken Bild 25



Bild 26

Steinbruch von Atlith für den Bau des Hafens in Haifa mit Ruine der Kreuzfahrerburg im Hintergrund



Bild 27

Rückkehr von der Arbeit

[Abend in Sarid]

siedlung ein. „Sarid!“ ruft Bawly — und: „Knefes!“ rufe ich. Wahrhaftig, ich bin nach Sarid gefahren, ohne zu wissen, daß es eben an der Stelle von Knefes liegt! Wo sind die braunen Lehmhütten hingeraten? „Hier in der Mitte unseres Dorfes“, sagt der lange Gora Schließer, „siehst du noch einen Rest davon. Wir haben sie demoliert, als wir unsere ersten Gebäude errichteten, aber die untere Hälfte haben wir stehen gelassen.“ — Warum, in aller Welt, läßt man solch jammervolle Ruinen stehen? Etwa aus historischen Gründen? Um an den früheren Zustand zu erinnern (ich dachte an den Chan von Chedera)? — „Nein“, lachte Gora, „in den Bauernhütten wohnten ja nebst den Fellachen auch Schafe, Ziegen, Hühner, gelegentlich auch Kühe und Esel; so ist die ganze untere Hälfte der alten Siedlung ein konzentriertes Düngerlager, das wir allmählich bei der Bestellung unserer Felder aufbrauchen.“ Öttingers Vision ist buchstäblich in Erfüllung gegangen: Der Brunnen ist übermauert, der Wasserturm krönt den Hügel, der Rosch Kvuza ist da, die jungen Chaluzoth, weiße Häuser mit Blumen davor, und in der Mitte, Palladium und Stolz, das schöne, große Kinderhaus.

Wir besichtigen den Hof, den Pferde- und den

Kuhstall, das Gerätehaus mit dem Schaustück von Sarid, dem *Combine* (Mähdrescher), den dicken Rundturm des Futtersilos, wo das Grünfutter einem Gärungsprozeß unterworfen und für den Winter konserviert wird; dann das Kinderhaus und schließlich die Wohnbaracken, die jetzt, nach sechsjährigem Gebrauch, schon recht mitgenommen sind (nach sechsjährigem Gebrauch, damit kein Irrtum entsteht, hier in Sarid; vorher standen sie ein paar Jahre in En Ganim, wo man sie von der britischen Militärverwaltung als Demobilisierungsgut nach vierjährigem Kriegsdienst gekauft hatte), und den ebenfalls in einer Holzbaracke untergebrachten Speisesaal. Dann stehen wir am Südrand des Dorfhügels und nutzen die letzten Strahlen der Sonne, um über die Talbreite hinzublicken, nach *Kfar Baruch*, das an der Stelle des Araberdorfes Varakani steht, nach *Megiddo* dicht am Rand der Karmelkette mit dem Ausgrabungshügel, wo man den Stall einer Schwadron von Salomos Grenzkavallerie gefunden hat, mit dem Zwangsarbeitshaus der Regierung und der jüdischen Siedlung *Mischmar Haemek* (Wacht am Emek) gleich daneben. Und darüber steigt das Karmelgebirge auf, mit dem Gipfel *Muhraka*, der Opferstätte des Elias, bezeichnet durch eine mohammedanische Kapelle.

Wir konnten die Aussicht nicht lange bewundern, denn schon rief der Gong — ein neben dem Eßsaal aufgehängtes Zahnrad eines alten Traktors — zum Abendbrot. Ich möchte nicht gern den Anschein erwecken, als ob ich besonders erpicht auf kulinarische Genüsse wäre, aber es scheint mir wesentlich zu sein, daß man jetzt in fast allen jüdischen Siedlungen sehr viel besser und reichlicher ißt als vor acht Jahren, zur Zeit meines ersten Besuches. Man hat verstehen gelernt, wie wichtig eine gute und ausgiebige Ernährung für den arbeitenden Menschen ist; die Frauen sehen, zum großen Teil dank der erzieherischen Arbeit der *Wizo* (Women's International Zionist Organisation, Weltorganisation Zionistischer Frauen), die Hausarbeit mit anderen Augen an als in der ersten, *heroischen*, Periode; und, vor allem, man ist materiell weit besser daran als in jenen Zeiten der Entbehrungen und Opfer. Jedenfalls, nach diesem Abendbrot in Sarid könnte ich meinen schmählichen Rekord von vor acht Jahren nicht wiederholen — habe ich nicht irgendwo erzählt, wie ich zum Abendessen in der Kvuza Markenhof eingeladen war, damals noch in der Siedlung *Zrifin* mitten im Emek, gar nicht weit von dem heutigen Sarid, wie ich mit dem Hunger eines erfüllten Reisetages futterte, zusammen mit

den Chaverim, die von Sonnenaufgang bis zum Abend im Felde gearbeitet hatten, wie ich dann für die Nacht hinauffuhr nach Nazareth und im Hotel Galilee ein komplettes vielgängiges Dinner, sehr zerknirscht und voll Scham, aber mit ungebrochenem Appetit verzehrte? Nein, das könnte ich heute nicht. Vielmehr sitzen wir bis spät in den Abend im Gespräch; die Freunde erzählen uns von ihrem Leben und ihrer Arbeit und wir merken wohl auf, um wiedererzählen zu können, wenn wir zurückkehren in die alte Heimat, die uns jetzt als kalte Fremde erscheint. Es ist ein anderes Gespräch als vor acht Jahren; das Leben ist weniger hart und weniger arm geworden. Man plagt sich redlich, aber die Mühe findet ihren Lohn. Man muß nicht mehr so viel *erfinden;* früher gab es doch auf Schritt und Tritt neue Probleme, neue Arbeitszweige, neue klimatische und Bodenverhältnisse, damit neue Schwierigkeiten, Krankheiten, Sorgen. Man mußte immer wieder experimentieren; das ist jetzt vorbei. Die Hanhala experimentiert in ihren Versuchsstationen, deren eine wir ja gleich hier nebenan haben, in Gevath; wir stehen auf festem Boden, wir lernen von den Instruktoren, die regelmäßig aus Gevath kommen, und wir leihen hie und da von älteren Gruppen erfahrene Vorar-

beiter. Noch haben wir Sorgen; unsere Bodenfläche ist zu knapp, einige Wirtschaftsgebäude fehlen uns, Hühnerställe, Getreidespeicher, vor allem aber endgültige Wohnhäuser und der Speisesaal. Wir haben 60 Mitglieder, die Hälfte Männer, die Hälfte Frauen, und 20 Kinder. Wenn wir noch das Geld für die letzten notwendigen Investitionen erhalten und nur einige Jahre von wirtschaftlichen Katastrophen, Mißernten, Viehseuchen und ähnlichem, verschont blieben — es brauchen gar keine Rekordernten zu sein wie die, die wir in diesem Jahre hatten —, sehen wir einen geraden Weg vor uns.

Als die leidenschaftliche Horra beginnt, gehe ich ins Freie, in den Hof, wo Wohn- und Wirtschaftsgebäude in dem phantastischen Licht des südlichen Vollmondes stehen. Er gießt einen silbergrauen Glanz über den weiten Emek, der stumm in der feierlichen Nacht liegt; nur von Megiddo drüben kommt der Schimmer einer elektrischen Bogenlampe, wohl von der Zwangsarbeitsanstalt. Ich verstehe nicht, wie Arbeit, Arbeit unter dem Himmel des Emek Jesreel, Strafe sein kann.

Wir schliefen gut, in einem Zimmer des Kinderhauses, wo man uns verwöhnte Europäer untergebracht hatte; und am Morgen, als die Sonne den

Emek überstrahlte, legten wir mit einer kleinen, improvisierten Feier den Grundstein zu den bisher noch fehlenden Gebäuden der Siedlung Sarid, nicht weit von den letzten Überresten des Dorfes Knefes.

Vadi Chavarith

Was ich in Sarid erlebte, erlebte ich ganz ähnlich in Kfar Jecheskel, in Geva, En Charod, Tel Josef und Beth Alfa, in all den Siedlungen des Emek. Überall noch einige Schwierigkeiten, überall fehlt noch die letzte glättende Hand der *Konsolidierung*, aber überall sind gut aussehende, gut genährte, im allgemeinen gesunde Männer und Frauen an der Arbeit, die ihnen volle Befriedigung gibt, und nach Feierabend frei von lastender Sorge zusammen mit der prachtvollen Kinderschar, die in jeder der Siedlungen aufwächst. Wenn aber nun jemand glauben sollte, daß das Leben der Pioniere in Palästina nach ein paar schweren Jahren zu eitel Lust und Wonne geworden ist, so kann ich diesem Jemand nur empfehlen, einen Besuch in Vadi Chavarith zu machen.

Die neue Periode der jüdischen Kolonisation in Palästina wurde, das ist heute kein Diskussions-

gegenstand mehr, durch den Ankauf der beiden großen Bodenkomplexe Malul (Nahalal) und Nuris (En Charod bis Beth Alfa), zusammen etwa 40.000 Dunam (10 Dunam sind ein Hektar), von seiten des Keren Kayemeth Leisrael (Jüdischer Nationalfonds) eingeleitet. Dieser im Jahre 1920 erfolgte Bodenkauf, eine tollkühne Transaktion, der Kauf völlig verseuchter Böden zu einer Zeit, wo es mehr als unsicher war, ob das Geld für die Bezahlung des Kaufpreises zur Verfügung stehen würde, rief zunächst innerhalb der Zionistischen Organisation heftigen Widerstand hervor und führte mit zu der ersten der vielen *Regierungskrisen* der Nachkriegszeit, dem Übergang der *rationellen Wirtschafter* Simon und De Lieme von der Leitung zu schärfster Opposition. Tatsächlich hat dieser Kauf den Keren Kayemeth für zehn Jahre fast lahmgelegt; nur kleinere, wenn auch bedeutungsvolle Bodenkäufe waren in dieser Zeit möglich, die zur Arrondierung bestehenden Besitzes dienten. Die einzige große Erwerbung dieses Jahrzehnts, etwa 11.000 Dunam im Gebiet der Haifa-Bai, war mehr das Ergebnis eines Zufalls als planmäßiger Bodenpolitik; die amerikanische Gesellschaft, die den gesamten Boden an der Haifa-Bai gekauft hatte, geriet in Schwierigkeiten

und der Keren Hajessod mußte ihre Aktiven und Passiven übernehmen, um eine Katastrophe zu vermeiden; den erwähnten Bodenkomplex übergab er naturgemäß dem Keren Kayemeth, dem Bodenfonds der Zionistischen Organisation. Erst 1931 konnte wieder eine große Fläche erworben werden, hauptsächlich dank dem Einfließen bedeutender Spenden und Übernahme weiterer Verpflichtungen von seiten der kanadischen Juden. So wie in dem Jahrzehnt 1921 bis 1930 im Emek Jesreel etwa zwanzig Siedlungen auf Gemeinschaftsboden und aus Gemeinschaftsmitteln errichtet und neue Kolonisationsmethoden und -formen geschaffen und erprobt wurden, so werden in dem Jahrzehnt 1931 bis 1940 auf den 40.000 Dunam von Vadi Chavarith und den etwa noch dazukommenden Nachbarböden wiederum mindestens zwanzig Siedlungen entstehen, deren Rolle im gesamten Aufbauwerke nicht weniger bedeutungsvoll sein wird als die des Emek.
Als wir eines Morgens von Tel Aviv aufbrachen, in zwei Autos mit etwa zehn Personen, fuhren wir zunächst auf der prachtvollen Chaussee nach Petach Tikva, dann über Antipatris (Ras el En) den alten Karrenweg nordwärts. Zuerst sahen wir noch links von unserem Wege die jüdischen Sied-

lungen von Scharon, Ramatajim, Magdiel, Kfar Malal, Kfar Saba, dann hörten die Pflanzungen auf und weite arabische Felder traten an ihre Stelle, nur noch gelegentlich unterbrochen von dem Grün von Gan Chajim und Tel Mond. Wir durchfuhren die Dörfer Dschildschulije und Kalkilije (zwei Abwandlungen des gleichen Namens, des althebräischen *Gilgal*) und streiften den hübschen Ort Tulkerem, Sitz einer Bezirksverwaltung und der aus der Kadoorie-Stiftung errichteten arabischen Landwirtschaftsschule (der Bagdader jüdische Millionär Kadoorie hinterließ der palästinensichen Regierung eine hohe Geldsumme für Unterrichtszwecke; die Regierung beschloß, je eine landwirtschaftliche Schule für Araber und für Juden zu errichten; die arabische Schule funktioniert seit zwei Jahren, die jüdische, in Kfar Tabor in Untergaliläa, soll im Herbst 1933 eröffnet werden). Während der ganzen Fahrt begegneten uns immer wieder Lastautos, hoch beladen mit Stroh, unterwegs nach Tel Aviv. Neben der Schule von Tulkerem kreuzen wir die Bahnstrecke und sind schon in fast weglosem Steppen- und Sumpfgebiet. Bodenwelle nach Bodenwelle, bedeckt mit Steppengras, sehr selten ein paar primitiv bestellte Felder, noch seltener

ein Gehöft, der Weg eine in den Naturboden gefahrene Spur gelegentlich durch Sandnester führend, in denen der Wagen fast steckenbleibt. Bald sehen wir links ein flaches Tal, von einem versumpften Bach durchzogen, und am jenseitigen Ufer die schwarzen Zelte eines Beduinenstammes; erst da wir dicht am Ufer des Sumpfes sind, bemerken wir eine Herde von Büffeln, ganz im Sumpfwasser steckend, so daß nur der Kopf hervorragt, und unbeweglich wie Statuen. Das ist Vadi Kubani, ein Nebental des Vadi Chavarith; der Keren Kayemeth verhandelt über den Ankauf auch dieser Böden, ohne die der Vadi Chavarith nicht saniert werden kann. Und nun kommen wir, ohne daß eine Grenze oder eine Änderung der Bodengestaltung es andeutet, auf das Territorium von Vadi Chavarith. Hügelwellen, Steppengras, ein- oder zweimal eine Baumgruppe; Beduinenzelte und kleine Herden schwarzer Schafe — das ist alles. Hier gab es nie Dorf oder Stadt; Sumpf, Steppe und Sanddünen sind kein Gebiet, das den Bauern einlädt. Kaum zwölf Kilometer nördlich lag Cäsarea, eine volkreiche Stadt, Sitz des römischen Statthalters, aber dieses Gebiet war wohl immer unbestrittene Domäne weidender Beduinen. Der Bach, der den Vadi durchzieht, hieß bei

den Kreuzfahrern Rivière Salée, Salzfluß; die Araber nennen ihn Nahr Iskanderune, Alexanderfluß, unbekannt warum. Wir fahren geradewegs nach Westen, dem Meere zu, und erblicken bald vor uns, auf einem Hügel, der die ganze Gegend überragt, ein Haus. Hier siedelt der Irgun Witkin, eine Gruppe von Chaluzim, die als allererste den Vadi Chavarith besetzt und sich diesen strategischen Punkt ausgesucht hat. Das Haus stand schon, unklar von wem und weshalb erbaut; man setzte ein Stockwerk darauf und ein flaches Dach, mit einer meterhohen, kugelfesten Betonbrüstung ringsum. Wir fahren den Hügel hinauf, begrüßen Bekannte und erklettern sogleich, die Treppe ist steil und eng, das Dach.

Welch eine Luft weht hier oben, wie tief es sich atmet! Die Sonne steht fast im Mittag, steil brennt sie herab; vom Meer bläst der Wind, feucht und frisch. Du hast nicht genug Augen, in dich zu trinken, was du hier siehst. Nach Norden und Süden strecken sich Hügelreihen, eine Kette, von der unser Hügel ein Glied ist; nach Westen ein flacher Streifen Steppe, dann weißleuchtender Dünensand und das Meer, dessen tiefblaue, schaumgekrönte Wellen unaufhörlich gegen den Strand schlagen. Aber nach Osten, ja, nach Osten

hin streckt sich der *Vadi, das Tal,* wie man hier sagt, schlechthin für Vadi Chavarith, so wie heute jedermann vom *Emek* spricht, *der Niederung,* schlechthin für Emek Jesreel. Der Vadi ist breit, geräumig, weitgedehnt, wellig — und leer! Platz für zwanzig Siedlungen, für zweitausend, dreitausend Farmer, für Felder, Gärten, Häuser und Ställe, für Sorgen und Glück — und leer! Irgun Witkin hat große Flächen primitiv mit Getreide bebaut, mit Maschinen geerntet, mit dem Combine, dem Mähdrescher, der Zaubermaschine, die in ein paar Stunden besorgt, wozu der Bauer, der Fellache, ebensoviele Wochen braucht; von da her kamen alle die Lastautos voll Stroh, denen wir auf dem Wege von Tel Aviv hierher begegnet sind; die Stoppelfelder sehen nahezu genau so aus, wie der leere Vadi, die Steppe. Unten am Fuß des Hügels gibt es Gemüsebeete, ein paar Futterfelder, Kartoffelfelder und die Maschtela, die Baumschule, wertvollste Vorbereitung für die Zukunft. Denn hier, in der Steppe und auf den Dünenhügeln, wo *niemals* Landwirtschaft betrieben worden ist, wird der Chaluz nichts Geringeres bauen als Orangen, Grapefruit, Zitronen, und zehn Dunam, ein Hektar, werden eine Familie ernähren, während im Emek hundert Dunam knapp

ausreichen. Hast du ein Zauberglas, das in die Zukunft schauen läßt? Es zeigt dir den weiten, welligen Raum des Vadi, bedeckt mit üppigen Fruchtpflanzungen, mit den weißen Häuschen der Dörfer dazwischen, guten Straßen und Wegen und Tausenden fleißiger Menschen. Der Blick von der Nazarethstraße oben auf den Emek mit seinen blühenden Dörfern, die vor zehn Jahren erste Zeltlager und vor zwölf Jahren noch gar nicht waren, ist ergreifend; aber dieser Blick über den Vadi hat etwas zutiefst Erregendes, Aufpeitschendes, Aufwühlendes; der große Zauberer tritt vor das Publikum: „Alles nur Geschicklichkeit, meine Herrschaften, keine Hexerei! Sehen Sie meine Hände — leer, es sind bloß *Hände*, wie Gott sie dem Menschen gegeben hat; kein Schwindel, meine Herrschaften, keine kunstvollen Apparate, bloß Spaten und Hacke, und wenn es hoch kommt, Traktor und Combine; ich klatsche in die Hände, ich *bewege die Hände*, ich gebrauche meine einfachen Geräte — und, meine Herrschaften, Gärten und Höfe, Häuser und Ställe, alles ist da, wie im Märchen von der Wunderlampe; nur, man muß die Lampe *tüchtig reiben!*“

Etappen

Während ich, 1924, in Jerusalem war, feierte man die Einweihung einer neuen Kolonie, *Kfar Ivri*, an der Straße gegen Nablus, nur eine halbe Stunde Autofahrt von der Hauptstadt entfernt. Eine bunte Ehrenpforte war errichtet, Zelte und Geräte mit Blumen und Bändern geschmückt, viele Leute waren aus Jerusalem gekommen und Dutzende von Reden wurden gehalten. Drei Tage später kam ich vorbei. Die Pforte stand noch, die billigen Papierkränze flatterten zerrissen im Winde; und die *Siedlung* war ein breiter grauer Fleck mitten im grauen judäischen Karst, Stein und Geröll und Fels und ein paar armselige Bäumchen dazwischen; drei Zelte standen hellgrau abseits von der Straße und zehn oder zwölf junge Leute gruben Steine aus, begannen Terrassen anzulegen, Mauern zu ziehen, einen Zufahrtsweg zu bahnen. Die Julisonne glühte erbarmungslos auf die schattenlose Öde herab. „Ihr habt ein Fest gehabt", sagte ich. Eine wegwerfende Handbewegung war die Antwort.

„Was werdet Ihr bauen?"

„Ölbäume, Wein, Gemüse."

„Die Arbeit ist mühsam?"
„*En davar*, das tut nichts."
Dilb hatte genau so begonnen, drei Jahre früher; heute heißt es Kirjath Anavim, die Traubenstadt, und auf seinen Terrassen reift köstlicher Wein.
Am Jordan, zwischen Daganja und Beisan, arbeitete eine Kvuza. Sie hieß noch arabisch *Dschißr*, nach dem Fellachendorf an der Straßenbrücke (arabisch *Dschißr*, hebräisch *Gescher* heißt *Brücke*). Als ich kam, waren sie sehr erstaunt: hier, abseits von den Hauptwegen des Verkehres, gibt es selten Besuch, fast nie Touristen. Fünfzehn Leute, ein paar Frauen dabei, auch eine Ärztin darunter: ein wundervolles, rassiges Geschöpf, eine Russin, die in Deutschland studiert hat. Sie trug ihr dreijähriges Mädchen auf dem Arm, es war krank, hatte Fieber. Die Arbeiter und Arbeiterinnen sehen alle gelb und mager aus, die Augen liegen tief und glänzen: Malaria. Auch das herrliche schwarze Auge der Ärztin erzählt von der Krankheit, sein Glanz ist allzu feurig. Die Gruppe wohnt noch zusammen mit den Arabern im Dorfe, ihre ersten eigenen Gebäude sind ein Stall und ein Geräteschuppen. Vier Stunden geht man nach der nächsten Siedlung, in der Nähe gibt es nur Fellachen oder Beduinen.
„Ist die Arbeit schwer?"

„Sie ist, wie sie ist. Vor der Tür fließt der Jordan, ein herrliches Bad."
„Sind die Araber friedlich?"
„Sie sind arm wie wir, plagen sich wie wir; wir helfen einander, wo wir können; aber gern wären wir allein, selbständig, Herren in unserem Haus."
„Einsam habt Ihr es und leidet am Fieber."
„*En davar*, das tut nichts."
Morgen oder übermorgen sind sie Herren im eigenen Haus, bald baut Rutenberg drüben am anderen Jordanufer sein Kraftwerk, es entstehen andere Siedlungen im Jordantal, dann gibt es Brüder als Nachbarn. Bis dahin: schweige und schaffe!
In *Chittin* schuf man, aber man schwieg nicht. Kaum ein Araberdorf in der Nähe, wohl aber Mizpe, eine kleine jüdische Ansiedlung. Beide hoch oben auf dem galiläischen Gebirge, hart neben dem steilen Absturz nach dem Kinerethsee. Welch ein Unterschied zwischen beiden Kolonien! Mizpe: sechs Häuser, festungsartig durch dicke Steinmauern verbunden, eng zusammengehalten; als man es, vor vielen Jahren, anlegte, war es ein einsamer Posten in gefährlicher Gegend, und die Juden duckten sich dicht aneinander. Heute weht eine frischere, freiere Luft; Chittin ist nach Kaufmanns Plan im Winter 1923/24 gegründet, die offene



Bild 28

Der Emek mit Givath Hamore im Hintergrund
[Blick von En Charod auf Kfar Jecheskel]



Bild 29

Neu erworbener Sumpfboden

[Beginn der Entwässerungsarbeit]

Ringstraße mit dem Kranz kleiner, freundlicher Häuschen. Als ich dort war, hatte man eben die erste Ernte hereinbekommen; man zimmerte fleißig an Häusern; Frauen waren schon da und Kinder, die zur Schule gingen, alles aber noch ganz frisch, neu, halbfertig. Auch die Siedler halbfertig: das ist das schwerste Stadium der Entwicklung, die erste Mühe der Okkupation ist beendet, mehr Leute sind nachgekommen und es dauert eine gute Weile, ehe sie sich ineinandergelebt haben. Manchmal gelingt's gar nicht, wie eben in Chittin. Jetzt, acht Jahre nach meinem ersten Besuch, ist die Siedlung *provisorisch aufgelassen*. Aber drei, vier Arbeitergruppen bewerben sich um die Erlaubnis, hier von neuem zu beginnen; es wird noch viele Sorgen geben — aber der Sturmwind, der über das Hochplateau fegt, übertönt alles, der Sturmwind der Höhe, der Sturmwind der Arbeit; das wäre kein Menschenwerk, wo es nicht auch Mißerfolge und Rückschläge gäbe: *En davar*, es tut nichts!
Wo man aufhörte, *En davar* zu sagen? In *Beth Alfa*. Drei Jahre bestand damals die Siedlung, war in vollem Betrieb — noch nicht fertig, nicht in vollem Ertrag, noch nicht *self-supporting*, aber eine große Landwirtschaft mit Nebenzweigen, Molkerei, Geflügelzucht, Bienenzucht; der Weingarten

trug noch nicht, aber die Ernte brachte schon stattliche Sümmchen und man dachte an Ausbau, Erweiterung. Es ging sehr schwer, die Budgets des Keren Hajessod reichten nicht, man machte auch gelegentlich Fehler. Und die Menschen hier haben nicht die Wortlosigkeit der Selbstentäußerung wie die Russen, diese tschechoslowakischen Chaluzim; sind schwerblütig, ringen hart mit all den Problemen ihres Lebens; sagen nicht *En davar*, aber lassen auch den Kopf nicht hängen. Zuversicht, starke, entschlossene Zuversicht war die Grundstimmung; man mußte manchmal die Zähne zusammenbeißen, hatte kein leichtes Leben — aber man wußte: das muß sein und es kommt ein schönerer Tag. Seither sind acht Jahre vergangen und dieser Tag ist erschienen.

Der Tag, an dem es hier wurde, wie es damals schon in Dagania oder Kinereth war — die Menschen wohnen in schönen großen, luftigen festen Häusern aus Eisenbeton, fragen nicht mehr nach Takziv (Budget) und Keren Hajessod, wirtschaften und rechnen, rechnen und wirtschaften, plagen sich redlich und kommen in guten Jahren besser, in schlechten Jahren schlechter durch, aber kommen durch. Diese Arbeiter haben zehn, fünfzehn, zwanzig palästinensische Sommer erlebt, mit dörrender

Sonne und schwerer Arbeit; haben Fieber gehabt und sich mit räuberischen Beduinen herumgeschlagen; neben der Siedlung gibt es einen Friedhof und manche von den Besten schlafen dort fest und gut, wie man nach der kraftverzehrenden palästinensischen Arbeit schlafen kann; manche der Lebenden sind dürr, trocken, wie saftlos, einsilbig, verschlossen, herb geworden. Aber hier wächst eine junge Generation heran, Arbeiterkinder, Bauernkinder, fest mit dem Lande verknüpft und fröhlich, lachend, voll von Lebenskraft und Lebensmut.

Dieses ganze Aufbauwerk ist ein großes Auslesesieb, vielmehr ein ganzes System hintereinander angeordneter Siebe. Schon die Auswanderung selbst: nur wer sich zwei Jahre ernsthaft vorbereitet, *Hachschara* durchmacht, sich als Arbeiter, soziales Element, verläßlicher Charakter bewährt hat, erhält vom Palästinaamt der Zionistischen Organisation das *Zertifikat*, ohne das die englische Behörde mittellosen Einwanderern kein Visum bewilligt. Im Lande selbst ist jede Arbeitsstelle eine Prüfung. Bei der großen Entwicklung des Genossenschaftswesens kommt der Neuling bald und immer wieder unter die sehr scharfe, sehr unbestechliche Kritik von Chaverim, von Genossen. Ehe

einer Gruppe zur definitiven Ansiedlung verholfen wird, muß sie sich durch drei, fünf, acht Jahre im Lande selbst erprobt haben. Schwache, arbeitsscheue, unsoziale Elemente werden unfehlbar ausgeschieden. Was aber durch all diese Prüfungen hindurchgegangen ist, ist geläutert; vielleicht nicht der Stoff für eine glückliche Gegenwart, denn die Prüfungen nehmen die Kandidaten recht sehr mit, sie werden oft allzusehr geläutert; aber Stoff zu einer glücklicheren, zu einer schönen und reichen Zukunft. Palästina ist das Sammelbecken der körperlich und seelisch stärksten Menschen, die das Judentum heute aufzuweisen hat; nach der jahrtausendelangen Selektion nach unnormalen Merkmalen hin, nach der Anpassungsfähigkeit, Schlauheit, Findigkeit, Zähigkeit im Festhalten von Gewonnenem trotz Demütigung, Verachtung und Erniedrigung — endlich wieder die Auslese nach dem normalen Prinzip, nach der physischen und moralischen *Kraft*. Und damit in der Geschichte dieses merkwürdigen Volkes wirklich wieder eine Umkehr, eine Zeitenwende; daß es solche Wende noch erleben kann, ist der unwiderlegbarste, ist der einzig unwiderlegbare Beweis dafür, daß es lebt.

VI. ALLTÄGLICHES

Menschen, Tiere und Pflanzen

Es ist eine fremde Welt, die du betrittst, wenn du in Alexandria den Fuß ans Land setzt. Noch ehe das möglich ist, fühlst du dich rettungslos, ohne Möglichkeit der Verständigung, verloren in der brodelnden Welle brauner, schwarzer, gelber Menschen, die, in abenteuerlichen Gewändern und Kopfbedeckungen, das Schiff überfluten, alle Decks, Treppen, Kajüten mit rasender Eile durchwimmeln, einander in unverständlichen Urlauten das Gepäck der Reisenden streitig machen. Du gibst deine Sachen endgültig verloren und trachtest nur, dich selbst aus diesem Tohuwabohu zu retten — um die überraschende Entdeckung zu machen, daß die Träger jedes Versteck, in das du dich verkrochen, ausfindig machen, um alle Koffer, Schachteln, Kleider, Schirme, Pakete, aber auch eine versehentlich zurückgelassene Streichholzschachtel oder Perlenkette dem rechtmäßigen Besitzer auszuliefern. Du erfährst rasch, daß die

erste Fremdheit leicht überwunden wird, du dich mit Arabern, Ägyptern, Syrern, Griechen, Armeniern, Kopten, mit Städtern wie Fellachen, mit Reich und Arm, Jung und Alt, Schwarz und Braun, Mann und Frau, ganz überraschend leicht verständigst.

Aber die Reisenden benützen diese Verständigungsmöglichkeit — jeder Orientale spricht ein paar Brocken Englisch, Französisch oder Deutsch — so gut wie ausschließlich nur um zu fragen, wie das Menü *ihres* Diners aussehen wird, und nie zu der eigentlich doch interessanteren Frage, was jene, ihre braunen Brüder, heute zum Abendbrot essen. So kommt es, daß die leichte Verständigungsmöglichkeit eigentlich eine Täuschung ist; die weißen Touristen bemerken nicht einmal, daß die paar europäischen Sprachbrocken, die der Orientale gebraucht, im Grunde nur eine Maske sind und daß er ihnen von seiner Art zu denken und zu sein nichts, aber auch gar nichts verrät.

Sie begnügen sich mit dem Anblick der bunten Masse, und der ist auch unterhaltend genug. Die Straßen der Städte und selbst der Dörfer sind erfüllt von einer wimmelnden Menge von Menschen und Tieren. Alles spielt sich auf der Straße ab, Arbeit und Vergnügen, Handel und Handwerk,

Kaffeehaus- und Advokatenbetrieb. Alle Nuancen weißer, brauner und schwarzer Menschentypen sind in wahllosem Gemisch vertreten; unbegreiflich zahlreich sind die scharf profilierten Charakterköpfe, deren jeder einem Maler willkommenstes Modell sein müßte; und die Kleidung unterstreicht die Mannigfaltigkeit; schwarze, weiße, gelbe, blaue, grüne, rote, orangenfarbene, oft gestreifte Gewänder geben einen vollen Akkord mit weißen oder bunten Turbanen, Kefijes (den Kopftüchern der Fellachen und der Beduinen) und dem Tarbusch (Fez). Mitten in der Menge bedeuten die schwarzen schleppenden Kleider und dichten schwarzen Schleier der Frauen, oft mit Goldmünzen behängt, noch eine Betonung der Buntheit. Jeder einzelne Mensch in diesem Gewühle würde, in die Straße einer europäischen Stadt versetzt, einen Auflauf von Neugierigen verursachen; ihre Gesamtheit ist von immer neuem Reiz und Interesse. Die ruhig in ihrem winzigen Basarladen sitzenden Kaufleute, dicke, behäbige Herren in schwarzen Bärten, den Tarbusch auf dem Kopf, vor sich die unvermeidliche Wasserpfeife mit dem langen, seidenumsponnenen Schlauch und Bernsteinmundstück, woran der *Effendi* hie und da einen träumerischen, schwachen Zug tut; die Lastträger, Esel- und Kamel-

treiber in zerlumpten Gewändern, das kleine, runde, mit einem Rosettenmuster, meist in Schwarz-Weiß, bestickte Wollkäppchen auf dem Scheitel, oft mit unerhörten Lasten auf den Schultern, unaufhörlich mit lautem *Aua, Aua* die Vorübergehenden warnend; der Wasserverkäufer, auf dem Rücken das große Messinggefäß, im Gürtel die Messingbecher, und in der Hand ein paar kleine Messingschüsselchen, mit denen er dauernd heftig klappert und so fast sein eigenes *Moje, Moje* übertönt; überhaupt Straßenhändler mit hunderterlei Waren, mit Speisen und Getränken, Obst, Melonen, Eiern, mit Zigaretten und Zeitungen, Teppichen und Kleidern, mit Büchern, falschem Schmuck, Geldwechsler, die mit Silbermünzen klappern, Sänger, Musikanten. Zwischendurch spielende, balgende, aber auch schon handeltreibende Kinder, streng in Schwarz vermummte Frauen, gravitätisch einherschreitende Ulemas, Gelehrte, in weißem Turban, neugierig und doch scheinbar verdrießlich dreinschauende Beduinen, Söhne der einsamen Wüstenweite. Der Kenner unterscheidet auf den ersten Blick Mohammedaner, Juden, Katholiken, Orthodoxe; Araber, Armenier, Griechen, Kopten, Italiener, Perser, Berber, Sudanesen, Marokkaner, Abessynier. So mannigfach wie die Men-

schen sind die Sprachen, die an dein Ohr, die Gerüche, die an deine Nase dringen.
Und doch, bei all dieser Mannigfaltigkeit der Typen gilt doch auch hier in hohem Maße, daß Kleider Leute machen. Der türkische Diktator Kemal Pascha hat bekanntlich in seiner Republik, der Türkije Dschümhurieti, alle orientalischen Trachten und einzelnen traditionellen Kleidungsstücke, den Tarbusch wie den Schleier, verboten; er hat damit den größten Teil der malerischen Buntheit der Menge vernichtet. In jeder älteren Beschreibung von Konstantinopel spielt die Schilderung der orientalisch bunten Menge, die sich auf der Galatabrücke drängt, die erste Rolle; heute ist diese Brücke über den Eingang des Goldenen Horns, die das alte Stambul mit den neueren Stadtteilen Galata und Pera verbindet, zwar auch noch erfüllt von einer geschäftig hinüber und herüber eilenden Menge, aber alles trägt die etwas schäbigen europäischen Anzüge, Hüte und Kappen, und der Anblick ist gar nicht sehr wesentlich verschieden von dem des Publikums auf dem lebhaften Korso einer italienischen Stadt. Hier sind es die Frauen, die noch am ehesten die fremdartige Note beisteuern, mit ihren orientalischen Gesichtern und den aufdringlich geschminkten Augen.

Aber in Kairo und Jerusalem, in Alexandrien und Damaskus herrscht noch der Orient in seiner Buntheit und Originalität. Nebst den Menschen wirken dazu auch die Tiere, vor allem Kamele und Esel. Das Kamel wird fast ausschließlich als Lasttier, der Esel sowohl als Last- wie als Reittier benutzt. Der letztere, klein, zierlich und behend, hat keine Ähnlichkeit mit seinem schwerfälligen, störrischen Bruder, den wir in Europa kennen. Lautlos, intelligent und gehorsam, läuft er unter schwerer Last oder einem baumlangen Reiter, dessen Beine bis an den Boden hängen, erstaunlich rasch und erklettert steilste Abhänge. Abends und nachts erst hörst du sein Geschrei, in dem sich förmlich alles Leid der Kreatur Luft macht. Noch ein Tier der orientalischen Städte muß ich erwähnen: den Geier. Zahlreiche mächtige Exemplare dieses Raubvogels schweben unaufhörlich über jeder dieser Städte und besorgen unentgeltlich die Sanitätspolizei und Müllabfuhr. Es berührt eigentümlich, wenn du aus der Halle des großen Museums in Kairo trittst, wo du die vielen Bilder der geiergestaltigen Göttin Necht gesehen hast, und nun auf den Palmen des Vorgartens den gleichen Geier sitzen siehst.

Wenn ich sage Palmen: Zum fremdartigen Eindruck von Stadt und Landschaft tragen natürlich

ganz wesentlich die ungewohnten Pflanzen bei: hohe gefiederte Palmen, schlanke schwarze Zypressen, breit ausladende Pinien, abenteuerliche Agaven, Pfefferbäume, Johannisbrotbäume, Mimosen, Eukalypten, die silbergrauen, anspruchslosen Oliven, in den Straßen der Städte die von glühenden grellroten, gelben, lilafarbenen Blütenbüscheln überrieselten Bougainvillias, auf dem Lande Bananen, Orangen, Zitronen, Mandeln, Feigen, Kastanien; und schließlich überall die üppig wuchernden Kakteen, ganze Hecken, Gestrüppe, Dickichte. Eine Pflanze muß noch genannt werden, deren Name mit dem Begriff Transjordanien unauflöslich verschmilzt: der wilde Oleander, dessen mit zahllosen roten Blüten bestandene Büsche stunden- und stundenlang die Straßen in den tief ins Gebirge eingefressenen Vadis begleiten und beitragen zu dem Eindruck schwermütiger Einsamkeit und ergreifender Schönheit, den dieses fast leere Land jedem Besucher zurückläßt.

Vom Wohnen

Es gibt Länder, wie Frankreich und England, wo es für einen Fremden außerordentlich schwer ist, in das intime Leben, in Haus und Familie Ein-

blick zu erhalten. Palästina gehört nicht zu diesen Ländern. Vom ersten Augenblick an, wo du das Land betrittst, begegnest du auf Schritt und Tritt Freunden und Bekannten; und nirgends vielleicht gilt der Satz so uneingeschränkt wie in Palästina: Die Freunde meiner Freunde (und die Freunde der Freunde meiner Freunde) sind meine Freunde. Bei einem Bekannten deines Bekannten wirst du mit äußerster Selbstverständlichkeit als Logiergast für drei, acht, vierzehn Tage aufgenommen. Und so hast du Gelegenheit, einen guten Einblick in das häusliche Leben zu gewinnen.

Niemand hat es hier so schwer wie derjenige, der seine europäischen Gewohnheiten mitbringt und festhalten will. Eine große Wohnung mit den schweren europäischen Möbeln, mit zahllosem Glas und Porzellan, Vitrinen und Spiegelschränken, Bildern und Bibelots ist eine furchtbare Last für die Hausfrau und erschwert das Leben in grausamer Weise. Besser ist es schon, eine der üblichen Wohnungen zu mieten und mit wenigen leichten Möbeln auszustatten. Vor nicht allzu langer Zeit galten, wenigstens in Jerusalem, die Mietwohnungen in älteren arabischen Häusern als die besten. Die dicken Mauern und außerordentlich hohen Zimmer halten angenehm kühl, die Räume sind nicht

zahlreich, aber praktisch angeordnet und durch viele eingebaute Wandschränke ausgezeichnet; man braucht also nur sehr wenig Möbel, eigentlich nur Betten, Tisch und Stühle (und die Bücherregale, in fast jedem jüdischen Haus ein Hauptrequisit). Immer wieder hörte man, es sei ein Verlust für die jüdische Volkswirtschaft, daß in Jerusalem jährlich so hohe Beträge für Wohnungsmieten an arabische Hausbesitzer bezahlt werden; eine mittlere Wohnung kostet 50 bis 100 Pfund Jahresmiete (also rund 1000 bis 2000 Mark; das Pfund hat die Kaufkraft seines Goldwertes behalten). Diese Überlegung trägt sehr dazu bei, daß sogar kleine jüdische Beamte — die Beamten sind Hauptträger der nationalistischen Ideologie — sich so verhältnismäßig leicht entschließen, Häuser zu bauen. Seit vielen Jahren schon klagen zum Beispiel die Lehrer aufs bitterste, daß sie Nahrungsmittel auf Borg nehmen müssen und oft Not leiden; in Jerusalem aber hat sich eine ganze Menge von Lehrern in den letzten zehn Jahren Häuser gebaut, von Beth Hakerem besteht der größte Teil aus Lehrerhäusern und solchen anderer kleiner Beamten. Ein solches Haus kostet je nach der Ausführung 400 bis 1000 Pfund (also rund 8000 bis 20.000 Mark), etwa die achtfache Jahresmiete, und es ist nicht

allzu schwer, 50 bis 60 Prozent der Bausumme als Darlehen zu erhalten. Woher die Leute aber den Rest des Betrages nehmen, bei ihrer offenbaren dauernden schweren Geldnot, das zu ergründen ist mir nicht gelungen. Meist sind diese Häuschen weniger praktisch, auch weniger solid gebaut als die arabischen Häuser. Das gilt natürlich nicht mehr von den neuen, mit beträchtlichem *Komfort* und mit erfreulichem Verständnis für architektonisch gute Gestaltung erbauten Wohnhäusern der zuletzt entstandenen jüdischen Viertel Jerusalems, vor allem des *Westend* Rechavja, und für die recht guten neuen Wohnquartiere von Tel Aviv.
Eine der merkwürdigsten Erscheinungen für uns Mitteleuropäer der Nachkriegszeit, die wir gewohnt sind, an einer Wohnung, wenn wir sie erst einmal haben, mit großer Zähigkeit festzuhalten, ist es, daß die Palästinenser in den Städten fast jedes Jahr übersiedeln. Am Umzugstermin, dem ersten Tag des mohammedanischen Monats Muharrem, übersiedelt so ziemlich die halbe Stadt. Die Mieten werden billiger und der Hausherr will den Zins nicht ermäßigen: die Partei kündigt. Oder die Mieten werden teurer, die Partei will aber nicht mehr bezahlen: der Hausherr kündigt. Es ist auch kein Unglück: viel Möbel und sonstige Schätze hat

man nicht, eine andere Wohnung ist bald gefunden und die Übersiedlung im Nu bewerkstelligt. Ein arabischer, kurdisch- oder jemenitisch-jüdischer Träger schleppt eine halbe Wohnungseinrichtung auf seinem Rücken nach der neuen Adresse.
In den Siedlungen wohnt man in kleinen Häusern, Baracken, Zelten; fast ist das letztere das angenehmste, da es am leichtesten die Reinhaltung ermöglicht, und ich habe gehört, daß das Wohnen in einem guten, nicht schadhaften Zelt selbst im Winter sehr praktisch ist. Freilich *werden* Zelte eben schadhaft, und manche Annehmlichkeit tröstet nicht über den oft auftretenden schweren Rheumatismus. Aber immerhin gelten in dem warmen Klima Palästinas für das Wohnbedürfnis ganz andere Bedingungen als in Europa. Nur in dem gebirgigen, kalten, windigen Jerusalem friert man im Winter ganz erbärmlich und so hat man hier nicht nur Petroleum-, sondern auch eiserne und Kachelöfen für Kohle- und Holzfeuerung eingeführt, in manchen Häusern sogar Zentralheizung, wie übrigens sogar in Tel Aviv in einzelnen Hotels, die auf europäische Touristen eingerichtet sind.
Die palästinensischen Hotels sind, wenigstens für unsere mitteleuropäischen Begriffe, sehr gut und komfortabel. In Jerusalem, Tel Aviv, Haifa, Ti-

berias, Nazareth, Safed gibt es eine ganze Anzahl meist sauberer und guter, zum Teil sogar luxuriöser Hotels und Pensionen, mit dem großen *King David* in Jerusalem an der Spitze. Im allgemeinen verlangt man von den Gästen, daß sie auch die Mahlzeiten im Hotel nehmen, und berechnet für die Unterkunft und volle, meist auch gute und reichliche Verpflegung pro Kopf und Tag 60 Piaster bis ein Pfund (etwa 9 bis 15 Mark). Es gibt aber auch in den größeren Kolonien Hotels, die natürlich sehr einfach sind; in Merchavja zum Beispiel war das Hotel, in dem ich wohnte — es gab noch ein zweites — eine kleine, primitive Wellblechbude mit drei Zimmerchen; aber auch hier war das Bett rein, die Verpflegung gut und ein Duschebad vorhanden.

In diesem Zusammenhange wäre noch ein Wort über die palästinensisch-jüdische Architektur zu sagen. Ihre Leistungen waren bis vor kurzer Zeit, mit wenigen Ausnahmen, ganz schlimme Pfuschereien. Man sieht, daß den Bauherren in der Regel — in Stadt und Land — das Ideal der *Villa* vorschwebte; wo ein *moderner* Architekt wirkte, sind diese Villen leider meist in dem Muthesiusschen Landhausstil gebaut, der — ich will von seiner Berechtigung in Europa nicht sprechen — für Palä-

Bild 30

Die alte Quelle in Nahalal 1920



Bild 31

Wasserturm in Nahalal 1930

(Jüdischer Polizist)



Bild 32

Die noch unbebaute Steppe von
Vadi Chavarith

stina paßt wie die Faust aufs Auge. Fast nirgends ist das Streben sichtbar, an das einzig richtige Vorbild anzuknüpfen, die bodenständige, alte, arabische Bauart (ohne maurisch-byzantinische Attrappen, die *orientalischen Stil* markieren sollen). Die Araber verstanden die Architektur der Landschaft mit wundervollem Einfühlungsvermögen, ihre Dörfer sind — bei allem Schmutz, aller Primitivität, aller Vernachlässigung der Erfordernisse der Hygiene — ergreifend schön und der Landschaft angepaßt. Hier eine Synthese zu finden, ist die natürliche, leider noch fast nirgends verstandene und noch weniger erfüllte Forderung an die jüdisch-palästinensische Baukunst. Auch die Bauten der neuen Periode, seit etwa drei Jahren, sind nicht sehr befriedigend. Zwar sind sie, absolut genommen, weit weniger kitschig, weit ehrlicher, künstlerisch sauberer; aber sie sind doch nur die Anwendung eines in Europa und Amerika entstandenen Stils auf ein Land und eine Landschaft, denen ein ganz anderer Stil gemäß wäre. Nicht eher wird ein restlos erfreulicher jüdisch-palästinensischer Baustil entstehen, als bis unsere tüchtigen, vielleicht allzu tüchtigen jungen Architekten bei den arabischen Meistern des Mittelalters und der neueren Zeit, aber noch vor der Invasion

der europäischen Imitationsbestrebungen, in die Schule gehen werden.

Kochen und Essen; Kleider

Zehn Tage war ich 1924 in Jerusalem, täglich mittags und abends zu Gast geladen, immer bei anderen Bekannten, und zwanzigmal war der Hauptgang der Mahlzeit gekochtes Huhn. Rindfleisch gab es sehr wenig, meist importiertes Gefrierfleisch aus Südamerika oder Büchsenfleisch aus Australien. Das Fleisch der im Lande überall sehr zahlreichen Schafe ist nicht jedermanns Geschmack. Und nur wenige Juden, sagen wir lieber jüdische Hausfrauen, verstanden aus der Fülle von Gemüse- und Obstarten etwas zu machen. Ja, manche waren töricht genug, ihre europäische Art zu wirtschaften und zu kochen starr festzuhalten, und legten sich dadurch eine ganz schwere Beschränkung in der Auswahl der Speisen und unnötige Mühen auf. Wie es mit den Möbeln und der Wohnungseinrichtung ist, so mit der Küche: an dem in Europa Gewohnten zu haften, ist unbequem, unpraktisch, kostspielig. In den Restaurants galt im allgemeinen eine durch die Bedingungen des Landes nur leicht modifizierte russisch-jüdische Küche. Sie war gut und schmackhaft, aber zu schwer. Angezeigt wäre

natürlich in dem warmen Klima eine Fülle kalter Speisen, zahlreiche leichte Gänge, starke Verwendung von Gemüse und Obst. Das hatten die Juden in Palästina noch nicht entdeckt. In den acht Jahren seither ist es radikal anders geworden. Man hat die herrlichen palästinensischen Gemüse, wie Blumenkohl, Tomaten, Auberginen, Artischocken, Gurken, vor allem Gurken, zubereiten und ausnutzen gelernt; man hat Obstarten, die früher unbekannt waren, wie Kirschen, Birnen, Erdbeeren, angepflanzt und hat jetzt das ganze Jahr über eine Fülle von Früchten; auch die Fleischküche ist reicher und erfreulicher geworden.

Auch in den ländlichen Siedlungen hat sich eine ähnliche Wandlung zum Besseren vollzogen. Freilich, überall ist das Essen ein getreuer Spiegel der allgemeinen wirtschaftlichen Lage. Es ist besser oder schlechter, reichhaltiger oder armseliger, aber doch nirgends mehr so schlecht, armselig, gehaltlos, ohne Liebe zubereitet, eintönig wie noch vor ein paar Jahren. Jenes Übel hing natürlich mit der allgemeinen Einstellung der Menschen zusammen, die nur idealistische Interessen kennen, nur für die Arbeit fanatisch eingenommen sind und die äußeren, materiellen Seiten des Lebens geringschätzen. Unvergleichlich besser als die Erwachsenen hatten

es schon damals und haben es auch heute noch die Kinder, die in den Kvuzoth überall ihre besondere Wirtschaft haben (größtenteils von ihnen selbst geführt) und denen man alles das gern und in Fülle gönnt, was die erwachsenen Arbeiter sich versagen. Ich werde diesen Punkt noch bei späteren Gelegenheiten berühren.

In Palästina gibt es meist — wie in der ganzen Welt mit Ausnahme Deutschlands und der ehemals österreichischen Gebiete — nur Weizenbrot. Die Araber backen es in dünnen, runden Kuchen, Fladen, und es hat die größte Ähnlichkeit mit unseren Mazzoth, nur daß es natürlich gesäuert und daher etwas höher ist. Es schmeckt trocken, fade, neutral. Das jüdische Brot ist besser, in den Städten manchmal sehr gut. Charakteristisch, besonders für Jerusalem, ist die große Zahl verschiedener Brotsorten: neben weißem gibt es braunes und schwarzes Brot; jede Bäckerei liefert ihren Kunden, die sich aus einer bestimmten Gruppe rekrutieren, ihr gewohntes Brot: Franks Bäckerei in der *Deutschen Kolonie* liefert deutsches Brot, der jüdische Bäcker Bermann verschiedene weiße, braune und schwarze Sorten, für Freitag auch die traditionelle *Challe*, dann gibt es sfardisches, polnisches, ungarisches, bulgarisches Brot, in der jüngsten Zeit

sogar Kaisersemmeln, Hörnchen, Kipfel, kurz alles, was sich der zum Räsonieren neigende Mitteleuropäer nur wünschen mag. Die Araber in den Städten erzeugen allerhand süße Bäckereien, die sehr appetitlich und schmackhaft sind und auf den Straßen verkauft werden.

Von besonderer Bedeutung in dem warmen Klima ist das Trinken. Man hat ja eigentlich immer Durst und schluckt für europäische Begriffe unglaubliche Mengen von Flüssigkeit. Meist trinkt man Wasser, in den Siedlungen gibt es fast überall Trinkwasserleitungen, in Jerusalem leider noch keine ausreichende. Trotz der verschiedenen Eisfabriken trinkt man das Wasser meist ohne Eis. Ich hätte nie gedacht, daß man sich daran gewöhnen könnte, lauwarmes Wasser zu trinken; aber es ist möglich und man stillt so den Durst in einer sozusagen unheroischen Weise. In ganz Palästina wird das Wasser in porösen, unglasierten arabischen Tongefässen, flaschenartigen Krügen mit engem Hals, aufbewahrt und — relativ — kühlgehalten. Wein gibt es natürlich sehr viel, doch habe ich den Eindruck, daß er im Lande wenig getrunken wird, er ist auch, nach meinem Eindruck, meist als Tischwein zu schwer; dagegen trinkt man in den Restaurants ziemlich viel importiertes Bier. Für den wunder-

vollen arabischen Kaffee haben die Juden leider kein rechtes Verständnis, dagegen wirst du in den meisten jüdischen Häusern von frühmorgens bis in die Nacht mit ungezählten Tassen Tee bewirtet, eine aus Rußland mitgebrachte Sitte. Der heiße Tee ist auch das beste Mittel gegen den Durst, im Gegensatz zu dem in allen Straßen vor unzähligen Buden glasweise verkauften Sodawasser (Gasos — Eau gazeuse), das, eisgekühlt, im Augenblick erfrischend wirkt, bald aber wieder dem Durstgefühl Platz macht. Tatsächlich wird Gasos allmählich von natürlicheren Getränken verdrängt, frischem Orangen- und Traubensaft und von dem industriell aus Orangen- und Zitronensaft erzeugten *Assis.*

*

Das arabische Männerkleid ist ursprünglich ein langes, bis an die Knöchel reichendes, oft gestreiftes Leinenhemd und ein breiter Stoffgürtel, dazu kommt das weiße, schwarze oder bunte, mit einer dicken schwarzen Schnur, dem *Agal,* rings um den Scheitel festgehaltene Kopftuch, die *Kefije.* In der Stadt wird über das Hemd noch ein offener Mantel, die *Abaje,* gezogen und der Gürtel darüber gebunden. Natürlich gibt es mannigfache Varianten und heute vor allem auch Übergänge von dieser zur europäischen Tracht. Der erste Schritt dazu

ist der in die europäischen Schuhe; auf das Schuhwerk legen die städtischen Araber den größten Wert. Sie lassen ihre Schuhe zehnmal im Tag putzen, von halbwüchsigen Jungen, die dieses Geschäft gegen die Taxe von einem halben Piaster überall, auf der Straße, in Läden, Kaffeehäusern und Restaurants, besorgen; im Hotel oder der Privatwohnung werden die Schuhe überhaupt nicht geputzt. Die Frauen tragen — im Gegensatz zu den Männern — breite Hosen und darüber ein mantelartiges, immer schwarzes Kleid, das über den Kopf gezogen ist und unten nachschleppt; an Brust und unterem Saum ist es mit bunter Stickerei verziert. Schleier tragen die Frauen nur in der Stadt, dort aber ein so dichtes schwarzes Gewebe, daß keinerlei Möglichkeit besteht, etwas von der verborgenen Trägerin zu ahnen. Allerdings lockert sich diese Sitte jetzt auch schon in den sonst konservativsten Städten des Orients, zu denen entschieden Jerusalem gehört. Die Kinder begnügen sich mit einem langen *Universalhemd.*

Auch die Juden leiden nicht sehr unter Toilettensorgen und Modeproblemen. In der Stadt tragen die Männer leichte Leinenanzüge, im Dorf Hemd und Hose. Man kann überall in dieser leichten praktischen Tracht erscheinen, nirgends verliert

man an die Kleidung des Nächsten auch nur einen Blick oder ein Wort. Manche jüdischen Mädchen aus dem städtischen Mittelstand lieben es, sich mit arabischen Kefijes oder den dazu gehörigen Schnüren zu putzen, eine geschmacklose Maskerade, handelt es sich doch um Bestandteile der arabischen *Männer*tracht. In den letzten Jahren hat mit der Entwicklung einer *bürgerlichen* Klasse auch die Mode ihren Einzug ins jüdische Palästina gehalten. Es gibt schon Fragen der Etikette, man denkt schon nach, was man zu diesem oder jenem Anlaß anziehen soll. Aber dennoch dominiert vorläufig, erfreulicherweise, noch die einfache, dem Klima angemessene Tracht.

Köstlich ist die Unbeirrtheit, mit der die Engländer ihre heimischen Gewohnheiten beibehalten. In der größten Sommermittagsglut tragen sie ihre dunklen Straßenanzüge mit Westen, steife Kragen und dunkle Filzhüte, womöglich auch Handschuhe — und empfinden das nicht lästig. Sie spielen in der Mittagszeit Golf, jedenfalls weil sie das zu Hause in England so tun, und schwitzen nicht. Sie warten offenbar mit äußerster Geduld und gutem Humor, bis das Klima dieser tropischen und subtropischen Länder sich ihren englischen Lebensgewohnheiten angepaßt haben wird. Daß es noch

nicht so weit ist, betrachten sie als wenig belangreich. Sie haben Zeit.

Verkehrsmittel

Nach dem Kriege taten sich ein paar junge Chaluzim, die sonst keine Arbeit fanden, zusammen und bildeten eine Chauffeurkooperative. Mindestens hatte jeder von ihnen schon ein Automobil *gesehen.* Sie legten ihrer Genossenschaft den schönen Namen *Nescher*, Adler, bei und kauften sich ein kleines Auto. Daran lernte der erste von ihnen fahren; er diente dann als Lehrer für die übrigen. Man verdiente und erwarb einen zweiten Wagen, schließlich einen ganzen kleinen Wagenpark. Sie und die Mitglieder der anderen seither entstandenen ähnlichen Genossenschaften sind die besten, kühnsten, rücksichtslosesten, dabei vorsichtigsten Chauffeure, die man sich denken kann. Die verschiedenen Gruppen konzentrierten sich in drei Gesellschaften, *Hitachduch hanahagim*, *Kadimah* und *Hegge*, die sich jetzt zu einer einzigen großen Kooperative zusammengeschlossen haben, der größten Gesellschaft des Landes, die auch mit 40 bis 50 großen, modernen, im Lande selbst gebauten Autobussen den Verkehr auf den Strecken Jerusalem—Tel Aviv, Jerusalem—Haifa und Tel Aviv

—Haifa versieht. Es gibt ein paar vorzügliche Chausseen in Palästina, jene *Kvischim*, die von der Mandatsregierung meist in den Jahren 1921 und 1922, dann wieder nach den Unruhen von 1929 erbaut wurden, großenteils durch jüdische Arbeitergruppen. Jeder kennt die Bilder von den straßenbauenden, steinklopfenden, schotterführenden Chaluzim. Das sind aber nur die Hauptverbindungslinien: die alte Querverbindung Jaffa—Jerusalem—Jericho, die noch ältere Hebron—Jerusalem—Nablus—Nazareth, Haifa—Nazareth—Tiberias, Semach — Tiberias — Safed — Metulla. Schließlich das erneuerte palästinensische Stück der alten Straße Damaskus—Akko (über Safed). Eine neue Chaussee Tel Aviv—Haifa ist im Bau. Die übrigen Fahrwege sind letzter Klasse, steinig, holprig, seelenerschütternd oder weich, tief, sandig. Und ich fuhr zweimal je zehn Tage lang mit jüdischen Chauffeuren durchs Land, kreuz und quer, die abseitigsten Wege immer wieder vom Gebirge ins Tiefland und vom Tiefland in die Berge, von Hebron und Beit Dschibrin bis Metulla, auf den Gipfel des Tabor, in die Sümpfe von Beisan, die Sanddünen der Küstenebene, über Steingeröll und durch Bäche, durchquerte Gräben und übersetzte Steindämme, fuhr auch gelegentlich über

weite, mit mannshohen, holzigen Disteln dicht bestandene Brachfelder, immer mit dem Gefühl absoluter Sicherheit. Mann und Wagen waren wie zwei Bestandteile eines Organismus: der moderne Zentaur im jüdischen Palästina.
In allen Städten, auf allen Landstraßen herrscht ein ununterbrochener, dichter Automobilverkehr. Alles ist daran längst gewöhnt: die Araber, auch die halbwilden Beduinen des Jordantales und des oberen Galil, die Kinder, die Maultiere, Esel und Kamele. Wenn du nach Jerusalem kommst, mit der Eisenbahn von Ägypten her, siehst du rechts die weiße Chaussee nach Hebron sich dehnen: Auto auf Auto flitzt dahin, vorbei an den langen, langsam, rhythmisch dahinwellenden Kamelkarawanen. Auch hier wieder das unvermittelte Nebeneinander schärfster Kontraste, Altertum und Amerika; Automobile und Karawanen; neben der Pumpe mit dem Dieselmotor das antike Schöpfrad, von dem geduldigen Kamel am Göpel betrieben.
Zum Transport von Lasten dient fast ausschließlich das Kamel und der Esel. Wie man mir sagte, stellt sich der Transport auch auf größere Entfernungen mittels Kamelen billiger als mit der Eisenbahn. Und wenn du dich erst an den Anblick dieser Kamelzüge gewöhnt hast, Tier mit

Tier durch die schwingende Schnur verbunden, alle langsam im welligen Rhythmus, auf weichen Polstersohlen dahingleitend, graziös, fast geziert, dann möchtest du diese Note im palästinensischen Landschaftsbilde gar nicht mehr missen. Die Juden haben sich leider mit dem Kamel nicht sehr vertraut gemacht, nur in Tel Aviv siehst du von Chaluzim geführte Kamelzüge immer wieder zum Meere um Lasten feinen Sandes und von da beladen zu den verschiedenen Baustellen ziehen.

Der Esel in Palästina ist ein Kapitel für sich. Diese kleinen, schlank-anmutigen Tierchen mit dem schön geformten Kopf und den überaus klugen Augen siehst du auf Schritt und Tritt, in Stadt und Land, als Reit- und Lasttiere. Sie sind unwahrscheinlich ausdauernd, zäh, geduldig, unermüdlich, flink; wie der Blitz läuft solch ein Eselein unter seinem Reiter, dem baumlangen Araber, dessen Füße fast die Erde streifen. Er ist aber nicht dankbar für Schnelligkeit und Unverdrossenheit; die Araber behandeln die Esel überaus schlecht. Wenn einer auf dem Esel reitet und ein Vorübergehender versetzt dem Tier einen Schlag oder Stoß oder Fußtritt, lacht der Reiter. Aber das Tierchen läßt keinen Laut hören. Erst in der Nacht hörst du die Esel schreien, mit einem lauten, klagenden

Ton, und es ist, als wäre in diesem nächtlichen Schrei der Jammer und Schmerz über all die Unbill des Tages gesammelt.
Auch Maultiere und Pferde werden natürlich viel als Reittiere benutzt. Du siehst manchmal, auch bei den Wächtern der jüdischen Kolonien, prachtvolle Pferde arabischen Blutes.
Die Eisenbahn tritt als Verkehrsmittel recht in den Hintergrund. Die Hauptlinien Ägypten (Kantara) —Ludd—Haifa und Jaffa—Ludd—Jerusalem haben je drei Zugspaare täglich, die Linie Haifa—Afule —Semach zwei, davon ist ein Zug, in den frühen Morgenstunden, als *Milchzug* eingelegt, der die Milch aus den jüdischen Siedlungen in Untergaliläa und im Emek rechtzeitig zum Markt nach Haifa bringt. Diese *jüdische* Bahnstrecke ist recht belebt; dagegen liegt die Verbindungslinie Tulkerem (an der Strecke Ludd—Haifa) —Dschenin—Afule, die durch ausschließlich arabisches Gebiet führt, ganz öde; hier fuhr 1924 nur zweimal in der Woche ein Zug, heute ist der Verkehr ganz eingestellt. Die Bahnen sind nicht teuer und gut eingerichtet; in der zweiten Klasse bestehen die Sitze und Lehnen statt aus Polstern wie in Europa (und auch in Ägypten) aus einem feinen Geflecht von japanischem Stroh, eine sehr gute Einrichtung. Auf der

Hauptstrecke nach Ägypten gibt es täglich einen durchgehenden Expreßzug mit Speise- und Schlafwagen; er geht von Kantara-Ost um halb zwölf Uhr nachts ab und trifft in Haifa um zehn Uhr vormittags ein, während der Gegenzug von Haifa um acht Uhr morgens abfährt und um halb sieben Uhr abends am Suezkanal einlangt. Er ist meist recht besetzt, und zwar größtenteils nicht mit Touristen, sondern, da er seinem Namen zum Trotz in jeder Station hält, mit Lokalreisenden, Juden, Fellachen, Beduinen. Es gibt natürlich keine besonderen Wagen oder Abteile für Juden und Araber, in der Praxis aber setzen sich die Passagiere gleicher Nationalität eben doch meist zueinander, so daß sich schließlich wirklich fast jüdische und arabische Kupees bilden. Unter den Bahnbeamten, Zugsbediensteten, Schaffnern usw. sieht man recht selten einen Juden, alle aber geben auf hebräische Fragen in einem, wenn auch oft fehlerhaften Hebräisch Antwort. Sie tragen auch alle ihre Dienstbezeichnung in messingenen Lettern auf dem Rock, und zwar auf der rechten Achsel englisch, auf der linken arabisch und auf der linken Brustseite hebräisch. Auch der Fahrplan ist dreisprachig, ebenso die Aufschriften auf allen Bahnhöfen, auch dort, wo keine oder nur wenige Juden wohnen.

Post, Telegraph, Telephon funktionieren wie in Europa; Briefpost nach Europa geht nur zweimal in der Woche und in Jerusalem zum Beispiel kannst du Mittwoch und Sonntag abends, vor Abgang der Post, jedermann am Postamte finden; die Wechselbeziehung ist doch eine sehr rege und allgemeine und man empfindet die Europapost sehr stark als ein lebendiges Band, das Palästina mit der großen Welt da draußen verknüpft. Ich warf einmal Donnerstag morgens um acht Uhr einen Brief in den Kasten am Hauptpostamt in Jerusalem; eine ältere Dame, Engländerin, die mich beobachtete, sprach mich ganz aufgeregt an: Wenn ich jetzt nach dem Bahnhof führe, würde ich den Postzug noch erreichen, hier aber würde der Brief nun bis Sonntag liegenbleiben. Ich sollte doch versuchen, ihn mir von dem Beamten wieder herausgeben zu lassen. Sie war sehr enttäuscht, als sie hörte, der Brief gehe bloß nach Haifa. Ihr Verhalten aber ist bezeichnend für die Wichtigkeit, die man hier der Europapost beilegt.

Kultur und Zivilisation

In den Jahren nach 1900 wußten wir, ach so genau, welches der Unterschied zwischen Kultur und Zivilisation ist: Kultur ist Kunst, Zivilisation ist

Komfort. Manche Völker haben, so schien uns, beides, manche keins, manche nur eines von den beiden. Es war, wie fast alles in den Jahren nach 1900, ein wenig oberflächlich, ein wenig schematisch gedacht. Hüten wir uns doch, an das werdende, wachsende Gemeinwesen in Palästina diesen Maßstab anzulegen! Es ist europäisch, das heißt auf Komfort gerichtet, auf moderne Wirtschaftsmethoden gebaut, das heißt daß jeder Arbeitende, vom Steinklopfer bis zum Bankdirektor, auf Muße verzichtet, um dafür *Zivilisation* einzutauschen; und doch ist die in Palästina allenthalben lautwerdende Forderung nach *Kultur*, nach Kunst, nach Schönheit, nach idealen Gütern keine bloße Phrase, sondern erlebt, in Jerusalem wie in Tel Aviv, in Chedera wie in Beth Alfa.

Merkwürdig, wie dieses europäisch-ökonomische Gemeinwesen mit dem so lebhaft empfundenen, so selten gestillten Drang nach *Kultur* sich einnistet in einem Lande, in der Mitte eines Volkes, das Kultur in höchstem Maße besitzt, aber zugrunde geht, weil es nicht die Kraft zu wirtschaftlicher Leistung hat! Die Araber besitzen eine harmonische, historisch gewordene und aus den Bedingungen des Landes erwachsene Kultur; wie sie bauen, wie sie sich kleiden, wie sie essen, das ist



Bild 33

Die Fels-Terrassen von Kirjath Anavim



Bild 34

Altes jüdisches Pflanzerdorf
(Rechoboth)

alles nicht komfortabel, aber alles künstlerisch; ihre Familien- und Stammestraditionen, ihre Gastfreundschaft, ihre Märchenerzähler, um die sich, am Dorfbrunnen, alt und jung versammelt, ihre Lieder, selbst die umständlichen Formeln, mit denen sie einander auf der Straße begrüßen, sind voll künstlerischer Harmonie. Und doch wird niemand den Juden raten, sich den Arabern zu assimilieren. Denn man *kann* einfach, und wäre man selbst der heftigste Kritiker dieser mechanisierenden Zeit, niemandem raten, eine bäuerlich-feudale Kultur für die europäische Zivilisation einzutauschen und dabei wirtschaftlich zugrunde zu gehen. Heute ist das jüdische Palästina kulturlos, wenn auch ungeheuer kulturhungrig. An allen Ecken und Enden gibt es Schulen, Kulturkommissionen, Kulturvereine, Kulturarbeiter; Kultur, *Tarbuth*, ist eines der am häufigsten gebrauchten Wörter in Palästina. Nun kommt angeblich der Wolf, wenn man ihn nennt, wenigstens in der Fabel; aber die Kultur tut es nicht, vielleicht das Gegenteil. Der wahre Inhalt des palästinensischen Lebens ist Arbeit und Wirtschaft, die Kulturarbeit ist Aufputz. Und was an wirklicher Kultur da ist, das steckt in erster Linie nicht in den Schulen und Kursen, in den meist noch recht unbeholfenen Versuchen,

eine Poesie, eine Malerei, eine Musik, ein Theater zu schaffen, sondern in dem den meisten palästinensischen Menschen unbewußt innewohnenden Drang, ihr historisches und nationales Gefühl in ihrer Lebensarbeit zu gestalten, *in* der Arbeit, nicht *neben* ihr.

Das jüdische Palästina ist heute genau ebenso kulturlos wie es Nordamerika vor 200, Australien vor 100 Jahren war. Kolonisationspioniere haben keine Muße und also keine Kultur. Mancher behauptet, Amerika sei auch heute noch kulturlos; insofern das richtig ist, rührt es von dem Völkergemisch her, das in diesem *Melting-pot* brodelt. Für die Zukunft der palästinensischen Kultur gestattet der stark nationale, also von vornherein auf Einheitlichkeit der Ausdrucksmittel gerichtete Charakter der Siedlung eine gute Prognose. Aber die Entwicklung wird nicht dadurch beschleunigt, daß man den Kvuzoth Reproduktionen klassischer oder klassizistisch-süßlicher Bilder in die Eßbaracken hängt oder daß ein tüchtiger Architekt von Neuberliner Schulung Häuser in Tel Aviv oder Bauernhöfe im Emek mit äußerstem guten Willen und *mit Einfühlung in die Landschaft* entwirft. Das kann nur Verwirrung stiften. Heute sollte man nur *technische* Vollkommenheit

fordern, auf das Künstlerische bewußt verzichten (meist tut man es auch, wenngleich nur, um aus der Not eine Tugend zu machen).
Dasselbe gilt von der geistigen *Kultur*. Ich halte es für einen Unfug, ein sehr interessantes, aber doch ganz von europäischen Vorbildern abhängiges, oft auch von sehr zufälligen Zusammenhängen bestimmtes Schulwesen als großes, eigenwüchsiges Kulturwerk zu bezeichnen. Es ist ein heroischer Versuch, mit unzulänglichen Mitteln, sowohl an Räumen, Lehrbehelfen und Geld als auch vor allem an Menschen unzulänglichen Mitteln, Schulen aus dem Boden zu stampfen, die der europäischen Zivilisation und zugleich der Hebraisierung, der Verknüpfung mit dem Historischen dienen sollen. In der einen Funktion bedeuten sie für die Kultur nichts, in der anderen nur die Schaffung von Voraussetzungen. Und auch die Universität in Jerusalem wird nicht mehr bedeuten. Das heißt vor allem: sie wird keine Universität sein. Universitäten stampft man nicht aus dem Boden, Universitäten müssen genau so wachsen wie ein Baum, wie eine nationale Kunst, wie Kultur. Das, was man jetzt Universität nennt, ist eine wichtige Institution für die technische Entwicklung des Landes, ein starkes Hilfsmittel der Hebraisierung und

ein Symbol der nationalen Entwicklung, also ein politischer, noch kein kultureller Wert.
Wenn ein Schriftsteller ein Buch schreibt, nach einem wohl überlegten, durchdachten Plane, so läßt er wohl die Feder laufen; kommt er aber an die schwersten, kühnsten, gewagtesten Kapitel, so fügt er vielleicht in das Manuskript eine entsprechende Lage leerer Blätter und geht zunächst weiter, zu leichteren, weniger gefährlichen Teilen des Buches. So wie dieses Bündel leerer Blätter erscheint mir heute die Universität in Jerusalem. Diese leeren Blätter bedeuten keineswegs nichts; sie bedeuten einen Plan, ein Versprechen und vor allem eine Mahnung, eine starke, laute, unablässige Mahnung, die erst verstummt, wenn auch dieses Werk vollbracht, die Lücke gefüllt ist. Es wäre aber nicht gut, wenn der Autor sich nötigte, sich übereilte; jedes Ding hat seine Zeit, wie der Prediger Solomonis sagt, es ist eine Zeit zum Brechen und eine Zeit zum Bauen, eine Zeit, dürfen wir sagen, technischer Entwicklung und eine Zeit kultureller Schöpfung. Wann die eine endet, die andere anhebt — unser Fürwitz kann es nicht bestimmen, aber, so sagt der Prediger weiter, *er* tut alles fein, zu seiner Zeit, und läßt unser Herz sich ängsten, wie es gehen soll in der Welt.

VII. EIN WENIG VOLKSWIRTSCHAFT

En Keßef

In der Jaffastraße in Jerusalem, wo sich die Banken angesiedelt haben, begegnete ich eines glühendheißen Vormittags einem alten Bekannten, dem palästinensischen Korrespondenten einer der größten mitteleuropäischen Zeitungen. Mit der ihm eigenen Energie erwischte er mich an einem Knopf meiner Leinenjacke und führte mich eine Stunde lang die etwas ruhigere Sultan Soliman-Straße auf und ab, immer vom Postamt bis zum Damaskustor und wieder zurück. „Die ganze Zionistische Organisation mit der Londoner Exekutive und der Hanhala, mit ihrem Kolonisationsdepartement, mit Ruppin und Öttinger und Stern und allen übrigen Flachköpfen ist keinen Schuß Pulver wert", erklärte er kategorisch. „Geben Sie mir eine halbe Million Pfund", — er machte nicht die geringste Andeutung darüber, woher ich seiner Meinung nach diesen unerheblichen Betrag neh-

men sollte —, „und ich baue Ihnen ein jüdisches Palästina auf, in drei, vier Jahren, mit 500.000 Juden!" Ich zog mein viertes Taschentuch und trocknete mir den Schweiß von der Stirne. In Palästina, im Juli, versteht man die Abgrundtiefe des Fluches: Im Schweiße deines Angesichtes . . . Mein Freund aber, gegen dessen Temperament Palästina im Juli ein Kühlhaus ist, entwickelte mir unbekümmert sein Projekt. Es war einfach, klar, fast selbstverständlich, ein Kolumbusei: man müßte nur eine Million Dunam Boden am Ufer des Toten Meeres und im unteren Jordantal aufkaufen, wo man das Dunam für fünf Piaster bekomme, große chemische Industrien, Baumwoll-, Zuckerrohr- und Kaffeeplantagen errichten und das Problem wäre gelöst. *Wer* sich dort ansiedeln lassen würde, war mir freilich nicht sicher; wenn es hier in Jerusalem am frühen Vormittag so heiß war, fast 800 Meter über dem Meer, so konnte man sich ja die Temperatur da unten, 400 Meter tiefer als der Meeresspiegel, ungefähr vorstellen — vielmehr, man konnte sich sie *nicht* vorstellen! Aber sollte ich mit dem Manne streiten? Sicherer als daß sein Projekt irrsinnig war, war ja die Tatsache, daß ich ihm keine halbe Million Pfund geben konnte. „*Nur* eine halbe Million Pfund", blies er gering-

schätzig durch die Lippen; „apropos, können Sie mir nicht zwei Pfund leihen? Ich habe morgen Umzug und brauche Geld für den Spediteur.“
Das Projekt *war* irrsinnig; das hindert nicht, daß heute, bloß acht Jahre nach diesem Gespräch, ein Teil davon verwirklicht ist. Vor acht Jahren erklärten *alle* Fachleute, daß Europäer am Toten Meer nicht leben, noch weniger arbeiten könnten; heute arbeiten in der chemischen Fabrik der *Palestine Potash Company* am Toten Meer ein paar hundert ostjüdischer Arbeiter und fühlen sich, den Umständen entsprechend (das heißt, bei einer normalen Sommertemperatur von 45 bis 55 Grad Celsius) recht wohl.
Um aber auf meinen Bekannten, jenen Journalisten, zurückzukommen, so ist er kein besonderer Ausnahmefall: Alle Leute in Palästina haben Projekte von Hunderttausenden von Pfund und brauchen alle gerade im Augenblick fünf Pfund, drei Pfund, ein Pfund, dreißig Piaster. Wenn du nach Palästina kommst, ohne ein hebräisches Wort zu kennen, so erlernst du binnen zwei Tagen *einen* Satz hebräisch und arabisch: *En keßef — Mafisch maßari — kein Geld!* Niemand hat Geld, weder die Juden noch die Araber, weder die Hanhala noch die Regierung, weder die Leute in der Stadt

noch die auf dem Lande, weder Industrielle noch Ärzte noch Beamte noch Geschäftsleute noch Arbeiter noch Bauern. Es ist kein Wunder: alles steht im Anfang, im Aufbau, und alles ist begonnen, ohne daß die nötigen Summen vorher bereitlagen. Jedes Unternehmen, jede Siedlung, jede Wirtschaft schluckt unaufhörlich Geld. Man muß investieren, investieren, investieren. Dieser seit Jahrhunderten nicht ameliorierte Boden ist entsetzlich anspruchsvoll und letzten Endes geht all sein Durst auf Geld. In den Siedlungen im Emek, im Galil, im Scharon, überall dasselbe Bild: nur die Kinder erhalten von allen Produkten der Wirtschaft, Gemüse, Milch, Eiern, soviel sie brauchen, alles übrige geht auf den Markt zum Verkauf; die Arbeiter selbst essen Bohnen, Reis, Linsen, versagen sich alles, nur um Geld hereinzubekommen. Und das Geld wird bis auf den kleinen Rest, der zum Ankauf von Bohnen, Reis, Linsen nötig ist, sogleich wieder in die Wirtschaft gesteckt, für Drainageröhren, Bauten, Maschinen, Zug- und Nutztiere verwendet. Ganz ähnlich ist es mit den Industrien, mit Handelsunternehmungen, mit allem. Niemand hat Geld. *En keßef* ist der Refrain aller Gespräche, die Antwort auf alle Fragen, das stehende Selbstgespräch, der letzte

Schluß, auf den alle noch so gelehrten Untersuchungen immer wieder hinauslaufen.
Niemand hat Geld, aber *jedermann hat Kredit*. Mein Freund in Talpioth erzählte mir, wie sich sein Nachbar, ein Lehrer, ein hübsches Einfamilienhaus bauen konnte: Er bekam einen Brief von seinem in Amerika lebenden Schwager (New York, Bronx), worin dieser ihm schrieb, er sende ihm demnächst ganz bestimmt ein Pfund Sterling. Auf Grund dieses Briefes erhielt der Lehrer von einem Bekannten fünf Pfund geliehen, daraufhin von einer Baugenossenschaft 25 Pfund, daraufhin von der Hypothekenbank 100 Pfund — und den Rest der Bausumme durfte er der Bauunternehmung schuldig bleiben. Dieselbe Geschichte erzählten mir noch viele Bekannte in Talpioth, Beth Hakerem, Tel Aviv und Haifa, immer von ihren Nachbarn. Buchstäblich wahr ist sie sicher nicht, aber etwas Wahres ist daran. Immer wieder mußten sich die Lehrer in Palästina beschweren, daß man ihnen monatelang ihre Gehälter schuldig bleibe (weil der Keren Hajessod zu geringe Geldeingänge hatte) — aber inzwischen bauten sie sich Häuser. Das Kreditsystem in Palästina ist ungeheuer verzweigt und kompliziert — jeder ist jedem Geld schuldig. Dabei gibt es fast keine Bankkredite: dafür sind

in der überwältigenden Mehrheit der Fälle die Sicherheiten zu gering. Aber private Kredite gibt es in zahllosen Formen und Fällen und in jeder Höhe, von einem Piaster angefangen. Und die Moral der Schuldner ist hervorragend. Da nicht nur das ganze geschäftliche Leben, sondern auch fast das ganze Privatleben von dieser Leichtigkeit, Kredit ohne besondere Sicherstellungen zu erhalten, abhängig ist, zahlt jedermann seine Schulden — schwer, langsam, aber doch, selbst wenn er buchstäblich hungern muß.

Es gibt in Palästina, sagte mir ein kluger Mann in Tel Aviv, dreierlei Geld: erstens das richtige Regierungsgeld, eine sehr schöne und vollwertige Münzgattung, Silberstücke von gediegenem Gepräge, seit fast zweitausend Jahren wieder das erste Geld, das (neben englischer und arabischer) eine hebräische Inschrift zeigt; zweitens *Wechsel* der Hanhala, des Keren Hajessod und des Keren Kajemeth, mit denen diese nationalen Institutionen den Siedlungen ihren Takziv (das Budget) und den Arabern den Boden, die Empfänger wieder ihre Lieferanten bezahlen, Wechsel mit erstaunlich weiter und hemmungsfreier Zirkulation; und schließlich drittens: *kein* Geld. Das letztere ist am reichlichsten vorhanden.

Ein paar Ziffern

Der Aufbau eines Landes ist kein Geschäft, für ihn gelten ganz andere Maßstäbe als für privatwirtschaftliche Unternehmungen. Es ist nicht so einfach, Rentabilität oder Unrentabilität widerspruchsfrei zu errechnen. Die Kunst des Buchhalters, eine Bilanz aufzustellen, genügt hier keineswegs. Es scheint mir ein großer Irrtum der Führer der Sowjetwirtschaft zu sein, daß sie glauben, die *Richtigkeit* ihrer Politik durch *Ziffern* nachweisen zu können. Ich will auf einen Passus in der kleinen *Kolonialgeschichte* Dietrich Schäfers in der Sammlung Göschen hinweisen, wo es heißt (Bd. I., S. 90): „Im Jahre 1770 ward die (1719 mit einem Kapital von 112 Millionen Frank begründete) Französisch-Ostindische Kompanie aufgehoben. Man berechnete ihre Aktiva auf 264, ihre Passiva auf 248, den während der 50 Jahre ihres Bestehens erlittenen Verlust auf 169 Millionen, *keineswegs ein Ergebnis, das jede Hoffnung abschnitt.* Die niederländische wie die englische Kompanie haben sich lange in ähnlicher Geschäftslage befunden. Für die erstere wurde der Verlust im letzten Jahrhundert ihres Bestehens auf über 100 Millionen Gulden berechnet.“ Die französische

Gesellschaft also, die mit 112 Millionen nominellen Aktienkapitals begründet worden war, viele Millionen nachgeschossen hatte und nach 50 Jahren ein Reinvermögen von 16 Millionen besaß, befand sich nach Ansicht eines Fachmannes keineswegs in verzweifelter Lage; tatsächlich hat sie, obgleich ihre wichtigsten Positionen an die Engländer verloren gingen, doch das französisch-indische Kolonialreich geschaffen, mit 800.000 Quadratkilometern und 17 Millionen Einwohnern. Das muß uns vorsichtig machen, wenn wir Kolonisationsprobleme betrachten und Siedlungsunternehmungen kritisieren wollen.

Die palästinensische *Handelsbilanz* ist stark passiv, was auch nur natürlich ist. Das Land importiert alle Brennstoffe, Bauholz und immer noch fast alle Industrieprodukte; die Einfuhr von Lebensmitteln, Getränken und Tabak nimmt nur zirka 25 Prozent des gesamten Imports ein, die an Halb- und Ganzfabrikaten aber rund 55 Prozent. Die Hauptexportartikel sind landwirtschaftliche Erzeugnisse, vor allem Orangen; unter den Industrieartikeln steht Seife an der Spitze, dann folgen Zement, Wirkwaren und Erzeugnisse der Hausindustrie. Den Außenhandel Palästinas illustrieren folgende Ziffern:

	Einfuhr	Ausfuhr	Defizit der Handelsbilanz
	in Millionen palästin. Pfund		
Jahresdurchschnitt 1920–1925	6·0	1·9	4·1
Jahresdurchschnitt 1926–1930	6·8	2·1	4·7
1931	6·1	2·2	3·9
1932	8·1	4·3	3·8

Das Defizit der Zahlungsbilanz (die gewaltige Summe von 56 Millionen Pfund in 13 Jahren) wird durch einen andauernden bedeutenden Kapitalimport gedeckt. Die zahlreichen philantropischen Institutionen, Klöster, Hospitäler, Schulen, wissenschaftlichen Anstalten und religiösen Einrichtungen jeder Art erhalten einen großen Teil ihrer Mittel vom Auslande. Dies und der nicht unbedeutende Touristenverkehr decken einen Teil des Defizits, Investierungen in landwirtschaftlichen, industriellen und kommerziellen Unternehmungen den weitaus größeren Teil. In dieser Beziehung spielt natürlich das jüdische Aufbauwerk die entscheidende Rolle. Ein sehr vorsichtiger Autor, Arlosoroff, schätzt die eigentliche Kapitalinvestition der Juden in den zehn Jahren 1921 bis 1930 auf 18 Millionen Pfund, davon fünf Millionen in

Bauten, vier Millionen in Industrie und Handwerk, vier Millionen in Boden und fünf Millionen in den landwirtschaftlichen Betrieben in nationaler und privater Hand. Andere Schätzungen gehen über diese doch auch schon sehr bemerkenswerten Beträge noch weit hinaus, und die beiden letzten Jahre haben eine sprunghafte Steigerung jüdischer Kapitalinvestition in Palästina gebracht.

Der *Haushalt der Landesverwaltung* zeigt eine für europäische Finanzminister beneidenswerte Stabilität. Die gesamten Einnahmen wie die gesamten Ausgaben zeigen jährlich Ziffern von rund je zwei Millionen Pfund. Die Einnahmen gaben im Laufe von zwölf Jahren einen kleinen Überschuß, etwa 730.000 Pfund. Der Überschuß ist jetzt in stärkerem Ansteigen. Unter den Einnahmen des Jahres 1931, des letzten, für welches bisher ein amtlicher Bericht vorliegt, in der Höhe von 2·3 Millionen Pfund war die größte Post, etwa 900.000 Pfund, *Zölle*, dann 600.000 Pfund Steuern und Akzisen, 250.000 Pfund Gerichts- und Verwaltungsgebühren, 210.000 Pfund Einnahmen der Postverwaltung. Unter den Ausgaben des gleichen Jahres im Gesamtwert von 2·4 Millionen Pfund rangieren an erster Stelle die für die *öffentliche Sicherheit* mit

770.000 Pfund, während öffentliche Arbeiten nur mit 330.000, das Erziehungswesen mit 150.000, das Gesundheitswesen mit 100.000 Pfund, das Landwirtschafts- und Forstdepartement mit 80.000 Pfund dotiert wurden. Einen Betrag von 120.000 Pfund erforderte auch die öffentliche Schuld (der übernommene Teil der alten türkischen Staatsschuld und die 1926, hauptsächlich für den Hafenbau in Haifa, unter Bürgschaft Großbritanniens aufgenommene fünfprozentige Anleihe von 4·5 Millionen Pfund).

Die Regierung hat im Oktober 1922 und im November 1931 *Volkszählungen* vorgenommen. Es besteht Grund für die Annahme, daß die Zahl der Juden höher ist als die offizielle Ziffer, da sich nicht wenige Juden, die illegal eingewandert waren, der Zählung entzogen und eine, allerdings nicht sehr zahlreiche Gruppe, die Revisionisten, aus politischen Gründen die zweite Zählung boykottierten; dagegen ist die Zahl der Nichtjuden vermutlich in Wirklichkeit geringer, da ein erheblicher Teil der arabischen Bevölkerung, die Beduinen, nicht gezählt, sondern nur geschätzt wurde, und zwar zu hoch. Trotzdem sind die folgenden Zahlen, die die Zählungsergebnisse vergleichen, sehr lehrreich:

		1922	1931
Gesamtbevölkerung . . .		757.000	1,035.000
Darunter Juden	Köpfe . .	84.000	175.000
	Prozent . .	11	17

	Einwohner		Darunter Juden	
	1922	1931	1922	1931
Jerusalem .	63.000	90.000	34.000	51.000
Jaffa . . .	32.000	51.000	5.000	7.000
Tel Aviv .	15.000	46.000	15.000	46.000
Haifa . . .	25.000	50.000	6.000	16.000

Insgesamt machten 1931 die Juden mit 129.000 Seelen 33 Prozent der Gesamtbevölkerung in allen palästinensischen *Städten* aus, während sie 1922 mit 69.000 Seelen nur 26 Prozent bildeten. Noch viel stärker als in den Städten war aber das absolute und relative Anwachsen der Juden *auf dem Lande*. Ihre Zahl stieg hier von 15.000 im Jahre 1922 auf 46.000 im Jahre 1931, also auf mehr als das Dreifache. Dementsprechend vergrößerte sich ihr Anteil an der dörflichen Bevölkerung von drei auf sieben Prozent. Von je 100 Juden wohnten



Bild 35

Pistazie auf einem arabischen Friedhof



Bild 36 Das erste, von Arabern übernommene Wohnhaus aus der Gründungszeit von Dagania, 1909

Bild 37
Eines der Wohnhäuser von Dagania, 1932

1922 nur 18·1 in Dörfern, 1931 dagegen 26·5. Mehr als ein Viertel aller palästinensischen Juden lebt jetzt auf dem Lande und ernährt sich direkt oder indirekt von der Landwirtschaft.
Diese rasche Entwicklung ist natürlich in erster Linie auf die *Einwanderung* zurückzuführen. Die jüdische Wanderung zeigt folgende ziffernmäßige Entwicklung:

	Einwanderung	Auswanderung	Nettoüberschuß
1921.	9.000	—	9.000
1922.	8.000	1.500	6.500
1923.	7.000	3.500	3.500
1924.	13.000	2.000	11.000
1925.	34.000	2.000	32.000
1926.	13.000	7.500	5.500
1927.	3.000	5.000	— 2.000
1928.	2.000	2.000	—
1929.	5.000	1.500	3.500
1930.	5.000	1.500	3.500
1931.	6.000	1.500	4.500
1932.	11.000	—	11.000
Insgesamt in zwölf Jahren.	116.000	28.000	87.000

Das Jahr 1925 zeigt den bisher erreichten Gipfel der Einwanderung, mit dem starken Zuzug mittel-

ständischer Elemente, hauptsächlich aus Polen. Ihm folgte ein starker Rückschlag, ein fast völliges Einschrumpfen der Einwanderung und eine starke Rückwanderungswelle. Die beiden letzten Jahre zeigen wiederum ein stetiges Anwachsen der Einwanderung. Für das Jahr 1933 ist mit einer Einwanderung von 20.000 Juden zu rechnen.

Von den 96.000 Einwanderern der zehn Jahre 1922 bis 1931 waren 43.000 aus Polen, 17.000 aus Rußland, 6000 aus Rumänien, 4000 aus Litauen, 2500 aus Deutschland und ebenso viele aus den Vereinigten Staaten gekommen.

(Einen Teil der statistischen Angaben entnehme ich dem sehr nützlichen Buche von Alfred Bonne, *Palästina*, Land und Wirtschaft, Leipzig 1932.)

Die Eroberung der Arbeit

Lange Zeit sahen wir *modernen* Zionisten voll hochmütiger Verachtung auf die *Rothschild-Kolonien* herab, jene in den achtziger und neunziger Jahren von den russischen Choveve Zion gegründeten Kolonien, die bald danach in eine schwere Krise gerieten und nur dadurch gerettet wurden, daß Baron Edmond Rothschild sie in seine Verwaltung und Regie übernahm. Wir verachteten sie, weil wir überhaupt von den Choveve Zion

nichts hielten, weil wir gänzlich verkannten, daß es sich hier um eine echte nationale Bewegung handelte, ohne die der politische Zionismus gar nicht möglich gewesen wäre; und weil wir wußten, daß sich in dieser von dem Geldgeber administrierten Kolonisation die üblen Begleiterscheinungen der Unselbständigkeit der Siedler, die zu Objekten der Kolonisation wurden, und der übermäßigen Machtbefugnis der Administrationsbeamten mit all ihren Versuchungen geltend machen mußten und auch geltend machten. Und wir wußten noch eins: diese Kolonisten waren nur zum Teil Bauern und Selbstarbeiter und verwendeten fast ausschließlich Araber in ihren Pflanzungen.

Die Rothschildsche Administration ist aus den älteren Kolonien inzwischen fast restlos verschwunden, sie sind ebenso unabhängig geworden wie die *zionistischen* Siedlungen, unabhängiger als jene neuen Wirtschaften, die noch auf Geldzuschüsse der nationalen Fonds, vor allem des Keren Hajessod, angewiesen sind (obzwar dieses schwierige Problem, eines der heikelsten des ganzen Palästinaaufbaues: Selbständigkeit der Siedler bei weitgehender finanzieller Kontrolle, geradezu verblüffend gut gelöst ist, so gut, daß die meisten Beobachter sein Vorhandensein gar nicht bemer-

ken). Auch die Chibath Zion-Bewegung wird heute in einem Großteil der zionistischen Öffentlichkeit wohl schon gerechter eingeschätzt. Aber die Fremdheit, ja Abneigung gegenüber den alten Kolonien ist nur zum Teil geschwunden, und daran ist das Problem der arabischen oder jüdischen Lohnarbeit schuld.

Eine der ältesten Forderungen seit dem Beginn einer Arbeitereinwanderung, also seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts, lautet: *Kibbusch avoda,* Eroberung der Arbeit, nämlich der Lohnarbeit in den alten Kolonien. Die Schwierigkeit ihrer Erfüllung beruht natürlich in weitaus erster Linie auf ökonomischen Momenten. Gewiß gibt es auch viele Kolonisten vom alten Schlag, denen die jüdischen Arbeiter mit ihrem recht weitgehenden Selbstbewußtsein, ihrer energischen Betonung ihrer Rechte und Forderungen, kurz gesagt, mit ihrem Klassenbewußtsein und ihrer straffen Organisation, unbequem sind; manche gibt es auch, die politische Motive vorschieben, die Erwägung, daß Ausschließung arabischer Arbeit zu einem Boykott der arabischen Mehrheit gegen die jüdische Minderheit führen würde; aber ich halte diese politische Begründung wenn nicht überhaupt bloß für einen Vorwand, so doch für nachträgliche Selbst-

rechtfertigung, und jener *Unbequemlichkeit* des jüdischen Arbeiters stehen so große positive Momente gegenüber, daß alles längst ganz anders wäre, wenn eben nicht die ökonomische Ursache wirkte, die sich ganz einfach in der Feststellung ausdrückt, daß der arabische landwirtschaftliche Arbeiter einen Taglohn von zehn bis zwölf Piastern erhält, der jüdische aber einen solchen von achtzehn bis zwanzig Piastern. Ein Orangenpflanzer, der jüdische Arbeiter beschäftigt, muß sich mit einer gewissen Schmälerung seines Reingewinnes abfinden.

Seit langem geht daher die Arbeit der nationalen Organisationen auf zwei Ziele hin: einerseits sollen die Produktionskosten durch rationellere Methoden bei der Anlage der Pflanzung und ihrer Pflege, vor allem aber bei der Sortierung, Packung und Verschiffung der Frucht herabgedrückt und die Bruttoerträge gesteigert werden, so daß der Anteil der Arbeitslöhne an der ganzen Kalkulation stark verringert wird; andrerseits soll der jüdische Arbeiter zum Wettbewerb mit dem arabischen befähigt werden. Was gestattet denn diesem Araber, sich mit so niedrigem Lohn zufriedenzugeben? Zunächst, sagt man immer, natürlich sein kultureller Tiefstand, seine Bedürfnislosigkeit. Du

wirst aber gegenüber dieser so stereotypen Behauptung der Primitivität und Bedürfnislosigkeit skeptisch, wenn du siehst, was für hübsche, oft stattliche Häuser sich die Araber der den jüdischen Pflanzungskolonien benachbarten Dörfer gebaut haben (also offenbar doch aus Ersparnissen von diesen auf Bedürfnislosigkeit zugeschnittenen Löhnen) und wie komfortabel sie dort leben. Andrerseits ist es manchmal ganz erschreckend, wie primitiv jüdische Arbeiter (mit ihrem, höheren Bedürfnissen angepaßten Lohn) zu leben gezwungen sind. Die Hauptursache muß also anderswo liegen. Sie ist einfach: der Araber ist *nicht ausschließlich* Lohnarbeiter, er hat in seinem Dorfe ein Stückchen Boden, ein Haus, eine Kuh oder ein paar Schafe; er baut selbst Orangen oder Gemüse, macht sich die schwerste Arbeit selber und läßt den Rest von seiner Frau und den Kindern besorgen, während er, in den Monaten der Arbeitssaison, in der benachbarten jüdischen Kolonie im Taglohn arbeitet.

Erst verhältnismäßig spät haben die Juden diese Tatsachen richtig würdigen gelernt. Vor acht Jahren gab es erste Anfänge einer systematischen Aktivität in dieser Richtung. In Rechoboth sah ich, neben der alten Kolonie, eine ganze Siedlung,

wo in kleinen Häuschen mit Gärtchen und Stall jemenitische Arbeiter hausten; außerhalb von Petach Tikva hatten sich auch schon einzelne ostjüdische Arbeitergruppen festgesetzt, die ihre eigene *Hilfswirtschaft* betrieben und daneben in den Orangengärten der alten Siedler im Taglohn arbeiteten. Heute ist die Entwicklung weit gediehen und hat dem Bilde aller alten Kolonien einen ganz entscheidenden Zug hinzugefügt. Chedera, Petach Tikva, Rischon, Neß Ziona, Rechoboth — all diese alten Pflanzerdörfer sind jetzt dicht umgeben von einem Kranz neuer Arbeitersiedlungen. Es sind zum Teil ganz ausgebildete Kvuzoth, die in den letzten Jahren vom Keren Esra (Emergency Fund), dem nach den Unruhen 1929 gesammelten Hilfsfonds, und zum Teil auch vom Keren Hajessod (aus Sondersammlungen) stattliche Gemeinschaftsbauten erhalten haben; diese sehr modernen Zentralgebäude stehen meist auf landschaftlich hervorragenden Punkten und sehen wie Forts aus, die die ganze Gegend beherrschen, wie etwa die schönen Häuser von Kvuzath Schiller und Givath Brenner bei Rechoboth; oder es sind vorstadtartig angelegte Straßenviertel, sogenannte Schechunoth, mit oft hunderten kleiner — manchmal allzu kleiner — Häuschen, immer

mit Garten und Stall, gewöhnlich von den halb privaten, halb gemeinnützigen englisch- und amerikanisch-jüdischen Bank- und Kreditinstituten errichtet und einzelnen Arbeiterfamilien zu langjähriger Abzahlung übergeben. So sind die alten, früher oft für national wertlos gehaltenen *Rothschild-Kolonien* wieder zu Zentren reger Bautätigkeit und wirtschaftlicher Expansion geworden; und mit den jüdischen Arbeitern, die jetzt in immer stärkerem Maße, wenn auch natürlich noch unter vielfachen Kämpfen, in diese alten Kolonien eindringen, kommt auch in die ältere, ansässige Siedlerschaft ein neuer, frischer Geist, es knüpfen sich stärkere Fäden zwischen ihnen und dem neuen, revolutionären Element der Kvuzoth und Moschavim, und das ist natürlich für beide gut. Ein solches Fest wie die fünfzigjährige Bestandfeier von Rischon Lezion, die man diesen Sommer beging, ist heute, dank den eben erwähnten Tatsachen, ein Fest des ganzen Jischuv, des ganzen jungen jüdischen Palästina, und die Kluft des Nichtverstehens, die sich allmählich zwischen den Chaluzim der achtziger und neunziger Jahre — sie waren doch damals wirkliche Chaluzim, Pioniere, im besten Sinne des Wortes, und ohne ihre Arbeit und ihre opferbereiten Versuche wären die

Erfolge unserer Nachkriegsarbeit kaum denkbar gewesen — die Kluft, die sich zwischen diesen Chaluzim der Vergangenheit und den Chaluzim von heute aufgetan hatte, ist allmählich im Verschwinden.

Die Fahrt nach Petach Tikva

Ich war schon 1924 von Tel Aviv nach Petach Tikva gefahren. Es sind sind etwa 15 Kilometer; das wackere, kleine Auto Issars brauchte damals auf dem schrecklichen, holperigen Karrenweg gut vierzig Minuten. Und diese Fahrt war eine der unerquicklichsten im Land; kaum hatte man Tel Aviv und die dicht umgrünte, aber irgendwie philiströse, langweilige deutsche Templerkolonie *Sarona* im Rücken, führte der Weg durch öde Halbsteppe; brachliegender Boden wechselte mit primitiv bebauten arabischen Durrafeldern, auf denen, wie ein Reisegefährte scherzhaft übertreibend sagte, nur jeden halben Kilometer eine Pflanze wuchs. Mitten in der trostlosen Öde begann man ein paar Häuschen der jüdischen Mittelstandssiedlung *Bne Brak* zu bauen; nicht weit davon lag die *Napoleonschanze*, ein nackter, regelmäßiger Hügel, die einzige Abwechslung in der langweiligen Gegend, angeblich der Standplatz

Napoleons bei der Belagerung Jaffas (es gibt überall Napoleonhügel, wie es überall Alexanderberge, -flüsse, -städte gibt). Ich war sehr glücklich, als die ersten dichten Pflanzungen von Petach Tikva auftauchten und uns von Staub und Trauer erlösten.

„Und aber nach acht Jahren bin ich desselbigen Weges gefahren.“ Genau gesprochen, war es nicht derselbige Weg, sondern eine prachtvolle asphaltierte Chaussee, auf der unser Wagen dahinflitzte und in zehn Minuten nach Petach Tikva kam. Aber eine wie veränderte Landschaft durchzieht diese Chaussee! Man kommt aus den Ansiedlungen gar nicht heraus. Tel Aviv hat sich gewaltig gestreckt, umfaßt heute Sarona von drei Seiten und wird es demnächst völlig verschlucken. Dann kommt eine vorstädtische Arbeiter- und Kleinbürgersiedlung, *Schechunath Borochov,* von der Hypothekenbank des Keren Hajessod finanziert, noch mit einigen leeren Flecken zwischen Häusern und Gärten, und mit einer gut entwickelten *Arbeiterinnenwirtschaft,* wo eine Gruppe von Mädchen Haus- und Landwirtschaft lernt, eine von den vielen gleicher Art, die es jetzt gibt und die vor allem für die so wichtige Verbesserung der Lebenshaltung in den Gemeinschaftssiedlungen

verantwortlich sind. Kaum haben wir Schechunath Borochov verlassen, kommen wir zu den Häuschen von *Ramath Gan*, von denen eine Gruppe auch die Napoleonschanze erklettert. Ramath Gan zeigt, wie selten ein Beispiel, den Werdegang solch einer Siedlung. Die jüngsten Ankömmlinge hausen im Zelt; die etwas älteren haben sich schon eine Hütte aus Brettern und Balken errichtet und die *Alteingesessenen*, die vier oder fünf Jahre hier sind, wohnen bereits in schmucken, definitiven Häuschen. Du siehst sogar einzelne Anwesen, wo der Besitzer sein definitives Häuschen schon wieder zu einem Stall- und Wirtschaftsgebäude degradiert und sich ein neues Wohnhaus errichtet, das seinen inzwischen gewachsenen Ansprüchen genügt.
Hinter Ramath Gan kommt Bne Brak, eine ausgedehnte Siedlung vom Charakter eines Wohnviertels an der Peripherie einer Großstadt. Hier gibt es eine gut entwickelte Haus- und Kleinindustrie; es ist das gegebene Zentrum für die sich entwickelnde Obstverwertungsindustrie, die Erzeugung von Fruchtsäften, Marmeladen, Kanditen; die hier erst 1931 errichtete Fabrik *Assis* stellt Orangen- und Zitronensaft so vorzüglicher Art her, daß er sich im Sturm den Markt Palästinas, aber auch der Nachbarländer erobert. Und

von hier haben wir nur noch drei Kilometer nach Petach Tikva.

Aber nicht daß der Weg so umsiedelt ist, macht den stärksten Eindruck, sondern wie die Strecken *zwischen* den Siedlungen aussehen. Du fährst von Tel Aviv bis Petach Tikva durch einen einzigen Garten. Orangengärten rechts, Orangengärten links, wohlgeordnete Reihen dunkel belaubter Bäume, umzäunt, von Wegen durchschnitten, mit Pumpenhäusern, Wachthütten, Wohnpavillons, gelegentlich auch einer luxuriösen Villa. Manche Gärten sind noch jung, mit kleinen Bäumchen; manche sind reif, in vollem Ertrag; die ältesten sind sieben Jahre alt.

Und was du auf der Fahrt nach Petach Tikva gesehen hast, siehst du immer wieder, wenn du von Petach Tikva weiter in den Südteil der Ebene Scharon hinausfährst. Hier ist fast nichts sieben Jahre alt; die große Entwicklung, der märchenhafte Aufschwung des Scharon datiert erst seit etwa drei Jahren; daher ist der Anblick noch nicht so reich, die Gärten nicht dicht, die Bäumchen noch klein, aber die ganze Ebene, von Tel Aviv bis Chedera 45 Kilometer lang und vom Meer bis an die Bahnstrecke nahezu 15 Kilometer breit, verwandelt sich allmählich in einen einzigen Gar-

ten. Um die älteren Anlagen, Petach Tikva, Kfar Malal, Kfar Saba, hat sich eine große Anzahl neuer Siedlungen gruppiert, En Ganim, Kirjath Schaul, Ramatajim, Magdiel, Raanana, Herzlia, Gan Rachel, Gan Chaim, Kalmania, Menora, Tel Mond; dann folgt eine Lücke, sieben oder acht Kilometer breit, wo zwar schon Bodenkomplexe angekauft, aber noch keine Siedlungen angelegt sind, und jenseits der Lücke stellt Nathania die Verbindung zum Vadi Chavarith und den ausgedehnten Pflanzungen von Chedera, Nachliel, Chefzibah, Gan Schmuel her; nördlich von diesen schließt sich wieder ein gewaltiger Block an, dessen Hauptteil der P. I. C. A. gehört und wo nebst den alten Siedlungen Kerkur, Givath Ada, Sichron Jakob, Schfeja und Bath Schlomo eine Anzahl neuerer und neuester angelegt sind, Benjamina, Pardessana, Vadi Ara und andere. Als Gegenstück zum Emek Jesreel, wo du heute schon 60 Kilometer weit über jüdischen Boden, von Siedlung zu Siedlung gehen kannst, entsteht hier ein jüdischer Emek Scharon, ein ebenfalls 60 Kilometer langes geschlossenes Siedlungsgebiet.

Aber der Charakter des Scharon ist von jenem des Emek völlig verschieden. Der Emek ist ein Getreidegebiet, wo unsere Siedlungen auf der Grund-

lage der *gemischten Wirtschaft* arbeiten: Getreide, Gemüse, Milch- und Geflügelwirtschaft; die einheitliche Note des Scharon ist die Pflanzungswirtschaft, im besonderen der Orangenbau.

Die Orange, und zwar die besonders wertvolle palästinensische Sorte, die sogenannte *Jaffaorange*, gedeiht auf dem leichten, sandigen Boden dieser Küstenebene ausgezeichnet, unter ausgiebiger Bewässerung. Wasser ist überall reichlich vorhanden. Die Pflanzung braucht sechs Jahre, und wo man zweijährige Setzlinge pflanzt, vier Jahre bis zum vollen Ertrag; dann bringt sie bisher jährlich mindestens 15 Prozent der Gesamtkosten als Reinertrag.

Auf all diesen Böden lebten bisher nur Beduinen. Die Fellachen mit ihrer primitiven Landwirtschaft wußten mit diesen Sandhügeln nichts anzufangen, sie überließen sie halbnomadischen Beduinentrupps, die hier ihre Herden von Büffeln, Rindern, Schafen und Kamelen weideten. Beim Ankauf der Ländereien durch Juden entstanden häufig Konflikte mit diesen Beduinen. Es ist recht merkwürdig: Fellachen, arabische Bauern, die etwa im Emek durch Verkauf ihrer Böden freigesetzt wurden, erhoben keine Klage; sie fanden anderswo Beschäftigung, die Landwirtschaft von ganz Pa-

lästina intensiviert sich durch die jüdische Aufbauarbeit, man braucht überall Hände, und selbst der Übergang von der Landwirtschaft zu städtischer Lohnarbeit fiel diesen Fellachen nicht schwer, besonders mit Hilfe der von den Käufern in jedem Falle bezahlten Geldentschädigung auch für den Pächter (abgesehen von der Zahlung der Kaufsumme an den Bodeneigentümer). So erklärt es sich, daß die Regierung nur wenige hundert arabischer Fellachenfamilien als durch jüdische Bodenkäufe depossediert anerkennen konnte (obgleich es ihr aus politischen Gründen gepaßt hätte, weit mehr anzuerkennen). Andrerseits machen gerade Beduinen die größten Schwierigkeiten, wenn Böden, die gar nicht ihnen gehören, aber seit undenklichen Zeiten von ihnen genutzt werden, in ständige Arbeit genommen werden sollen. Der Lebensraum des Beduinen, des viehzüchtenden Nomaden, wird in der heutigen Welt überall, nicht nur in Palästina, sondern ebensosehr in Ägypten, Libyen, Tunis, Algerien, Marokko, Syrien und Mesopotamien zusehends enger; hier handelt es sich um eine primitive Wirtschaftsform, die *überall* rationelleren, modernen Formen Platz machen muß; die Menschen aber, die in ihr leben, können sich dem Leben des seßhaften Bauern nicht an-

passen und so bedeutet die Umwandlung ihrer Weidegründe in Pflanzungen ihre Verurteilung zur Rückkehr in die Wüste mit ihrer Not und Gefahr. Die Regierung will die Interessen dieser Beduinen schützen, und daher bedeutet Bodenkauf hier zunächst fast jedesmal Kämpfe und Prozesse; letzten Endes werden aber die Beduinen, die den Boden in extensiver Weise nutzen, von denen wenige hundert Familien auf diesem weiten Gebiet leben, weichen müssen den Siedlern, die jeden Fußbreit ausnützen, deren bald zehntausende hier wohnen werden.

Es ist wichtig festzustellen, daß diese stürmische Bewegung zur Bepflanzung des Scharon durchaus auf *Privatinitiative* beruht, daß es nicht die Zionistische Organisation und die Jewish Agency mit ihren Finanzinstrumenten, dem Keren Kayemeth, dem Bodenfonds, und dem Keren Hajessod, dem Kolonisationsfonds, waren, die diese Kolonisation unternommen haben und durchführen, sondern daß die Siedler alles auf *eigene Rechnung und Gefahr* tun. Es gibt hier infolgedessen auch ein gewisses Maß von Spekulation mit ihren unliebsamen Begleiterscheinungen. Die Siedler verstehen aber genau, daß ihre Leistung die Existenz einer starken jüdischen Arbeiterschaft, die eben durch die



Bild 38

Haus einer jüdischen Arbeiterfamilie
in der Siedlung Neß Ziona

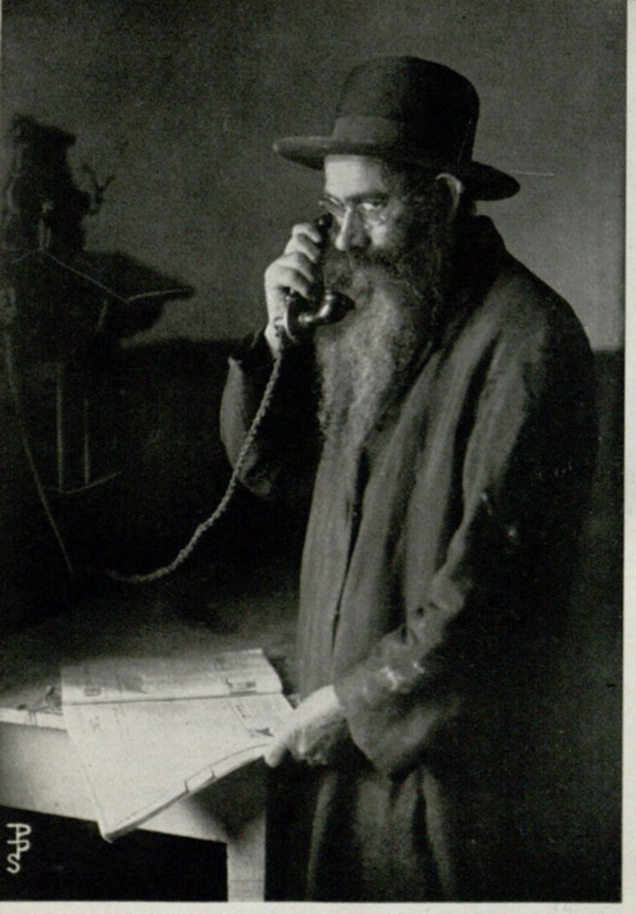


Bild 39

Die Telephonzentrale
des Städtchens Merom, Galiläa



Bild 40

Kindergarten der Siedlung Tel Adaschim

[Im Hintergrund die Bergkuppe des Tabor]



Bild 41

Tel Aviv wächst

(Chaluzoth beim Straßenbau im Dünensand)

sogenannte *nationale* Kolonisation geschaffen wurde, zur Voraussetzung hatte. Auch sind die meisten Siedlungen doch in irgendeiner Form von den nationalen Fonds gefördert worden. Als ich mit Zuchowicki, dem Gründer und Leiter von Magdiel, wohl der schönsten der Scharon-Siedlungen, sprach, war das erste, was er betonte, daß zwar Magdiel ganz auf eigener Initiative und Kraft der Siedler beruhe, daß das Dorf aber seine schwere Anfangsepoche nicht hätte überwinden können, ohne eine von den bankmäßigen Sicherungen und Bindungen freie Anleihe des Keren Hajessod. Alle künstlichen Scheidungen und von mancher Seite geflissentlich betonten Gegensätze sind Schein; auch den Scharon baut eine Generation echter Chaluzim, die die Hilfe der Nation brauchen — und verdienen.

Self-supporting

Es ist ganz einerlei, in welcher Sprache man das Ziel bezeichnet; man muß es nur fest im Auge haben. Die meisten der für die Arbeit in Palästina verantwortlichen Männer würden es *politisch* formulieren: ein unabhängiges Gemeinwesen, frei von äußerer und innerer Unterdrückung, auch frei von

noch so wohlwollender Bevormundung, sozial gesund. Mein teurer Freund Hugo Bergmann faßt es ganz anders, wenn er aus dem Arbeitszimmer seiner Bibliothek heraus die Welt ansieht: er will eine auf die jahrtausendelange Tradition jüdischer Kultur und auf die neubelebte hebräische Sprache gebaute, zu echter schöpferischer Leistung befähigte Gemeinschaft: für ihn ist es der *Geist*, der sich den Körper baut. Im Leben Palästinas begegnet man häufiger und häufiger einer dritten Form der Zielsetzung; ich hörte von Einwanderern, alten Chaluzim in Dagania, von akklimatisierten Kolonisten in Chedera, von einem jungen Großkaufmann in Haifa, von Glikin in Migdal, von Alten und Jungen: Politik, Kultur, das sind Ergebnisse, sekundäre Erscheinungen; das Primäre ist die *Wirtschaft*. Das muß das Ziel sein: eine wirtschaftlich selbständige, sich selbst durch ihre eigene Arbeit erhaltende, in der Urproduktion verwurzelte Wirtschaftsgemeinschaft. *Self-supporting* — das ist das Zauberwort, der Schlüssel zu verborgenen Schätzen, die blaue Blume, der alles nachstrebt. Ich schreibe nicht, um zu kritisieren, sondern um Eindrücke aufzuzeichnen; aber es scheint mir, als bedeute jede der drei Formulierungen letzten Endes dasselbe und als sei die Hervor-

kehrung der wirtschaftlichen Aspekte ein bißchen Modesache.

Dabei wird in Palästina das *Self-supporting* oft mißverstanden und so aufgefaßt, als bedeute es wirtschaftliche Autarkie, Unabhängigkeit vom Ausland, dem oft auch die nichtjüdische Wirtschaft im Lande selbst zugerechnet wird. Nun ist Autarkie sicher kein Ideal und als Schlagwort nur unter der Nachwirkung des Krieges zu verstehen. Palästina wird nie von der Welt abgeschnitten sein, und wäre es denkbar, so wäre diese sehr entfernte Drohung kein Anlaß, die ganze Wirtschaft danach einzurichten. Aber man kann schließlich die Tendenz zur Autarkie auch aus der allgemeinen, nationalen Einstellung der Menschen verstehen. Dazu kommt noch eins: es bedrückt notwendigerweise die Siedler, daß ein großer Teil der wertvollsten Produkte jüdischer Landwirtschaft in Palästina von stark schwankenden Marktkonjunkturen abhängig ist. Das wurde mir an einem heißen Nachmittag während meines ersten Besuches (1924) in Kinereth klar. Der Führer der hier siedelnden, meist aus Litauern bestehenden Arbeitergruppe erläuterte mir die Absichten seiner Chaverim und ich war sehr erstaunt zu hören, daß sie Pflanzungen auflassen

und mehr *Falcha* (Getreide) bauen wollten. Ich sah auf die Orangen- und Mandelpflanzungen, den prachtvoll üppigen Bananenhain und die frischen Gemüsebeete, die nach Angabe desselben Führers schon in diesem Jahre geradezu fabelhafte Erträge geliefert hatten, ich fühlte die tropische Hitze dieser Seeniederung, die wie ein natürliches Treibhaus wirkt (200 Meter unter dem Meeresspiegel), und ich verstand nicht, wie man an Stelle hochwertiger Pflanzungsprodukte Getreide bauen könne. Ben Zion sagte: „Alle die Mandeln, Orangen, Bananen, Frühgemüse tragen sehr viel, *wenn* man sie verkaufen kann — aber es gibt Jahre, wo sie unverwertbar sind. Getreide dagegen muß man haben. Wir müssen mindestens so viel Getreide bauen, als wir selbst verbrauchen. Wir müssen unabhängig sein von der Notwendigkeit, Brot zu kaufen, für Geld, das wir vielleicht nicht haben." Es schien mir damals, daß diese Anschauung nur für kurze Zeit Geltung habe, für solange nämlich, als der Markt in Palästina selbst klein und arm bliebe. Die geringe Einwanderung der vorhergehenden Jahre und das langsame Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung hatte die Menschen vorsichtig, furchtsam, vielleicht allzu vorsichtig und furchtsam gemacht. Allerdings ist es ein schweres

Hemmnis der palästinensischen Landwirtschaft, daß ihre besten Produkte, Orangen, Wein, Tabak, so großen Preisschwankungen von Jahr zu Jahr unterliegen; es kann geschehen, daß man einige Jahre ganz vergeblich arbeitet, und wenn dann das gute Jahr kommt, das alle Verluste vergütet, ist man vielleicht schon allzu tief ins Defizit geraten... Hier konnte und kann nichts helfen als ein rasches Wachsen des inländischen Marktes, der in guten Jahren nicht so rentabel ist wie der Weltmarkt, in schlechten aber auch nicht so verschlossen. Wachsen des inländischen Marktes aber heißt rasche, starke Einwanderung, Einwanderung auch bemittelter, wohlhabender Elemente. Nachdem ich dies erkannt und ausgesprochen hatte, blieb es fünf Jahre lang eine, gelegentlich widersprochene, Meinung. Die Entwicklung, die seit 1929 eingesetzt hat, hat sie voll bestätigt. Der Binnenmarkt Palästinas ist jetzt in rapider Entwicklung, und damit ist ein großer Teil der Bedenken gefallen, die sich an die Bevorzugung jener Kulturen knüpften, die zwar für Palästina die am besten geeigneten sind, aber weitgehend von Konjunkturen des Weltmarktes abhängen. Und Kinereth versteht jetzt, daß es recht tut, wenn es wieder Frühgemüse, Mandarinen, Grapefruit baut.

Was von der Landwirtschaft gilt, findet gleiche Anwendung auf die Industrie, ja noch schärfer und krasser. Industrien, die für den Weltmarkt arbeiten, haben auf lange hinaus recht wenig Aussichten in Palästina. Zur Weltindustrie gehört der gut organisierte Absatzmarkt wie zur gut eingerichteten Fabrik das ebenso leistungsfähige kommerzielle Büro. Und Absatzmärkte organisiert man nicht von heute auf morgen, sie sind das Werk von Generationen. Dagegen haben Industrien für den inländischen Absatz große Möglichkeiten, deren Ausnutzung keineswegs mehr bloße *Zukunftsmusik* ist. Baustoffe, Textilstoffe und Textilwaren, vor allem Strümpfe und andere Wirkwaren, Seife, Fruchtsäfte, Schokolade, Bonbons, Parfüms — das sind vorläufig die Haupterzeugnisse der jungen, aber hoffnungsvollen palästinensischen Industrie. Und was vielleicht das Erstaunlichste ist, diese Anfängerindustrie ist schon auf dem besten Wege, den Markt der übrigen Länder des Vorderen Orients zu erobern, Syrien, Ägypten, Irak und Persien. Wenn diese Entwicklung weitergeht, wofür alles spricht, wird Palästina in wenigen Jahren das Industriezentrum des Orients werden, einer in raschem Aufstieg begriffenen Ländergruppe.

Die Stunde mit Ben Zion unter dem Ölbaum von

Kinereth hat mich mehr gelehrt als das Studium dicker Bücher volkswirtschaftlicher Fachgrößen über die ökonomische Entwicklung Palästinas. Unser Beobachtungsmaterial ist so gering, die Zeit der neuen Ansiedlungsarbeit — seit 1920 — so kurz, daß alle Theorien ins Leere fallen. Durch Irrtümer und Fehlschläge, durch viele Windungen und Krümmungen eines engen und steinigen Weges geht die Fahrt dieses kleinen, klapprigen Wägelchens und der Stein, zehn Meter vor der Deichsel, ist dem Kutscher wichtiger als der Berg, den er fern am Horizont aufragen sieht. Zähigkeit, Unverdrossenheit sind die Tugenden, die hier vonnöten sind, Mut auch bei schwersten Bedingungen, Fähigkeit sich immer wieder anzupassen, immer wieder umzustellen, unbeugsamer Wille zum *Lernen.* Und so wird der Blick auf die armselige, in Sümpfen und über Karstbergen wachsende Wirtschaft des jüdischen Palästina zum Quell der Bewunderung für die nie voll zu würdigende, mit nichts in der Welt vergleichbare Lebenskraft dieses jungen Geschlechtes von Ostjuden, das alle Hindernisse als Selbstverständlichkeiten hinnimmt und — sie überwindet.

VIII. DER NEUE JUDE

Männer

Als ich von Tel Chai nach Metulla hinauffuhr, einen schmalen Gebirgsweg, hügelauf, hügelab, an steilen Bergwänden vorbei, jähe Felsabstürze entlang, überholte das kleine, unermüdliche Auto einen Reiter. Auf einem hellbraunen, sehnigen Pferde, im arabischen Sattel, der wie der Zaum über und über mit baumelnden bunten Quasten behängt ist, saß ein stämmiger, athletisch gebauter Mann von etwa 25 Jahren, bekleidet mit einem bis tief auf die Brust offenen Hemd, grober Zwilchhose und Sandalen. Sein Gesicht breit, voll und rotbraun, sein blondes Haar üppig gelockt, lang auf die Schulter fallend. Und die Augen von strahlendem Blau, lachend wie der Himmel von Obergaliläa. Es war der Schafhirt von Kfar Gileadi, der eben eine Botschaft nach Metulla brachte; ich sah ihn mittags dort und bald nachher wieder in Kfar Gileadi und gleich darauf in Tel Chai. Aus

welchem russischen Judenstädtchen ist er vor ein paar Jahren nach Erez Israel gekommen? Ich weiß es nicht, weiß nur, daß er seither ein Stück von Palästina geworden ist, zusammengewachsen mit diesen Bergen, diesen Felsabstürzen, diesen Gebirgsweiden, mit diesem Boden, auf dem seine Herden grasen. Mann des friedlichsten Geschäftes und doch durchdrungen von dem Sturm des Überganges, der in ein paar Jahren, Monaten, Wochen aus Ghettojuden unbändige Kinder der Freiheit, der wilden Freiheit des oberen Galil macht.

Aber in Nablus — Sichem ist der alte Name der Stadt — sprach ich einen Lehrer. 16.000 Einwohner zählt dieses Zentrum des palästinensischen Islam, darunter ganze 160 Seelen von der alten Sekte der Samaritaner und einen, sage und schreibe einen Juden: den Lehrer. Alte Blutfehde lebte zwischen Samaritanern und Juden, von dem Bau des zweiten Tempels her, an dem die Juden den mit dem alten Götzenkult befleckten *Schomronim* den Anteil verweigerten, worauf die Zurückgewiesenen in die *Opposition* gingen. Jetzt aber ist ihr Völkchen zusammengeschmolzen bis auf einen kümmerlichen Rest und der bat die zionistische Exekutive in Jerusalem um eine Schule, um das

Verbindungsglied zu dem neuen Leben. Der Wunsch fand Erfüllung und in Nablus haust, mitten im Labyrinth arabischer Gäßchen und Höfe, der Lehrer Müller, ein einfacher schlichter Jude mitten im arabischen Meer. Er lebt primitiv, in armseliger Umgebung, manchmal, wenn die Juden draußen dem Keren Hajessod weniger Geld geben, muß er ein paar Monate auf sein Gehalt warten — aber man hat ihn auf seinen Posten gestellt, er arbeitet mit Eifer und mit Stolz und mit Liebe für sein Werk, hält es wohl auch für die wichtigste Aufgabe in Palästina, vom kulturellen und vom politischen Standpunkte: Hunderttausend Menschen, von denen jeder einzelne davon durchdrungen ist, daß gerade *er* die wichtigste, dringendste, entscheidendste Aufgabe zu erfüllen hat: das ist das jüdische Palästina. Monomanen? Vielleicht; aber sie schaffen mit letzter Selbstentäußerung das Notwendige.

Niemand glaube jedoch, sie seien kritiklos. Da gibt es eine kleine Kolonie, mitten in den Hügeln von Schomron, weltfern, weltabgeschieden, abseits vom Touristenweg. Dort lebt ein Siedler, pflügt, sät, erntet, pflegt sein Vieh, zieht morgens aufs Feld, kehrt bei Sonnenuntergang zurück. Vor zwanzig Jahren ist er ins Land gekommen, nachdem er mit

Glanz das Doktorat der Philosophie und das der Jurisprudenz erworben hatte. Er nahm eine Frau, eine Studienkollegin, und ging mit ihr nach Palästina. Heute ist er ein Bauer, wortkarg, herb, stachlig, und er gewinnt nur Leben und Munterkeit, wenn er zu kritisieren beginnt. Mein Gott, wie genau weiß er, was alles nicht stimmt im Lande und in der Organisation! Er verschont nichts und niemand: Die zionistische Leitung und jedes einzelne ihrer Departements; jeder Beamte; die Ica und ihre hochmögenden Herren, von dem Präsidenten in Paris bis zu dem Administrator der letzten Kolonie; die Regierung in Jerusalem und der Distriktsgouverneur und der kleinste Polizist oder Stationsmeister; England und der Völkerbund; aber auch das Land, die Kolonien, Kvuzoth und Moschavim — sie alle sind nicht frei von Fehlern und er versteht es, jeden diesen Fehler aufs minutiöseste festzustellen und richtig anzunageln. Und du hörst zu, mit immer wachsendem Erstaunen, mit wachsendem Unwillen über diese Nörgelei und Kritiksucht und diese Selbstzerfleischung; plötzlich aber zerfließt der Unwille und du fragst harmlos: „Warum sitzen Sie eigentlich zwanzig Jahre mitten in diesem Knäuel von Unfähigkeit, schlechtem Willen, Schwäche, Eitelkeit und Bos-

heit? Ist denn diese Atmosphäre, wenn man alle ihre schädlichen Bestandteile kennt, überhaupt atembar?" Und er, der Kritiker, der negative, zersetzende Geist sieht mich schräg von der Seite an und wird wieder zum Bauer, herb, wortkarg, stumm. Man züchtigt das geliebte Kind, — seine Tugenden und Vorzüge predigt man nicht auf der Gasse . . .

Größer aber schien mir ein anderer Bauer. Es war in einer Kvuza, am wundervollen *Meer* Kinereth; der Führer der Gruppe führte mich durch die Wirtschaft, zeigte mit dem Stolz aller Siedler in Palästina Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Stall und Molkerei, Gärten und Felder. Er ist — für Palästina, das Land junger Menschen — ein *alter* Chaluz, vielleicht dreißig, am Ende schon zweiunddreißig Jahre alt, lange im Lande, einer von den ersten Chaverim der ersten Kvuzoth. Sieh ihn an: untersetzt, mit braungegerbter Haut, verkniffenem Mund, in grauem Hemd und brauner Hose, linkisch, verbauert. Jawohl: verbauert, abgerissen von Europa, von dem starken, vollen Strom des Lebens, ganz auf seine Scholle zurückgezogen, nur dem Tag, seiner Arbeit hingegeben. Nein, nicht einmal verbauert: er gleicht nicht dem breitspurig auftretenden, seines Wertes bewußten europäischen

Bauern, sondern vollständig dem Typus des landwirtschaftlichen Arbeiters, wie wir ihn kennen, dem Taglöhner, der nur den Kreis seines beschränkten Arbeitsgebietes umfaßt und in äußerster Dürftigkeit und Beschränkung lebt. Aber nach dem Rundgange, als wir im Schatten eines mächtigen Ölbaumes saßen, erläuterte er mir eine Stunde lang die Bedingungen und Bedürfnisse der Wirtschaft in der Kvuza und plötzlich war er wie verwandelt: er streckte sich, seine Züge gewannen Leben und Ausdruck, die blauen Augen leuchteten voll Geist. Er sprach nicht von dem Aufbau des nationalen Heimes, sondern von Bewässerung und Fruchtwechsel, von Getreide und Obstpflanzungen, Erntemengen und Marktpreisen; aber er gab ein so lebensvolles, klares, volkswirtschaftlich wohlbegründetes und scharf durchdachtes Bild von der Arbeit der jüdischen Siedlungen im Lande, wie es kein Inhaber eines Lehrstuhles an einer europäischen Hochschule umsichtiger zeichnen könnte. Ich verabschiedete mich, ganz hingerissen von seinem männlichklaren Wesen und tief belehrt; er wandte sich mit seinen Genossen wieder der Arbeit zu, in der ihn der Besuch unterbrochen hatte, ergriff die Hacke und säuberte, gebeugten Rückens, die Bewässerungsgräben der Pflanzung.

Palästina, du Land der Gegensätze! Und ihr Gegensätze, wie schließt ihr euch zusammen, um das zu schaffen, was Land und Volk brauchen: den *Mann*, nicht nach dem alten Ideal des waffenklirrenden Kriegers, nein, nach dem neuen Bilde, dem erst die Zukunft gerecht werden wird!

Frauenfragen

Vom Frauenwahlrecht oder dergleichen überholten Dingen spricht man in Palästina nicht mehr, wenigstens nicht in dem allein erheblichen jüngeren Teile des Jischuv. Frauen üben alle Berufe aus, sind emanzipiert, tragen kurze Haare, — nein, keineswegs den Buben- oder Pagenkopf, sondern *wirklich* kurz geschnittene Haare. Verheiratete Frauen führen im Paß den Familiennamen des Gatten, im Leben aber lehnen sie es ab, um der für die Außenwelt belanglosen Tatsache ihrer Verehelichung willen ihren alten Namen aufzugeben, und jedermann respektiert diesen Standpunkt. Sie haben alle Rechte, alle Pflichten, sind Kameradinnen. Wie in jedem Lande mit zu wenig Frauen ehrt man sie und nur die Armut hindert die Männer, ihre Frauen zu verwöhnen (und außer der Armut: die Frauen selbst, die keine Luxusgegenstände sein wollen).

Trotzdem gehört die Frauenfrage zu den schwersten unter den vielen schweren Fragen Palästinas. Sie wäre aber so zu formulieren: Wie bringt man die Frauen, die hierher gekommen sind, getrieben von dem brennenden Wunsche, das Land aufzubauen, die schwersten Opfer und Mühen auf sich zu nehmen, den Boden zu erlösen durch schwere Arbeit, — wie bringt man sie dazu, zu kochen, Wäsche zu waschen, Hemden zu nähen? Sie tun es; nicht als ob sie sich weigerten; aber sie tun es ungern, widerwillig. Sie kommen sich wie Verräter an ihrem Ideal vor, wenn sie die Männer aufs Feld, in den Weingarten, in die Pflanzung ziehen lassen und selbst in der Küche stehen bleiben. Es ist kein Genuß, bei dreißig und mehr Grad im Schatten in einer von Millionen Fliegen bevölkerten Küche zu stehen, und es ist notwendig, das sehen sie ein; aber, während jene *unmittelbar* für die Erlösung, an der Erlösung arbeiten, tut man es in der Küche nur mittelbar und darum drückt man sich nach Möglichkeit davon. Wenn einen der Turnus trifft, kocht man, ohne gerade zu murren; ist die Zeit um, so freut man sich auf Stall und Feld. Und das ist schlecht. Die ungern, gezwungen gemachte häusliche Arbeit ist nicht so gut gemacht, wie das möglich und nötig wäre.

Jarmuk Wasserfall, 1926

Bild 42

Das Kraftwerk der Palestine Electric Corporation *[Rutenberg-Gesellschaft]* an der Stelle des Jarmuk-Wasserfalls, 1932

Bild 43



Bild 44

Neue jüdische Einwanderer landen in Jaffa

Die Speisenkarten sind geradehin, schleuderhaft, ohne Liebe zusammengestellt, das Essen ohne Liebe gekocht. Das schadet der Verdauung, schadet der Stimmung, schadet auch materiell, weil es den Nährwert der Speisen nicht ausnützt und also mehr davon verbraucht.

Allerdings, so kraß, wie ich es da ausspreche, war es zwar noch vor wenigen Jahren, ist es aber heute bei weitem nicht mehr. Heute sind nur die jüngsten Schichten der einwandernden Chaluzoth so auf die *Außenarbeit* erpicht und es gibt überall auch ältere, die den Überschwang ihres ersten Enthusiasmus überwunden und den Überlegungen wirtschaftlicher Vernunft zugänglich sind. Vor allem aber ist die einschneidende und überall stark merkbare Wandlung das Werk einer Institution und einer Frau: der von der Wizo in Nahalal gegründeten Mädchenschule für Haus- und Landwirtschaft und ihrer Leiterin Chana Meisel (ihr Gatte heißt Schochat). Diese ungewöhnliche Frau, liebenswürdig, hausmütterlich, bescheiden, scheinbar sogar schüchtern, in Wirklichkeit voll Mut und Energie, hat hunderte junger Frauen zu echten Hausmüttern (natürlich eines ganz neuen Stils, da das *Haus* oft eine Kvuza von hundert, zweihundert, dreihundert Familienmitgliedern ist) aus-

gebildet und an die Siedlungen abgegeben. Das Ergebnis ist erstaunlich: Männer, Frauen und Kinder sind viel besser genährt, besser gekleidet und, was das wichtigste ist, besser gelaunt. Heute siehst du in Palästina nicht nur einen neuen Typus des jüdischen Bauers, sondern auch eine völlig neue Art jüdischer Bäuerinnen und Mütter; und es scheint mir, daß es schlechthin entscheidend für den Erfolg der Siedlungsarbeit ist, daß dieser Schlag mütterlicher Frauen da ist.

Die bürgerliche Frau, in der Stadt, hat es erheblich schwerer als die Bäuerin oder Chavera einer landwirtschaftlichen Gruppe. Wenn sie ihre Art zu leben, zu wirtschaften, geselligen Verkehr zu pflegen, von Europa mitbringt, fühlt sie sich meist unglücklich und verlassen, versinkt in kleinliche Schwierigkeiten bis zur Verzweiflung und macht sich und dem Mann das Leben unerträglich. Paßt sie sich den ganz veränderten wirtschaftlichen und geselligen Formen an, so trägt sie immer noch schwer genug an den fast immer sehr großen materiellen Sorgen, an der Vereinsamung — denn der Beruf ist aufreibend und beansprucht den Mann womöglich vierundzwanzig Stunden im Tag — und an der überaus dornigen Dienstbotenfrage. Arabische Dienstboten sucht man aus vielen berechtigten

Gründen zu vermeiden, jemenitische Jüdinnen sind zwar sauber und willig, aber höchst primitiv, Sfardinnen verschmähen den Dienstbotenberuf in der Regel und aschkenasische, europäische Jüdinnen sind anspruchsvoll und bleiben nicht lange, gehen so bald als möglich zur Landarbeit über. Aber diese Probleme lassen sich, bei gutem Willen, bis zu einem gewissen Grade lösen; eine bis jetzt unlösbare, jedenfalls, wie mir scheint, nirgends gelöste Frage ist die Schaffung eines gesellschaftlichen Lebens, die doch nur von den Frauen oder unter ihrer entscheidenden Mitwirkung gelöst werden kann. Es gibt viel Geselligkeit im jüdischen Palästina — ich spreche von der Stadt —, aber keine Gesellschaft. Alles zerflattert: man besucht eine Familie zwanzigmal in einem Monat und sieht sie dann ein Jahr lang nicht, ohne sie zu vermissen; die gemeinsamen Interessen sind zu allgemein, um innerhalb des großen Kreises kleinere Zirkel entstehen zu lassen, und noch scheint es niemand zu verstehen, Menschen menschlich einander näherzubringen, ohne den Beruf, die Parteistellung, die wirtschaftlichen Verknüpfungen mitspielen zu lassen. Hier wartet eine große, schöne Aufgabe auf die jüdische Frau des neuen Landes. Vorläufig ist man froh, durch den Tag zu kommen.

Es ist bei allen Mühseligkeiten ein unglaubliches Maß von Sorglosigkeit vorhanden, das sich vielleicht in nichts so deutlich ausspricht, wie in der Tatsache der — mit europäischen, städtisch-jüdischen Verhältnissen verglichen — zahlreichen Kinder. Man findet sich, bewußt oder unbewußt, damit ab, daß ein großer Teil der Lebensfragen erst von der nächsten Generation gelöst werden wird, und sorgt an seinem Ende vor allem einmal dafür, daß eine solche nächste Generation kommt. Und das beweist doch, daß man trotz Sorgen und Zweifeln mit Vertrauen in die Zukunft blickt.

Eins muß ich noch bezeugen: ich fand so manche meiner Bekannten, die nach Palästina gegangen war, dort ganz wesentlich verschönert. Ich glaube, die ständige Anspannung des Willens, die Konzentrierung auf eine Aufgabe, die gesunde Beschäftigung in freier Luft, der Mangel aller großstädtischen *Vergnügungen* sind die Ursachen dafür; auch daß es keine kosmetischen Künste gibt und keine Toiletten, sondern nur das schlichte Arbeitskleid, erhöht den stillen Reiz, die natürliche Anmut und den geistigen Ausdruck, der oft gerade solche Frauen auszeichnet, die in einer von Modekünsten beherrschten Umgebung als häßlich gelten. Unsere

Alten sagten, die Luft von Palästina mache weise; es scheint, sie macht auch schön.

Der jüdische Bauer

Es gibt in Palästina zwei Arten jüdischer Bauern: Kollektivbauern und Individualbauern; jenen in den genossenschaftlich aufgebauten Siedlungen mit ihrer ganzen Skala von dem weitgehend verselbständigten *Moschav ovdim*, bestehend aus nahezu völlig auf sich gestellten Einzelwirtschaften, bloß mit einem Oberbau kooperativer Organisation für Einkauf und Absatz, bis zu der radikalsten *Kvuza*, mit voll durchgeführtem Kollektivismus, wo die Chaverim auch an der Leibwäsche kein Privateigentum kennen und jedesmal ein anderes Hemd aus dem gemeinsamen Vorrat empfangen; die zweiten in allen alten und jenen neuen Siedlungen, die der privaten Initiative entsprangen und von keiner der beiden kolonisierenden Organisationen, der Jewish Agency und der Pica, angelegt und finanziert wurden, vor allem also in den Orangendörfern in Judäa und Scharon.
Als der bekannte englische Sozialist Wedgwood das jüdische Palästina gesehen hatte, sagte er in seinen vielen Vorträgen immer wieder, das stärkste Erlebnis sei ihm gewesen, in diesen Siedlungen

zu erkennen, daß „peasants must not be boors", daß ein Bauer noch kein Lümmel sein müsse. Ich will den jüdischen Siedler nicht als *Edelbauern* hinstellen; aber er ist anders, ganz anders, als was man sich in Europa gewöhnlich unter einem Bauern vorstellt.

Gegen die Kollektivsiedlung pflegt man anzuführen, daß die Aufhebung des individuellen Eigentums, also *Interesses,* auch die individuelle *Initiative* töte. Das ist falsch. In einer Gesellschaft, die das persönliche Eigentum, und vor allem das Privateigentum an den Produktionsmitteln nicht kennt, fällt Eigentum mit Interesse keineswegs so weitgehend zusammen wie in der hochkapitalistischen Gesellschaft. Dort ist es durchaus nicht das Ideal der Familie, eine Wohnung mit vielen Zimmern, prächtigen Möbeln und recht viel unnützem Krimskrams zu haben, ebensowenig das Ideal des Mannes, Titel und Ehren, das der Frau, elegante Kleider und prämiierte Hündchen zu besitzen, wie es schließlich auch niemand anstrebt, mehr zu essen zu haben, als zur Stillung seines Hungers erforderlich ist. Vielmehr erstrebt der Mensch dort — wie ja übrigens gerade auch auf den Spitzen der kapitalistischen Gesellschaft — nur ein einziges: *Macht.* Vielleicht stellt sich jemand, der

noch nie eine kollektivistisch lebende Gruppe gesehen hat — und man kann sie erst seit kurzem überhaupt und in größerer Zahl doch nur in Rußland und in Palästina sehen —, vielleicht stellt sich der vor, in solch einer Gruppe sei kein Platz für persönliche Leistung und ihre Auswirkung, die persönliche Macht. Er denkt wahrscheinlich an irgendeine *Nivellierung*, eine Abtötung jedes Ehrgeizes. In Wirklichkeit ist kaum irgendwo so freier Spielraum für die Leistung wie eben dort, wo *nur* die Leistung zählt, wo man nichts ererben und nichts vererben kann. Der Rosch Kvuza, der gewählte und jeden Tag absetzbare Führer, hat ganz ungeheure Möglichkeiten, andere (und in den großen Kvuzoth sehr zahlreiche andere) so tun zu lassen, wie es *ihm* richtig erscheint, das heißt also: Macht zu üben. Aber jeder einzelne hat großen Betätigungsraum. Ein Junge in einer kleinen armseligen Kvuza im eben erwachenden Vadi Chavarith hat den Einfall, eine Maschtela, eine Baumschule zu errichten. Ringsum baut man Orangenpflanzungen, Pardeßim, man investiert tausende, zehntausende, hunderttausende Pfund Sterling; und all der Reichtum ist sechs Jahre im Dünensand begraben, denn so lange dauert es, bis der neue Pardeß Frucht trägt. Wenn man aber in einer

Maschtela, auf engstem Raum, Tausende von Schtilim, Orangensetzlingen, zöge, zwei Jahre pflegte und dann an die Pflanzer verkaufte: dann würden diese Pflanzer doch schon nach vier Jahren ernten und ihr Kapital um zwei Jahre früher nutzbar machen. Die Chaverim des Jungen verstehen ihn nicht, er rackert sich ab, sie halten ihn bald für einen Narren, er läßt nicht locker, listet ihnen doch die Zustimmung ab, macht die Maschtela mit seinen eigenen Händen, leiht sich persönlich, unter Verpfändung seiner in einem polnischen Nest handelnden Eltern, ein paar Pfund, um sie in die Maschtela zu stecken, lebt zwei Jahre nur seiner Idee; und plötzlich reißt man ihm die Setzlinge aus den Händen, die Kvuza lebt mit einem Male von der Maschtela, lebt, verdient, investiert, alle anderen Kvuzoth legen Baumschulen an, kein Mensch mehr errichtet einen Pardeß anders als mit zweijährigen Schtilim. Er ist immer noch ein Chaver seiner Kvuza, ein braungebrannter Junge mit leuchtenden meerblauen Augen, in Kittel und Zwilchhose; aber das Land kennt ihn; und niemand soll glauben, daß er glücklicher wäre als er ist, wenn er eine Million Jahresgehalt bekäme und dazu noch den Titel Geheimer Kommerzienrat.

Der Individualbauer ist auch anders als der uns

Europäern vertraute Typus. Er ist ein Wissenschaftler, seine Farm, sein Pardeß, sein Lul (Hühnerhof), seine Bewässerungsanlage: das sind alles gerechnete Elemente eines gut durchdachten Planes. Er war, ehe er hierherkam, ehe er Orangenbauer wurde, Kaufmann, Bankbeamter, Student. Er hat nichts aufgegeben von dem früheren Kulturstandard — er ist nur Bauer geworden. Jetzt wird wieder jener jemand, der den Individualbauern niemals lebend gesehen hat, meinen, es sei von einem Stubenhocker die Rede, der mit der Brille auf der Nase in Büchern schmökert und, wenn er den ausgeschlüpften Küchlein die erste Speise bereitet, in der einen Hand den Holzlöffel und in der anderen das Kochbuch hat. In Wirklichkeit ist es ganz anders. Gerade weil diese Menschen ein Leben als Städter, als Intellektuelle, als Entwurzelte aufgegeben und von sich geworfen haben, genießen sie das Dorf, die Einsamkeit, die Naturnähe, die enge Verbindung mit dem Boden und dem Werden von Tier und Pflanze um so voller. Mit ihrem Berufswechsel geht ja, das darf man auch nicht übersehen, ein Wechsel ihrer nationalen und sozialen Wertungen Hand in Hand; dort waren sie nicht nur Städter, sie waren auch, wenn sie Ostjuden sind, Angehörige einer verach-

teten Pariakaste, und wenn sie Westjuden sind, durchseucht von Minderwertigkeitskomplexen einer zum Kollektivselbstmord bereiten Gruppe. Das ist von ihnen abgefallen wie Zunder; es gibt manchmal Exzesse eines überspannten Nationalismus, des Selbstgefühls von Freigelassenen; aber in der Regel bringt ihnen die Schwere ihrer Arbeit schon das heilsame Maß von Bescheidenheit bei, läßt ihnen aber doch das unvergleichliche Hochgefühl des freien Mannes auf freier Scholle. Sie sind zugleich demütig und stolz, ernst und voll einer Fröhlichkeit, die man, wenn irgend etwas auf der Welt, Glück nennen darf.

Daß sie keine Juden im europäischen Sinn mehr sind, siehst du am besten daran, daß sie zwar Orangen bauen, die herrlichsten Orangen der Welt, sie aber nicht *verkaufen* wollen. Der Handel mit Orangen war bis vor kurzem fast ausschließlich in nichtjüdischen Händen. Araber, Griechen, Armenier in Jaffa waren es, die nach der Blüte hinausgingen in die Pardeßim und den Pflanzern die Frucht in Bausch und Bogen abkauften (und oft tausende Pfund als Anzahlung bar auf den Tisch legten). Es regnet doch nicht, Schädlinge waren bis ganz kürzlich unbekannt, also war es ein leichtes, nach dem Fruchtansatz, wenn nur die

Blütenblätter gefallen waren, die Ernte abzuschätzen. Im Herbst kam dann der Käufer mit seinen eigenen, natürlich fast ausschließlich arabischen Arbeitern, nahm die Frucht ab, ließ sie packen und verfrachtete sie nach Liverpool, dem Hauptmarkt der *Jaffa-Orange*, der auch jetzt, nach der gewaltigen Produktionssteigerung der letzten Jahre, siebzig Prozent des Exports aufnimmt. Freilich zeigte sich bald, daß der Händler dieses Schlags vieles konnte, aber doch nicht alles. Seine Methode des Sortierens und Packens der Frucht vor allem war so primitiv, daß seine Orange nie den Preis etwa der Kalifornischen zu erzielen vermochte. Eine zunächst aus *national*en Erwägungen heraus gegründete Kooperative jüdischer Pflanzer, namens *Pardeß*, erhielt für ihre sorgfältiger gradierte und verpackte Frucht höhere Preise bezahlt und bald setzte auch hier eine *wissenschaftliche* Entwicklung ein. Neben dem *Pardeß* entstanden andere Genossenschaften, man sandte Spezialisten zu Studienzwecken nach Kalifornien, man baute moderne Packhäuser, ließ kostspielige Gradiermaschinen kommen und warf sie zum alten Eisen, als ihre für *Kugeln* gebauten Einrichtungen sich als unbrauchbar für die ovale Jaffa-Orange erwiesen, konstruierte die richtigen Maschinen

und lernte den Markt studieren und seine Wünsche erfüllen. In diesen Genossenschaften sitzen natürlich tüchtige jüdische Kaufleute; daß sie, wenige Dutzend, dort sitzen, ermöglicht den tausenden jüdischen Orangenbauern, alles zu vergessen, was sie einst von Handel und Wandel, Märkten und Konjunkturen, Börsen und Preisen gewußt, ach so gut gewußt haben, und nichts anderes zu sein als eine von der europäischen zwar zutiefst verschiedene Art Bauern, aber eben doch nichts anderes als ganz und gar, vom Scheitel bis zur Sohle, mit ihrem ganzen Wesen und Wissen: Bauern.

Kinder

Es ist schwer, nicht enthusiastisch zu werden, wenn man von den Kindern in Palästina spricht. In Städten und Dörfern, in alten und neuen Kolonien, in Kvuzoth und Moschavim wimmelt es von Kindern. Zweikindersystem, Einkindsystem — wer denkt in Palästina daran, sich so arm zu machen? In einer Kvuza, wo es, glaube ich, zehn verheiratete Paare gibt, lauter ganz junge, lächerlich junge Leute, fast selbst noch Kinder, fragte ich, wie viele Kinder es gebe. „Acht haben wir“, war die Antwort, „und sieben sind unterwegs“. Mein Freund

Gustav Aschermann, Leiter der Gebärklinik im Hadassahspital in Tel Aviv, kommt am Abend nach Hause: „Heute sind wieder zwölf Einwanderer ohne *Zertifikate* angekommen, und siehe da: das Immigrations-Departement hat nicht die geringsten Schwierigkeiten gemacht;“ und kaum hat er ausgesprochen, wird er wieder ins Spital gerufen.

Und wie prachtvoll sehen die Kinder aus! Selbst in jenen Siedlungen, die mit schweren materiellen Sorgen kämpfen, so daß sich die Arbeiter alles, selbst ein nahrhaftes Essen, versagen, haben die Kinder alles. Von der Milchproduktion erhalten die Kinder, soviel sie brauchen, der Rest geht auf den Markt; von den Eiern nehmen die Kinderpflegerinnen, was ihnen nötig scheint, der Rest geht auf den Markt in die Stadt; die Siedler essen Linsen, Bohnen, Reis. In den größeren Kvuzoth leben die Kinder in besonderen Häusern mit ihren Pflegern und Pflegerinnen, eigenen Gärten, eigener Küche; die Eltern kommen nach Feierabend für ein Stündchen und am Sabbat. Die Kinder europäischer Proletarier treiben sich den lieben langen Tag auf der Straße umher, essen zu Mittag, was die Mutter nach der Heimkehr aus der Fabrik rasch zusammengebraut hat, kennen keine Pflege, keine Liebe, keine Familie. Die Kinder dieser Ar-

beiter in Erez Israel, die ja auch nichts als Arbeiter, Proletarier, sein *wollen,* kennen zwar auch die Familie im bürgerlichen Sinne nicht, aber sie sind gehegt und gepflegt, erzogen und betreut wie nur ein Liebling einer Familie des guten Mittelstandes in Europa es sein kann. Und statt der Familie kennen sie die Gemeinschaft, die Gemeinschaft der Arbeit und der unzähmbaren Liebe zum Lande. Sie sind glücklich.

Sie haben alles, was Eltern ihren Kindern geben können, außer natürlich, was Geld kostet — denn Geld ist keines da. Und in Palästina sieht man erst, wie wenig wichtig es eigentlich ist, Geld zu haben. Irgendwelche sentimentalen Touristinnen haben vor einiger Zeit wahrheitsgemäß festgestellt, daß die Kinder in den jüdischen Siedlungen kein Spielzeug haben, und die Sammlung einer *Spielzeug-Nationalspende* angeregt. Wie lächerlich! Ein Stück Holz ist zum Puppenspielen nicht nur ebenso gut wie eine feine Puppe mit Schlafaugen, sondern weit besser; die Kinder schaffen sich alles Spielzeug selber. Allerdings wird die achtzehnjährige Braut nicht gerührt von den Puppen ihrer Kindheit Abschied nehmen können, wie es in Marlitt-Romanen vorkommen soll; aber die Achtzehnjährigen in Palästina haben ohnedies nichts für Rührung übrig.

Erziehung und Unterricht beruhen in ganz Palästina auf modernsten Grundlagen. Alles war neu zu schaffen und man hat, Gott sei Dank, keine Kopie des europäischen Erziehungswesens angestrebt. In Europa können nur die Reichsten ihre Kinder in ein Landerziehungsheim oder ein Wickersdorf senden; in Palästina sind auch die Schulen der Ärmsten auf den Gedanken der Montessori, Wynekens, Ottos und der neuen Russen aufgebaut. Und wenn das Prinzip der Arbeitsschule in Europa vom Willen verantwortungsvoller Pädagogen und der Erkenntnis genialer Kulturphilosophen und Soziologen getragen ist, die ihrer Zeit vorauseilen, so entspricht es in Palästina der das ganze Leben beherrschenden seelischen Einstellung, in die auch die Kinder sogleich hineinwachsen; und so ist jede Schule mit Selbstverständlichkeit eine Arbeitsschule im besten Sinne des Wortes. Alle Kinder werden in der Arbeit, durch die Arbeit und für die Arbeit erzogen. Von einer frühen Stufe an machen sie alles, was sie brauchen, selbst: Spielzeug, Schulgeräte, Werkzeug; bearbeiten ihren Garten, besorgen ihre Küche, wahren selbst Ordnung und Reinlichkeit. Ihre Kindergärten und Schulen sind unendlich entfernt von dem steifen Drill und der blutleeren Autoritätsanbetung euro-

päischer Anstalten; freie ungezwungene Aussprache zwischen Lehrern und Kindern ist das Lebenselement der Erziehung, echte Kameradschaft ihre Lebensform, die Liebe zum Lande ihr sittliches Fundament.

Das Eindrucksvollste sind wohl die Waisensiedlungen. Denke dir alles, was den Begriff des Waisenhauses so häßlich, lähmend, jammervoll macht, völlig ausgerottet, völlig ins Gegenteil verkehrt: das ist die palästinensische Waisensiedlung. Alle Uniformität vermieden, auch in der Kleidung; Lehrer, die nicht Autorität verlangen, sondern Freundschaft bieten; keine Erinnerung an ein trübes Los als Erbe der Vergangenheit, sondern Einstellung in die starke Gemeinschaft der Zukunft; kein gedämpfter Ton, sondern überquellende Fröhlichkeit. Das war in der (jetzt aufgelassenen) Siedlung *Kfar Jeladim:* hundert Knaben und Mädchen, ukrainische Progromwaisen, den halben Tag in Stall und Feld, den halben in der Schule, immer in der frischen Luft, vor ihrem Blick gebreitet der Teppich des Emek; das ist *Schfeja:* sechzig Mädchen, palästinensische und ukrainische Waisenkinder, zwitschernd wie ein Vogelschwarm, den halben Tag bei der Weinlese, den halben unter den schattigen Bäumen in der



Bild 45

Zelte neuer Einwanderer
in der alten Kolonie Rechoboth



Bild 46

Bne Brak zwischen Tel Aviv und Petach Tikva

Schule; das ist, vor allem, das Jugenddorf (Kfar Hanoar) in *Ben Schemen*, das wundervolle Werk Siegfried Lehmanns — niemand wird diese Siedlungen sehen, ohne zur tiefen Überzeugung zu kommen: hier wachsen glückliche Menschen heran. Soll ich noch von *Kfar Gileadi* sprechen? Dort, oben in der herben Gebirgsluft von Galil haeljon, in der großen Kvuzah, wachsen mit den Kindern der Siedler die Waisen verstorbener Chaluzim auf; Waisen? Alle die Kinder haben, im Geiste, in der Liebe, die ihnen geboten wird, zweihundert Eltern, die sie mit Zärtlichkeit pflegen, mit Freude wachsen sehen; Liebe, Zärtlichkeit und Freude wird allen in gleichem, reichem Maße zuteil.

Und sprich mit den Kindern: wie sind sie verwachsen mit dem Boden und dem Lande, genügsam, bescheiden, unverbildet naiv und kindisch, offen und frei, ohne Scheu und Befangenheit, klug und doch nicht altklug, gesund, frisch, fröhlich und doch nicht überlaut, versonnen und doch nicht grüblerisch, — und hinreißend schön. Wäre alles sonst in Palästina häßlich und schlecht: um dieser Kindergeneration willen müßte Gott es segnen. Hier wächst ein Geschlecht auf, das der Stolz der Menschheit werden wird, — wenn die Menschheit

seiner halbwegs wert ist. Versuchen wenigstens wir an unserem Teile, seiner würdig zu sein.

Der Chan von Chedera

Es war ein strahlender Juliabend, als ich durch die sumpfige Steppe der Küstenebene südwärts fuhr, im gelbroten Schein der schon tiefstehenden Sonne. Vor meinem Blick dehnte sich wie eine Wand die ununterbrochene Kette der Dünenhügel, deren kahle, nur von harten Gräsern spärlich bewachsene Sandwellen dem hier seine Schafe weidenden Beduinen den Anblick des nahen Meeres entziehen. Da, als ich der Düne näherrückte, stutzte ich: sie ging gegen Süden plötzlich in einen Hügelzug über, dessen Kamm und dessen Fuß von dichten, weitgedehnten Wäldern bestanden war. Wald, wirklicher Wald, in diesem sonnigen, gelben, schattenarmen Palästina! Wie ein Märchen ist mitten in die trostlose Öde von Sumpf, Steppe und Sanddüne eine Oase üppigster Fruchtbarkeit gezaubert: *Chedera* und die anschließenden, jüngeren Siedlungen. Das Auto fuhr bis an den Fuß der Hügel und hielt an der Brücke über einen durch den Eukalyptuswald fließenden Bach. „Von hier ist es noch zehn Minuten Weges nach Chedera, gerade den Hügel hinauf; das Auto kann hier nicht

durchkommen." Mein Chauffeur verabschiedete sich damit, versprach, morgen um acht Uhr früh wieder an dieser Stelle zu warten, und fuhr für die Nacht nach dem nahen *Gan Schmuel* hinüber.

Für einen Abend und eine Nacht von dem Chauffeur getrennt, fühlte ich mich fast ein wenig beklommen. Ich weiß, es gehört eigentlich in ein anderes Kapitel, aber ich „kann hier nicht durchkommen", ohne dieses jungen russischen Juden zu gedenken, der mich zehn Tage lang durch Palästina fuhr. Er war alles in allem: Chauffeur (und welch geschickter, kühner, vorsichtiger, ausdauernder Chauffeur), Führer, Freund, Vermittler von hundert Bekanntschaften (denn er kennt alle Menschen im Lande und das ganze Land kennt ihn), Quartiermacher, Lehrer, Dolmetsch; ein Arbeiter in grobem Zwilchhemd, einfach, wortkarg, mager, frei von jeder Pose und doch voll von der unvergleichlichen, selbstbewußten Würde des jüdischen Arbeiters in Erez Israel. Kein Herzog, kein Diplomat kann solchen Takt, solch subtiles Feingefühl für den Umgang mit Menschen aller Stände, aller Sprachen, aller Kulturen haben, keiner so wundervoll verstehen, Distanz zu halten und doch Liebe einzuflößen. Wir haben einander ohne Zere-

monien kennengelernt, als er mich eines Sonntags früh abholte und ich, mit zwei Gefährten, in sein Auto stieg; wir waren zehn Tage unterwegs, er nahm mit unbeschreiblicher Geduld alle unsere Wünsche und Launen hin, die Änderungen des Programms im letzten Augenblick, warf sich ohne ein Wort der Ungeduld auf schlechteste, nie befahrene Wege, fand es selbstverständlich, daß wir immer wieder die von ihm festgesetzte Stunde des Aufbruches von irgendeiner Siedlung versäumten, immer wieder in die stockdunkle Nacht gerieten, sorgte immer dafür, daß wir nicht als *Touristen*, sondern als Freunde empfangen wurden; und nach zehn Tagen verabschiedeten wir uns mit dem einen Wort *Schalom* und Welten stürzten sich zwischen uns. Wenn er läse, was ich hier schreibe, seine schmalen Lippen in dem Asketengesicht würden sich noch etwas fester aufeinanderpressen als sonst und er würde spöttisch lächeln. Ich weiß nicht, ob und wann ich ihm wiederbegegne; aber ich werde ihn nie vergessen, als einen der Menschen, die mir wahre Freundschaft geschenkt — ohne Wort und ohne Anspruch.

Als ich den Hügel nach Chedera hinaufstapfte, verstand ich, daß hier kein Auto fahren kann: bis hoch über die Knöchel versank der Fuß in den

dünnen, feinen, braunen Dünensand. Wo ein Baum seine Wurzel hinstreckt, da bindet sich der Sand zu festem Boden; wohin keine Wurzel reicht, trittst du auf lockeres Gewelle. Die zehn Minuten den Hügel von Chedera hinan schienen mir eine Ewigkeit; so ermüdet der Fuß in dem rinnenden Sand, der keinen Halt gibt (das war 1924; jetzt, 1932, gibt es auf guter Fahrstraße regelmäßigen Autobusverkehr). Chedera ist ein weitgedehntes Dorf, ganz durchsetzt von dem stattlichen Eukalyptuswald, ganz eingebettet in Grün, umgeben von Orangen- und Mandelpflanzungen, Weingärten, Ölbaumhainen. Jedermann kennt die Geschichte von Chedera, dieses rührende Kapitel voll Leiden und unbezwingbarstem Mut. 1883 wurde der Boden gekauft, 1891 die Kolonie gegründet. Es waren schlimme Zeiten damals, als die Sümpfe des *Nahr el Mefdschir*, eben jenes Baches, von dem aus ich den Fußweg angetreten hatte, das Land verpesteten und die großen Eukalyptuspflanzungen noch nicht den Sumpf und damit die Malaria ausgerottet hatten. Dreißig Familien zählte damals die Siedlung; einen der dreißig Familienväter hatte ich schon vorher gesprochen, bei einem kurzen Besuch in *Meßcha,* am Fuße des Berges Tabor. Er heißt Aschbi, stammt aus Homel und war zwölf Jahre

lang in Chedera. Drei Kinder starben ihm dort an der Malaria und doch brauchte es zwölf Jahre, ehe er mürbe geworden war und den Kampf aufgab: er zog nach Meßcha, das man eben gegründet hatte. Ich sehe ihn vor mir, hager, glatt rasiert, mit einer altmodischen Brille, ein durchgearbeitetes, verschlossenes, intelligentes Gesicht, das von Kämpfen und Opfern erzählt. Er schämt sich nicht, aus Chedera geflohen zu sein — wer könnte sich schämen, aus einer Hölle zu fliehen? Niemand schätzt ihn gering. Aber andere sind in Chedera geblieben. 1898 gab es 153 Menschen hier, 1909, elf Jahre später, 164; kein Zuwachs, kaum daß ersetzt wurden, die im Kampfe fielen. Heute leben hier 500 glückliche, gesunde, wohlhabende Menschen, sie beschäftigen 2000 Arbeiter im Taglohn (immer noch zu einem erheblichen Teil Araber), führen nach eigenen Plänen und mit eigenen Mitteln die Sanierung der Gegend zu Ende (die ersten Eukalypten pflanzte hier Baron Rothschild, in Palästina nur *Hanadiv*, der Wohltäter, oder auch *der Baron* genannt).

Ganz früh am nächsten Morgen führte mich Zvi Bodkowski, der Vorsteher, der als Knabe um die Mitte der neunziger Jahre nach Chedera gekommen ist, durch das Dorf, zeigte mir das schmucke

Schulgebäude, das Gemeindehaus und das Postamt und ließ mich unversehens durch ein großes, offenstehendes Tor in den Hof des *Chans* eintreten. Der Chan (dieses arabische Wort bezeichnet ein Mittelding zwischen Wirtschaftshof und Herberge) ist das einzige Gebäude, das aus der Zeit vor der jüdischen Ansiedlung stammt; es ist ein großer viereckiger Hof, umgeben von niedrigen, halbverfallenen Gebäuden. In den einzelnen kümmerlichen Räumen des Chans, dumpfen Kammern, die auch als Stallungen zu schlecht wären, wohnten jene 30 Familien lange Jahre, zusammengepfercht, bedrückt von Not und Krankheit, bis sie endlich daran denken konnten, Häuser zu bauen. Heute dient der Chan nur mehr als Ablagerungsstätte für Gerümpel, zerbrochene Maschinen, unbrauchbar gewordene Wagen. Aber man bricht ihn nicht ab; und Bodkowski, der große, stattliche Mann, strahlend von blühender Gesundheit, strotzend von Kraft, getragen auch von dem Bewußtsein wachsenden Wohlstandes, zeigte mir den Chan mit nicht allzu verschämtem Stolze und sagte: „Als wir noch hier hausten — wohnen konnte man nicht sagen —, war alles, was Sie ringsum sehen, das Dorf, die Höfe, Stallungen, Gärten, die Eukalyptuswälder, Orangen- und Weinpflanzungen leere,

öde Sanddüne, graubraun und wüst." Ich weiß nicht, ob der Chan der übersichtlichste Aussichtspunkt für Chedera und seine Umgebung ist, ich bezweifle es; aber ich verstehe, daß der Blick auf das in den kühlen Schatten der mächtigen Bäume gebettete Dorf für die Siedler von nirgends her so süß ist wie eben vom *Chan von Chedera.*

Und wenn ich in Gedanken noch einmal durch all die Siedlungen gehe, die ich, allzu kurz, allzu flüchtig, gesehen habe, von Metulla im äußersten Norden bis Rechoboth im judäischen Süden, von dem fünfzigjährigen Petach Tikva oder Sichron Jakob bis zu den jüngsten Gruppen im Emek und Vadi Chavarith, die noch keinen Namen haben, durch Juda, Schomron, Unter- und Obergaliläa, wenn mein Gedanke noch einmal durch all die Kolonien, Kvuzoth und Moschavim schweift, so scheint es mir: es gibt keine Siedlung in Palästina, die nicht ihren Chan von Chedera hat. Du ruhst im Schatten der fetten Orangengärten von Rechoboth, wandelst durch die Palmenallee von Migdal, pflückst die Trauben von Nahalal, von Rischon, von Kirjath Anavim, grüßt die Gärten von Merchavja oder Dagania, aber all das, Orangen und Palmen, Trauben und Bananen, Mandeln und Oliven, ist das Werk *einer* Generation, die durch

Not und Krankheit, Entbehrungen und Leiden, Opfer und übermenschliche Mühe und Plage all das geschaffen hat — und die noch der Not gedenkt. Leiden wie diese vergißt man nicht, sie lassen einen auch nicht unversehrt, selbst wenn man sie siegreich überwindet; und so ist in diesem jüdischen Palästina der Triumph nicht laut und wortreich, sondern durchkreuzt von Resignation und Erinnerungsschmerz; aber auch Not und Leiden, wo sie noch herrschen, gemildert durch Hoffnung und Zuversicht. Wenn einst das jüdische Gemeinwesen stark und stolz errichtet steht, wird doch Übermut und chauvinistische Torheit nicht herrschen; wenn aber solches drohen sollte, wird das Gewissen des Volkes auf ein Denkmal weisen, das, hoffentlich, erhalten bleibt zum Nutzen der kommenden Geschlechter und das sie lehren wird, daß echter Stolz nur gepaart lebt mit echter Demut; auf dieses Denkmal von Kampf und Not und Überwindung: den Chan von Chedera.

IX. DIE GESELLSCHAFT

Mikrokosmos

Die Juden Palästinas, der Jischuv (Niederlassung), sind wohl die am buntesten zusammengesetzte Bevölkerung, die du auf so engem Raum irgendwo auf Erden finden kannst. Der malerischste Teil des Jischuv ist sicher der *alte Jischuv*, das sind jene jüdischen Gruppen, die schon in Palästina lebten, ehe die Siedlungsbewegung der *Bilu* (in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) einsetzte. Die stärkste davon war und ist das sogenannte Chaluka-Judentum: Familien, die sich in Palästina angesiedelt haben, um nur der Übung religiöser Pflichten zu leben und in dem heiligen Boden des Landes begraben zu werden. Ehe dieser ihr höchster Wunsch in Erfüllung geht, leben sie sehr kümmerlich von den Spenden ihrer ehemaligen Landsleute; sie gliedern sich auch nach ihren Herkunftsländern in Kolelim (Gemeinden), deren stärkste der russische, der ungarisch-mährisch-

böhmische und der holländisch-deutsche Kolel waren. Die Sammlung und Verteilung (Chaluka) dieser Spenden wurde von einer gut durchgebildeten Organisation besorgt; heute ist freilich das ganze Gebäude der Chaluka sehr löcherig geworden, die Spenden schmelzen dahin und die früheren Chaluka-Empfänger gehen, besonders in der jüngeren Generation, allgemein zu beruflicher Arbeit, häufig in allerlei Handwerken, über, zum großen Teil natürlich unter dem Eindruck und der Auswirkung des neuen jüdischen Werdens im Lande. Jedoch beim Besuch Jerusalems wirst du nicht versäumen, die Chaluka-Viertel aufzusuchen und die würdevollen Gestalten mittelalterlicher Rabbiner und echter Ghettopatriarchen in wallenden Bärten und Schläfenlocken, in Kaftan und Strejmel (dem pelzverbrämten Hute) zu bestaunen (welche nur mühsam und gebrochen Hebräisch sprechen und sich in den Sondermundarten des Jiddischen ihrer seit Jahrzehnten verlassenen Jugendheimat verständigen). Weniger zahlreich, aber *vornehmer*, freilich auch noch viel ärmer, auf der tiefsten Stufe menschlicher Armut, sind die Sfardim, deren Familien zum Teil schon seit Jahrhunderten im Lande leben. Und zu diesem alten Jischuv gehören auch die an Zahl nicht bedeuten-

den, aber überaus interessanten Gemeinden der bucharischen, persischen, kurdischen, grusinischen und kaukasischen Juden, die zum Teil noch ihre pittoresken Trachten und ihre folkloristisch bedeutsamen Feste bewahren. Dieser ganze alte Jischuv zählt heute in Jerusalem, Tiberias und Safed wohl nicht mehr als 25.000 Seelen, etwa ein Achtel der Juden Palästinas.

Aber auch der neue Jischuv ist alles weniger als einheitlich. Vor allem bilden die Siedler der *alten* Kolonien, der Pflanzungsdörfer Judäas und der samarischen Küstenlandschaft, die Einwanderer der *ersten Alija*, eine klar abgegrenzte Gruppe. Sie sind heute, wohl fast ausschließlich durch die Einwirkung des Schulwesens, restlos hebraisiert, aber sowohl ihre religiöse als auch ihre wirtschaftlich-soziale Stellung sondert sie von den später eingewanderten Elementen. Sie halten zum großen Teil an der religiösen Tradition fest und das macht sich auch in ihrer äußeren Erscheinung geltend: sie tragen meist Bärte und die Kleidung der osteuropäischen Landjuden (natürlich nicht den Kaftan der ostjüdischen Stadtbewohner), viele der Frauen tragen statt des eigenen Haares die Perücke (den *Scheitel*). Die Synagoge ist der weithin erkennbare Mittelpunkt ihrer Dörfer, die

überhaupt große Ähnlichkeit mit dem russisch- oder polnisch-jüdischen *Städtel* haben. Ihre wirtschaftlich-soziale Stellung ist dadurch bezeichnet, daß sie ihre Pflanzungen meist mit Lohnarbeitern bewirtschaften, zum großen Teil bis heute mit Arabern. Sie sind unbedingte Anhänger des Privateigentums und der *kapitalistischen Initiative* und stehen dem jüdischen Arbeiter modernen Schlages oft mit instinktivem Mißtrauen und einer schwer zu überwindenden Abneigung gegenüber. Ihre jugendlichen Söhne stellen die Kerntruppe jener Richtung, die im Lande die radikale nationalistische Ideologie verficht. Diese ganze Gruppe mag man mit insgesamt 15.000 Seelen beziffern.
In einem gewissen Sinn ist ihr auch die merkwürdige Gruppe der jemenitischen Juden zuzuzählen. Dieser sprachlich, aber auch im körperlichen Habitus weitgehend arabisierte Stamm, der in Jemen, der im südwestlichen Winkel der Halbinsel Arabien gelegenen unabhängigen Herrschaft des Imam Jahja, ein sehr bedrücktes Dasein, meist als Handwerker, führt, strebt seit mehr als 20 Jahren nach Palästina auszuwandern; heute mag es etwa 5000 Jemeniten in Palästina geben, die fleißige Arbeiter sind und sich mit ihrem ziemlich niedrigen Lebensstandard und ihrer starken Reli-

giosität in den alten Kolonien gut einleben. Leider gibt es bei den Juden, vielleicht unter dem Einfluß englischer Anschauungen, ein starkes Gefühl der Fremdheit und auch Überlegenheit den dunkelhäutigen Jemeniten gegenüber; mit Dankbarkeit ist hier der selbstlosen Arbeit einer westjüdischen Frau, Maja Rosenberg, zu gedenken, die unendlich viel für die geistige und kulturelle Hebung der jemenitischen Jugend tut, eine mühsame, oft enttäuschende, aber doch ganz wundervolle Arbeit.

Eine andere Welt ist die der *neuen* landwirtschaftlichen Siedler und Arbeiter. Zwischen den selbständigen Siedlern in Ica-Kolonien, Moschavim und den neuen Pflanzungsdörfern im Scharon, den Chaverim all der verschiedenen großen und kleinen Kvuzoth und Kibbuzim und schließlich den jüdischen Lohnarbeitern in den Kolonien alten Stils gibt es weitgehende materielle, wirtschaftliche Unterschiede, aber keinen Unterschied des gesellschaftlichen Typus. Sie alle fühlen sich als *Arbeiter* im echtesten und wahren Sinn, als bewußte Mitglieder der arbeitenden und um die Gestaltung des gesamten Lebens ringenden und kämpfenden Klasse. Sie stehen auch, natürlich, in engster Verbindung mit der städtischen Arbeiter-

schaft in Industrie, Handwerk, Baugewerbe und sonstigen Anstellungen. Ich schätze die Zahl der selbständigen Siedler auf 10.000, die der landwirtschaftlichen Arbeiter, sowohl in Kvuzoth als in Lohnarbeit, auf 25.000 und die der städtischen Arbeiter auf 45.000 (alle Ziffern bedeuten natürlich Kopfzahl der Gruppe, Erwerbende und alle Familienmitglieder; sie beruhen auf meinen Schätzungen, da es wirklich verläßliche und umfassende Zählungen bisher nicht gibt).

Diese wichtige Gruppe von 80.000 Menschen, zwei Fünftel des gesamten Jischuv, war bis vor einigen Jahren, genau gesprochen bis 1926, der maßgebende und angesehenste Stand im jüdischen Palästina und ist es in gewissem Maße noch heute. Nur in Sowjetrußland gibt es Ähnliches, aber sicher ist es nicht so von selbst geworden, viel mehr durch die politischen Verhältnisse erzwungen. In Palästina fühlt wohl fast jeder mit ungeheurer Deutlichkeit, daß nur die bewußte Verzichtleistung des Arbeiters auf ein bequemeres Leben, sein klar erkannter Wille zum Arbeitsdasein allen anderen erst die Existenz ermöglicht, wobei Existenz in dem buchstäblichen Sinne des Vorhandenseins zu verstehen ist. Der Arbeiter deklassiert sich, wenn er aus dem Proletariat in den Beamtenstand oder



Bild 47

Arbeitergruppe in Kinereth
[Blick auf Tiberias-See und Jordan-Austritt]



Bild 48

V a t e r u n d S o h n

[Jüdischer Bauer im Scharon]



Bild 49

Mutter und Tochter in einer Emek-Siedlung



Bild 50

Jüdischer Arbeiter in Magdiel */Scharon/,*
/seit sechs Jahren im Lande/

gar ins Bürgertum *hinabsinkt.* Mein Freund Z. wurde von der Arbeiterorganisation in eine ihrer wichtigsten Institutionen, die Tnuva, berufen, lebt in Jerusalem als Beamter dieses stattlichen Unternehmens wenn nicht besser, so sicher bequemer, hat einen bemerkenswert großen Wirkungskreis und freut sich der Arbeit, die ganz unmittelbar und sichtlich der Entwicklung des Landes dient; aber er will nicht bleiben, will heim nach Beth Alfa, wo er ein Arbeiter unter Arbeitern ist, läßt sich nicht zurückhalten. Das ist die Wirkung des Gefühles der Deklassierung im Beamtenstande. *Obwohl* die Beamten der Arbeiterorganisationen nur denselben Lohn erhalten wie Lohnarbeiter in den ländlichen Siedlungen. Sie tragen auch, selbst in Jerusalem oder Tel Aviv, das Kleid des Arbeiters, Hose und Hemd, dazu den russischen Kittel. Kleidung und Lebensart der Arbeiter werden überhaupt, wie in Europa die des Adels, von möglichst vielen angenommen.

Die Beamten der Histadruth (der Arbeiterorganisation) sind fast durchaus Menschen, die aus der Arbeiterschaft hervorgegangen sind, ihre besten, klügsten, geistig und moralisch höchststehenden Mitglieder. Gegen ihren Willen werden sie in die Rolle der Gewerkschaftsbureaukratie ge-

trieben, die vermöge der Stellung der Arbeiterklasse in Palästina natürlich viel mächtiger, einflußreicher ist als irgendwo in Europa, Sowjetrußland ausgenommen. Ob sie wollen oder nicht: sie sind es, die Gruppen zur Ansiedlung zulassen oder zu weiterer Probezeit als *unbefestigte Kvuzoth* verurteilen, die — troz der Demokratie des Zionistenkongresses — das Budget des Keren Hajessod bestimmen; der Merkas Chaklai, die Kolonisationskommission der Arbeiterschaft, hat auf die Gestaltung der Siedlungsarbeit weit mehr Einfluß als die Kolonisationsabteilungen der Hanhala (der zionistischen Exekutive) und des Keren Kayemeth. In dieser Menschengruppe hat das russische Judentum seine reinsten Vertreter, mit ihren am schärfsten ausgeprägten Fehlern und Vorzügen: Mangel an Ordnungs- und Organisationssinn, Liebe zum Chaotischen, starke Geltendmachung persönlicher Neigungen und Abneigungen, dabei äußerstes Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein, rückhaltlose Wahrhaftigkeit, unerhörte Selbstverleugnung und Selbstaufopferung. Sie sind voll Leben, voll Leidenschaft; keine Uhrwerke von Menschen, sondern brodelnde Krater; man kann vieles, was sie tun, verurteilen, lieben aber muß man sie, wenn man sie irgend kennt.

Ihnen nahe stehen die Beamten der zionistischen Organisation und ihrer Institutionen: der verschiedenen Abteilungen der Hanhala, des Keren Kayemeth, des Keren Hajessod, der Schulen, der sanitären Einrichtungen, der Banken. Man hat viel von der überwuchernden Bureaukratie in Palästina gesprochen, von den zahlreichen kopf- und herzlosen Nutznießern des nationalen Aufbaues. So zu sprechen ist eine maßlose Übertreibung. Sicher gibt es auch unfähige Beamte, kleinliche, beschränkte Leute, aber ihre Zahl ist gering gegenüber der der rastlos fleißigen, pflichtbewußten und nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen arbeitenden Amtswalter. Und die Zahl der Beamten ist zweifellos *zu klein.* Es ist doch ein großer Apparat im Gange zu halten, der nur aus nationalen Mitteln des Keren Hajessod, des Keren Kayemeth und anderer Institutionen alljährlich etwa eine halbe Million Pfund (jetzt etwa acht Millionen Mark) in Umlauf setzt.

Wenn die Arbeiterschaft heute nicht die gleiche beherrschende Rolle innehat wie noch vor wenigen Jahren, so kommt das von der Einwanderung und dem Aufstieg einer Gruppe, die heute auf 70.000 bis 80.000 Seelen geschätzt werden kann und den Großteil der städtischen Bevölkerung bil-

det. Sie ist am schwersten zu fassen und zu erfassen; sie wendet alle in Jahrhunderten hochgezüchtete jüdische Findigkeit und Tüchtigkeit an, um den gewaltigen Aufbau *auszunützen*, um sich eine Existenz zu schaffen, und ist zugleich ein mächtiger Motor und Helfer dieses Aufbaues. Die Tausende von Unternehmungen, beginnend mit dem gescheiterten Chaluz, der für seine letzten geretteten oder die ersten geborgten paar Piaster zehn Dutzend Schuhbänder und ein halbes Dutzend Dosen Schuhcreme kauft und damit in der Allenby- oder Lilienblumstraße in Tel Aviv einen schwunghaften Handel eröffnet, oder dem 426. Sodawasserkiosk an der Jaffastraße in Jerusalem, bis zu den Hotels, Kaufläden, industriellen Unternehmungen, ja bis zu den gewaltigen Fabriken bei Haifa oder am Toten Meer, die ungeheure Skala von Erfindungsgabe, Wagemut, lächerlichem Optimismus, eiserner Energie, letzter Selbstaufopferung und unersättlichem Streben nach oben, diese Skala, welche Barbierläden und Fabriken künstlicher Zähne, Strickereien, Schuhputzunternehmungen kleinsten und größten Stils, Badeanstalten, in denen das Meerwasser erhitzt, und solche, in denen das Thermalwasser von Tiberias auf erträgliche Grade abgekühlt wird, Kabaretts und

Sanatorien einschließt, diese Skala ist es, der das Land wohl eigentlich seinen jetzigen Aufschwung verdankt. Beide zusammen, der Pioniertypus des Arbeiters und das Wirtschaftsgenie des ostjüdischen Alleskönners — beide zusammen bauen den Mikrokosmos, die kleine Welt des neuen Palästina.

Geselligkeit

Ich habe gelegentlich schon von der Selbstverständlichkeit gesprochen, mit der man in Palästina Gastfreundschaft bietet und annimmt. Niemand findet etwas Besonderes dabei, wenn er sich bei einem fast Unbekannten für acht Tage einquartiert oder wenn er um ein Uhr nachts oder um fünf Uhr früh zu Besuch kommt und die Leute gelegentlich auch aus dem Schlaf weckt. Und tatsächlich ist ja Gastfreundschaft, die wechselseitig in Anspruch genommen wird, in den Städten so ziemlich der einzige Ersatz für die in Europa so mannigfach entwickelte Geselligkeit. Es gibt im Grund kein Theater — nur einzelne Aufführungen, mit denen man dann von Stadt zu Stadt reist —, wenige Konzerte, Vorträge, so gut wie keine Bälle und gesellschaftlichen Veranstaltungen. Wenn ja einmal etwas *los* ist, stürzen sich die

Leute wie ausgehungert darauf. Ergänzung und Ersatz bieten die unzähligen Versammlungen (Assefoth) und Sitzungen der verschiedensten Vereine, Enqueten, Vaadim und Vaadoth (Komitees und Kommissionen), welche stärkste Teilnahme finden, in der Regel zwei Stunden nach dem angesetzten Beginn wirklich eröffnet werden und immer bis tief in die Nacht dauern.

In Jerusalem gibt es ein paar Familien, die ein richtiges Gesellschaftsleben führen, große Gastereien geben und ihre Jours abhalten. Daran nimmt ein ganz kleiner Teil der jüdischen Oberschicht teil und ein ebenso begrenzter Kreis der arabischen *Haute volée*. Die weit überwiegende Mehrheit der Juden hat ausschließlich jüdischen Verkehr und dieser spielt sich in der sehr ungezwungenen Form gegenseitiger Besuche ab. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß ich den Eindruck hatte, als ob diese Geselligkeit ganz ebenso inhaltsleer und unaufrichtig wäre wie in Europa. Man hat einander wenig zu sagen: die geistigen Interessen sind in den meisten Fällen sehr bescheiden, als Unterhaltungsstoff dient meist mehr Stadtklatsch als etwas anderes; dieser und die sonstigen Themen eines an der Oberfläche bleibenden Gespräches verdecken, wie in Europa, die uneingestan-

dene, aber allen Beteiligten sehr klare Tatsache, daß man diesen Verkehr pflegt, weil man ihn aus Gründen des Geschäftes oder des Kredites nötig hat, vielleicht auch um sich über seine Sorgen — die doch jeder in reichlichstem Maße besitzt — hinwegzuplaudern, nicht aber aus innerlichem Bedürfnis.

Dazu stimmt die Beliebtheit des Kinos und des doch noch recht mangelhaften Theaters. Ich sah vor acht Jahren eine Vorstellung in Jerusalem: drei Einakter, das dümmste und einfältigste, was eine ebenso gedankenlose wie selbstgefällige europäische Bürgerlichkeit an grotesken Possen produzieren konnte, ins Hebräische übersetzt. Erfreulich daran war, daß dieses Publikum, das den großen Saal dicht füllte, der hebräischen Aufführung mit Selbstverständlichkeit folgte und jede Pointe durch Lachsalven würdigte; aber ich möchte doch die Vorstellung und die sichtliche Freude des Publikums an ihr nicht als Maßstab für die künstlerischen Interessen der palästinensischen, nicht einmal der Jerusalemer Juden gelten lassen. Freilich sind die Theaterverhältnisse seit der Übersiedlung der *Habima* von Moskau nach Tel Aviv sehr viel besser geworden. Aber die Habima produziert doch jährlich nur zwei bis vier Stücke,

deren Auswahl manchmal sehr danebengreift, und das, selbst mit der Ergänzung durch das Arbeitertheater *Ohel*, ein richtiges *Studio*, kann für das gesellige Leben des Landes doch nur eine bescheidene Wirkung ausüben.

Eine edlere Geselligkeit als in den Städten kannst du in den Siedlungen beobachten: die allabendliche *Sicha* oder Besprechung, in der zunächst die Arbeit für morgen eingeteilt wird, dann aber auch allgemeine Fragen erörtert werden, die große Zusammenkunft am Freitagabend und an allen Feiertagen, der *Neschef*, meist mit Tanz, Musik und Lektüre, endlich die *Tijulim*, die Massenausflüge, vor allem zu Peßach, aber auch zu anderen Festzeiten, wie am 15. Schwat und zu Herzls Jahrzeit. In diese Festreisen wird auch das Stadtvolk hineingezogen und es entwickelt sich ein Treiben, wie wir es aus den Schilderungen Gottfried Kellers von Schweizer Sänger- oder Schützenfesten her kennen.

Geselligkeit ist, so sagt man, die feinste Blüte der Kultur. Die Zeiten, die den Formen des äußeren Lebens den größten Wert beimaßen, das griechische Altertum, die Renaissance, das Rokoko, brachten sie auf eine sonst unerreichte Stufe der Vollendung. Unserer Zeit fehlt sie. Weder in Europa noch in

Amerika sind wir über schwächliche Kopien des Louis XV.-Salons hinausgekommen — und dennoch lebt in uns eine unstillbare Sehnsucht nach edler Geselligkeit. Vielleicht keinen Vorwurf gegen den Galuth-Zionismus können wir so stark empfinden, keiner trifft uns so tief wie der berechtigte, daß diese Bewegung, die doch so viele wertvolle Menschen erfaßt, ihnen einen Lebensinhalt gegeben, sie dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit, der Gemeinschaft wiedergewonnen hat, daß auch sie keine *zionistische Gesellschaft*, keine Geselligkeit zu schaffen vermochte. Liegt es an uns, liegt es an der Zeit? Jedenfalls gesteht der Beobachter, daß er in Palästina unendlich viel Schönes, Großes, Starkes erlebt hat — aber was Europa und Amerika nicht erzeugen konnten, die echte, lebendige Geselligkeit, hat auch Erez Israel bisher nicht hervorgebracht.

Neue oder alte Wege?

Als ich zuerst wieder nach Jerusalem kam, war ich, warum sollte ich es nicht gestehen, einigermaßen enttäuscht. In der kurzen Zeit von acht Jahren hatte sich die Stadt in einem erstaunlichen Grade entorientalisiert, europäisiert, banalisiert, trivialisiert. Die Altstadt zwar ist immer noch,

wenigstens im *Suk*, dem Bazar, ein Stück echten, unverfälschten Orients; aber aus den übrigen Vierteln innerhalb des Mauernrechteckes sind die *besseren* Leute, die früher doch in erheblicher Zahl hier gelebt hatten, anscheinend fast restlos hinausgezogen in die neuen Wohnsiedlungen, und was zurückblieb, ist das ärmste Volk, das diese ehrwürdige Altstadt rasch zu einem richtigen *Slum* stempelt. Die Jaffastraße, vordem nüchtern und unschön, aber einheitlich mit ihren schmucklosen, jeder architektonischen Prätention entbehrenden Häusern aus den achtziger und neunziger Jahren, zeigt jetzt ein schreiendes Durcheinander dieser, jetzt fast vornehm wirkenden älteren Bauten und knallprotziger öffentlicher, privater und kommerzieller Gebäude; die *alte* Vorstadt von Sichron Mosche bis hinunter nach Mea Schearim und der Bucharia ist von breiten Verbindungsstraßen aufgerissen und von neuen Schechunoth mit modernen, aber auf Profit gebauten Miethäusern durchsetzt; und die neuen Wohnviertel, vor allem Rechavja, das Zentrum der jüdischen *Bourgeoisie*, sind baulich um nichts besser als das Tel Aviv der ersten Jahre, nur daß statt Muthesius und der Millionärsvilla die Vorbilder jetzt Le Corbusier und Bauhaus Dessau heißen. Und am Rande von Re-

chavja prunkt das amerikanisch-vornehme King David-Hotel mit tausend Fenstern und gegenüber wächst der Alptraum eines Architekturschülers, das Gebäude der YMCA, in den Himmel; eine unauslöschliche Schande, daß eine Regierung, die Denkmalschutz zu üben vorgibt, diese brutale Vergewaltigung des gesamten Stadtbildes von Jerusalem zuläßt.

Und dieser Eindruck schwächt sich nicht sehr ab, wenn man Einblick in das Innere der Häuser erhält. An die Stelle problematischer Wohnkvuzoth, zu denen sich früher ein paar Familien zusammengetan hatten, die neue Wege des gesellschaftlichen Lebens suchten, ist der schrankenlose Wettbewerb um den Ruhm der schönsten und komfortabelsten Wohnung, den am glänzendsten gedeckten Tisch und die am täuschendsten europäisch-bürgerliche Bewirtung der Gäste getreten. Man läßt ohne Bedenken die *Osereth*, die Hausgehilfin, die doch immer noch ungefähr als Familienmitglied gilt, die Schüsseln den Gästen ringsum servierend anbieten, was dadurch erleichtert wird, daß diese Gäste gern in großer Toilette und Evening dress erscheinen. Das entscheidende Problem scheint jetzt nicht mehr zu lauten: „Wie schaffen wir eine neue Lebensform?“, sondern vielmehr: „Wie imitieren wir

hier mit unseren immerhin noch bescheidenen Mitteln am täuschendsten die Lebensform der europäischen Großbourgeoisie?“ Es ist eine besonders ironische Note darin, daß diese europäische Großbourgeoisie bald *nur* noch in ihren Nachahmern existieren dürfte.

Wenn du aus deinem Herzen keine Mördergrube und den selbstzufriedenen Neu-Jerusalemiten sanfte Vorwürfe machst, werden sie bockig. In Parenthese: Habe ich nicht schon einmal angedeutet, wie groß in Palästina der Lokalpatriotismus ist? Wer in Jerusalem wohnt, verachtet das plebejische Tel Aviv und das *gojische* Haifa, und der — vielleicht sogar schon drei oder vier Jahre lang — in Haifa Beheimatete dankt täglich Gott, daß er ihn nicht nach dem heißen und häßlichen Tel Aviv oder gar nach dem schmutzigen Jerusalem verschlagen hat, wo es in trockenen Sommern nicht einmal genug Wasser gibt. Ähnliches gilt von den ländlichen Siedlungen, wo immer ein Siedlungsgebiet gegen das andere, eine Siedlungsform und ein Wirtschaftszweig gegen den anderen herausgestrichen wird. Dieser Patriotismus der neuen Bürger von Jerusalem wird durch jedes noch so behutsame Wort der Kritik geweckt. Ja, ihr habt leicht reden, heißt es da, ihr kommt von Europa

für ein paar Wochen oder höchstens Monate hierher und wollt nun hier für euer Geld Orient, Romantik, Abenteuer erleben. Aber wir bedanken uns für die Rolle der *interessanten Natives*, die ihr uns zudenkt. Wir haben nicht die geringste Lust, um der Befriedigung sentimentaler Touristen willen in malerischem Dreck zu wohnen. Euch ist es auch ganz recht, daß ihr statt der primitiven Herbergen von früher — mittelalterliche *Chans* waren noch romantischer — gute Hotels und Pensionen mit W. C., fließendem Wasser, elektrischem Licht und sogar ganz ohne Wanzen findet. Wir wollen keine Schauobjekte sein, sondern unser eigenes Leben leben, so gut und schön und bequem wie nur möglich. Wer mit dem Maß Romantik nicht auskommt, das wir zu bieten haben, findet noch ein weites Feld südlich und östlich von uns, zum Beispiel bei unserem freundlichen Nachbarn, dem Emir Abdallah, Herrscher von Englands Gnaden über sämtliche Beduinenstämme Transjordaniens, wo sogar gelegentlich auch noch Überfälle auf Reisegesellschaften vorkommen.

Ich kann nicht leugnen, daß die Argumente dieser Verteidigung nicht ganz von der Hand zu weisen sind. Und doch — ihr gewollt unpathetisches Pathos überzeugt mich nicht restlos. Dieses schöne

und gute und bequeme Leben — hat es euch nicht das Schönste und Beste und Wertvollste, das ihr früher hattet, ganz still und unmerklich aus der Hand gedreht, abgezwungen oder abgeschmeichelt? Denkt ihr etwa zu leugnen, daß es das Schönste und Beste und Wertvollste war, dieses Boheme-mäßige, dieses Traditionslose, dieses Gefühl, Anfänger einer Entwicklung zu sein? Gottfried Keller, der Bohemien, der Feind der Konvention, hat in dem kleinen Philister Adam Litumlei (im *Schmied seines Glückes*) den adeligen Ahnenstolz mit umgekehrtem Vorzeichen verkörpert, der nicht Enkel hoher Ahnen sein will, sondern Ahnherr eines blühenden Geschlechtes von Enkeln. Wart nicht ihr solche Adams, aber frei von Philistertum und dummem Stolz, wolltet nicht ihr alle Ahnherren einer neuen Welt werden, hatte nicht jeder einzelne von euch täglich und stündlich, in Arbeit und Muße, das Gefühl der Verantwortung vor künftigen Geschlechtern, das Bewußtsein, Pionier und Wegbahner zu sein? Und was habt ihr an dessen Stelle bekommen, bei eurem guten und schönen und bequemen Leben? Die *Sklaverei der Konvention.* Das war es, was mich bei meinem ersten Besuch in Palästina am stärksten berührte: die Freiheit von der Konvention, von den tausend Fes-

seln der Eitelkeit, von der kleinlichen Eifersucht, dem Geltungswahn, dem Wetteifer in wertlosen Darbietungen, von dem Zwang des Sich-Messens in dem Reichtum an den in Wirklichkeit ach so belanglosen Besitztümern des äußeren, des *schönen und guten und bequemen Lebens*. Und was ich nun — ich will ehrlich einschränkend sagen — bei einem *Teil* der *städtischen* jüdischen Bevölkerung Palästinas sehe, das ist ein ahnungslos blindes Aufsichnehmen dieses scheinbar schon vergessen gewesenen Joches, des Joches der Konvention.

Wahrscheinlich konnte und kann es nicht anders sein. Man lebt nicht im luftleeren Raum, und gerade in Jerusalem gibt es so viel Zwang, mit der arabischen Oberschichte, vor allem aber mit der englischen Gesellschaft zusammenzuleben, daß wohl auch hier eine Art von Assimilation eintreten mußte. Die ungeheure Energie und die wirtschaftliche Kraft, die nunmehr auch Jerusalem von Grund auf erneuert und modernisiert, europäisiert hat, zwingt mich zu höchster Bewunderung; ich kann aber nicht verkennen, daß hier keine neue Gesellschafts- und Lebensform wächst, sondern eine alte importiert wird. Daß sie nicht zu einer levantinischen werde, dafür muß man seine Hoffnungen, trotz allem Chaotischen und Gewöhn-

lichen, weit mehr auf Tel Aviv setzen, vor allem aber auf das jüdische Dorf, auf die Kolonie, den Moschav, am stärksten auf die Kvuza. Ich sagte früher und sage es heute mit verstärkter Bewegung: Möge es uns beschieden sein, daß im jüdischen Palästina das Dorf der Stadt sein Gesetz vorschreibt und nicht die Stadt das ihre dem Dorfe.

Nachträglich erhalte ich übrigens noch eine Mitteilung zu diesem Thema, die mich das, was ich hier bedauerte, in einem freundlicheren Lichte sehen lehrt. Ich werde nämlich daran erinnert, daß man sich, wenn man Gäste aus dem Auslande empfängt, immer Mühe gibt, es ihnen so angenehm wie möglich zu machen, es ihnen jedenfalls nicht an jenen Bequemlichkeiten mangeln zu lassen, über die sie bei sich zuhause zu verfügen gewohnt sind. Kurz: man lebt in jenen Familien nicht *alle Tage* so europäisch komfortabel, wie es mir, dem Gaste, schien, und zum Schluß ist meine, aus Liebe geborene Kritik gar noch in Gefahr, als schnöder Undank zu erscheinen ...

Parteien

Eine der größten Sorgen aller mehr oder minder aufrichtigen Freunde des jüdischen Palästinaaufbaues ist die Frage: Wie wird man all die verschie-



Bild 51

Goldene Äpfel

(Sortieren und Packen von Orangen in Rechoboth)



Bild 54

Gartenanlagen von Chedera

denen Juden unter einen Hut bringen, wie werden sie sich vertragen? Man weiß doch, daß Juden überall miteinander streiten; soviel Köpfe, soviel Parteien — wird das in Palästina nicht jede konstruktive Arbeit unmöglich machen? Man denkt gar nicht daran, daß ein geschlossen auf seinem Boden sitzendes Volk doch viel leichter ertragen kann, was eine zersplitterte Diaspora erträgt. Ist dieses *Streiten* eine Gefahr, so hat sie doch den unendlich schwachen, an zentripetalen Kräften erschreckend armen, täglich und stündlich in ihrem moralischen und physischen Bestand bedrohten Gemeinden des Exils keine allzu großen Sorgen bereitet — um wieviel weniger der verwurzelten, fest zusammengeschlossenen Gemeinschaft in Palästina! Aber die Frage ist tiefer zu fassen. Gewiß, es gibt schon heute in der jüdischen Zwerggemeinschaft Palästinas, die kaum 200.000 Seelen zählt, einen Überfluß von Parteien: Die Sfardim, die aschkenasische Orthodoxie unter Führung der Agudas Jisroel, die bürgerlich-kapitalistische Partei, noch sehr wenig organisiert, sehr wenig selbstbewußt, irgendwie von einer Art von schlechtem Gewissen bedrückt; sie tritt unter verschiedenen Namen auf, als Kolonistenorganisation, als *Allgemeine Zionisten*, als Revisionisten, ohne rechtes Bewußtsein

ihrer Einheitlichkeit. Dann gibt es ein sehr merkwürdiges Gebilde, die sogenannten *Bne Binjamin*, meist jüngere Söhne von Siedlern der alten judäischen Kolonien, die glauben, mehr Anspruch auf das Recht zu haben, mit Hilfe des Diasporajudentums in Palästina angesiedelt zu werden, als die frisch einwandernden Chaluzim, und die mit ihrer Ansiedlung stark privatkapitalistische Ideen eines Kleinbauerntums nach europäischem Muster und auf Grundlage des individuellen Bodeneigentums verwirklichen wollen. Schließlich ist die Arbeiterschaft, die in den letzten Jahren vor dem Kriege und nach dem Kriege eingewandert ist, bis kürzlich in mehrere Parteien geteilt gewesen: die stärkste war die marxistisch gerichtete, der Amsterdamer sozialdemokratischen Internationale angeschlossene *Achduth Haavoda*, schwächer die ebenfalls sozialistische, aber nicht marxistische Organisation des *Hapoel Hazair*, am schwächsten die kommunistische Gruppe, die sich zur Zeit ihrer Blüte, 1920, *Miflagath Poalim Sozialistim*, abgekürzt *Mopsim*, nannte und jetzt, da sie von der Regierung nach Möglichkeit unterdrückt wird, alle paar Monate einen anderen Namen annimmt. Es gab auch einen Ableger der Fraktion *Zeire Zion* in Palästina, der allerdings dem Hapoel Hazair sehr

nahestand. Schließlich stellen die Richtungen innerhalb der Arbeiterschaft, die bestimmte Siedlungsformen, die Kvuza, den Moschav ovdim oder das gildenähnliche Prinzip des Kibbuz oft in hitziger Polemik gegeneinander vertreten, etwas wie Parteien dar. Erfreulicherweise haben sich die Arbeitergruppierungen (mit Ausnahme der Kommunisten) schon seit 1931 zu einer einheitlichen palästinensischen Arbeiterpartei, *Miflagath poalim erez-israeliim* (abgekürzt *Mapai*) zusammengeschlossen, der auch ein ähnlicher Zusammenschluß *(Ichud)* der sozialistisch-zionistischen Gruppen in der Diaspora folgte.

Aber, und das ist das Entscheidende, die Kämpfe dieser Parteien miteinander sind etwas völlig anderes als die Streitigkeiten der *Parteien* innerhalb jüdischer Gemeinden in der Diaspora. Diese Streitigkeiten, für die der jiddische Ausdruck *Machlojkes* in der ganzen Welt von Juden angewandt und verstanden wird, sind durchaus Prestigekämpfe. Verschiedene, in bestimmten führenden Persönlichkeiten symbolisierte Gruppen kämpfen um das Prestige, das Ansehen, die Geltung im jüdischen Leben. Meist ist es einfach und offenkundig ein Kampf um den *Koved*, die Ehrenstellung. Neue Leute, oft Zugewanderte, kämpfen

mit den Alteingesessenen, den im *Koved* Festgesetzten, um die Gleichberechtigung, um den Vorrang. Und der Besiegte fühlt sich, wie man immer wieder hört, zurückgesetzt, abgestoßen, verbittert. Erst die zionistische Bewegung hat in das moderne jüdische Leben des Galuth eine neue Art des Kampfes, den Kampf um Ideen, nicht um Personen, gebracht — und auch innerhalb des Zionismus sind, weiß Gott, die Rückfälle erschreckend zahlreich. All diese Kämpfe sind die Kämpfe von Sklaven untereinander. Gegen den starken Herrn, den gemeinsamen Unterdrücker, wäre der Kampf aussichtslos — die angesammelte Kampfstimmung wird im persönlichen Streit gegeneinander ausgetobt, abreagiert. In Palästina ist der Kampf von diesem Verdrängungskomplex frei; er geht um Ideen, um Prinzipien, um Wirtschaftsformen, nicht um Personen, nicht um Einfluß, nicht um *Koved*. Wer besiegt wird, geht nicht beleidigt schmollend in den Winkel, sondern kämpft weiter oder tritt als einfacher Arbeiter in Reih und Glied zurück. Hier gibt es nicht Streitigkeiten von Sklaven, sondern Kämpfe von freien Männern; und darum hegen die Kämpfenden auch keine persönliche Feindschaft gegeneinander, sondern gar oft treue, jahrzehntelang erprobte Freundschaft.

Übrigens sind zum Beispiel die Arbeiter, welcher Partei sie auch angehören, in einer großen Gewerkschaft, der *Histadruth Klalith*, vereinigt, die *Kupath cholim* (Krankenkasse) und manche anderen Institutionen sind gemeinsame Schöpfungen aller Arbeiter. Es melden sich immer wieder tapfere und schüchterne Versuche, auch arabische Arbeiter gewisser Berufszweige in diese allgemeine gewerkschaftliche Organisation einzubeziehen; diese Forderung des *Irgun meschutaf*, der *gemeinsamen Organisation*, wird von weiten Kreisen der jüdischen Arbeiterschaft erhoben. Man kann stundenlang selbst mit führenden Männern einzelner Organisationen über die Probleme des Landes sprechen, ohne zu erfahren, welcher Partei sie angehören; die Partei ist einfach die Zusammenfassung der Menschen ähnlicher Anschauung, nicht aber der Schlachtruf im Gewühl persönlicher Streitigkeiten; also kein Hindernis der Entwicklung, sondern ein Ordnungselement, ein Moment des Fortschrittes, ein Zeichen lebhaften Interesses und geistiger Regsamkeit. Nicht daß alle unter einen Hut kommen, ist wichtig; sondern daß unter jedem Hut ein lebendiger Mensch, ein denkendes Hirn steckt. Und das ist, Gott sei Dank, in Palästina der Fall.

Gerim

Aber niemand wird, über aller Zersplitterung, die große gemeinschaftsbildende Kraft verkennen, die in Palästina am Werke ist und die sich vielleicht am stärksten in den Fremden manifestiert, die das neue jüdische Leben an sich zieht und sich eingliedert. Assimilation mit verkehrtem Vorzeichen und ohne Druck, ohne Zwang, ohne Verachtung von der einen und ohne verdrängte Minderwertigkeitsgefühle von der anderen Seite . . .

Da ist eine neue Kolonie, in den Windeln noch, sozusagen, von Chaluzim, die dem Misrachi, der orthodoxen Fraktion im Zionismus, angehören, angelegt. Die Siedler sehen etwas anders aus als sonst meistens, bärtig, auch etwas älter zum Großteil. Ich besuchte sie zusammen mit einer Kommission der Kolonisationsabteilung der Hanhala aus Jerusalem; die Führung besorgte einer der jüngeren Chaluzim, der auch die Verhandlung mit der Kommission führte, denn er ist der *Muchtar*, der Dorfvorsteher, der die Siedlung den — jüdischen und staatlichen — Behörden gegenüber vertritt. Daß man einen der jüngeren Ansiedler zum Vorsteher gewählt hatte, war weniger auffällig, als daß es, wie ich hörte und auch selbst auf den ersten Blick

erkennen konnte, ein *Nichtjude* war. Der typische russische Bauer, blond, hochgewachsen, etwas schwerfällig, vertrat er voller Pflichtbewußtsein in ganz flüssigem Hebräisch die Interessen dieser Siedler, die den Ehrgeiz haben, eine *fromme* Kolonie aufzubauen. Der Muchtar ist, trotz seiner Jugend, der Frömmste von ihnen, Sohn eines *Ger*, eines jener russischen Bauern, die — wirklich aus Überzeugung — zum Judentum übergetreten sind. Ahnt man, welche Summe von Schwierigkeiten, Mühen, Nöten, Sorgen, Verdrießlichkeiten der Führer einer neuen Siedlung zu tragen, zu überwinden hat? Der zum Chaluz gewordene Muschik trägt sie, überwindet sie *lemaan haschem*, um Gottes willen, um jenes Gottes Willen, der *seinem* Volk geboten hat, dieses Land zu erlösen aus der Knechtschaft der Völker, die *ihn* nicht kennen ...

Religiöse Form wird zur Landessitte und das alltägliche Leben zum Gottesdienst. Sind sie gottlos, jene Chaluzim, die das Land erlösen nicht um Gottes willen, sondern um des Volkes, um der Wahrhaftigkeit ihres Lebens willen? Nirgends vielleicht in ganz Palästina fühlt man so stark und unmittelbar den Zusammenhang mit dem Absoluten wie im oberen Galil, in den Fiebernesten am Meromsee und in den Bergdörfern unter dem Hermon, Me-

tulla, Kfar Gileadi, Tel Chai, Ajeleth haschachar. In Kfar Gileadi, der großen Kvuza, zeigte mir, 1924, einer der Chaverim Hof und Stall, Wohn- und Kinderhäuser, den von ihm selbst angelegten und gepflegten Obstgarten und die von rührender Liebe umhegte Anlage an der Stelle, wo Josef Trumpeldor, der 1920 bei der Verteidigung gegen arabische Angreifer gefallene Held des Galil, zuerst begraben worden war, vor der Überführung nach dem gemeinsamen Friedhofe am Wege nach Tel Chai. Wie er alles erläuterte, mit der Selbstverständlichkeit und dem Stolze, die ihnen allen dort eignen — Selbstverständlichkeit der moralischen Forderung, Stolz auf das Land und seine Möglichkeiten —, wie er vom Leben der Chaverim berichtete, vom Leben in den Kinderhäusern, dem Kindergarten und der Schule, wie er von Trumpeldor erzählte, — niemand hätte den grotesken Einfall haben können, er sei kein Jude. Und doch war er, vor vierzehn Jahren, aus seiner holländischen Heimat nur durch Zufall mit einer jüdischen Kvuza bekannt geworden; das Leben gefiel ihm, er blieb acht Tage, arbeitete sein Essen ab, aus den Tagen wurden Wochen, Monate, Jahre; zu Kriegsbeginn fuhr er in seine Heimat, sogleich nach dem Waffenstillstande kam er wieder, —

weiß er selbst, ob er Christ ist oder Jude? *Chaver* ist er, das weiß er und wissen alle im Lande, Genosse, Bruder, Freund, der aus freiem Willensentschluß sein Leben mit dem Werden dieses jüdischen Gemeinwesens verknüpft hat.

Das alltägliche Leben wird zum Gottesdienste und religiöse Form zur Landessitte. Der Freund, der mich eines Freitag-Nachmittags im Hotel zu Jerusalem besuchte, ist nicht religiös. Doch im Begriff, eine Zigarette anzustecken, sagte er plötzlich: „Ach, ich glaube, es ist schon Schabbath" und tat die Streichhölzer wieder weg. Nicht aus Frömmigkeit, auch nicht aus Scheu vor der Intoleranz der Orthodoxie, — es ist Landessitte, der er sich fügt, weil er sich der jüdischen Gemeinschaft zurechnet, obgleich er selbst kein Jude ist. Ein Künstler, ein moderner, höchst kultivierter Mensch, ein Deutscher, der am Deutschtum der Nachkriegszeit verzweifelte, der sich nicht zurechtfinden und in die neuen Verhältnisse nicht einfühlen konnte, ist er hiehergekommen und hat hier staunend gesehen, daß fern einer Welt, die in Fäulnis und Gestank zerfällt, ein neues Leben gebaut wird, arm noch, klein und mühselig, aber auch rein, stolz, voll ehrlichen Willens zum Guten. Aus dem Staunen ward Liebe, Hingabe, verständnisvolles Mitwirken, und heute

identifiziert sich der Künstler, der Mensch in voller Selbstverständlichkeit mit allem Jüdischen in Palästina.
Drei Gerim, drei Stufen der Assimilation mit umgekehrtem Vorzeichen. Ich spreche von ihnen nicht, weil ich stolz wäre auf die Anerkennung unseres Wertes, die in ihrem Verhalten liegt, und als ob ich — wie die beflissenen *Assimilanten* — auf ihr Zeugnis mehr hielte als auf das von Juden. Ich glaube, sie sind ein Zeichen für die gemeinschaftsbildende Kraft des jüdischen Palästina. Und daß es eine wirkliche Kraft ist, keine irgendwie politisch zu wertende *Tendenz*, dafür ist mir Beweis, daß die Gerim selbst und die Juden von diesen Erscheinungen nur zögernd Kunde geben, als schämten sie sich. Das Geschehen ist zu pathetisch, als daß man es einfach verkünden dürfte, als tägliches, stündliches Geschehen, und nicht Gefahr laufen müßte, theatralisch zu erscheinen; nichts aber hassen sie dort so gründlich wie das Pathos des Wortes. Wenn sie von der Arbeit, den Formen der Wirtschaft, von Plänen, von Budgets, von Schulden, von Tabak oder Getreide sprechen, geraten sie in Eifer, werden heftig und die Beredsamkeit erklimmt einer erstaunliche Höhe: kommt aber die Rede auf sie selbst, das Menschliche, das

manchmal Übermenschliche, so stockt das Wort, sie werden verlegen, schüchtern, einsilbig, es ist, als *schämten sie sich, Helden zu sein.* Wenn hier in Europa so mancher oft und allzuoft von *unseren Chaluzim* deklamiert, mag das ein leider unvermeidliches Mittel der Propaganda sein; hier wird geredet, dort geschaffen; und in Erez Israel lernst du, was doch die größten Menschen jeder Zeit gewußt haben: Großes wächst nur in der Stille.

manchmal Übermenschliche, so stockt das Wort, sie werden verlegen, schüchtern, einsilbig, es ist, als schämten sie sich, *Helden* zu sein. Wenn hier in Europa so mancher oft und allzuoft von unseren Chaluzim deklamiert, mag das ein leider unvermeidliches Mittel der Propaganda sein; hier wird geredet, dort geschaffen, und in Erez Israel lernst du, was doch die größten Menschen jeder Zeit gewußt haben: Größe wächst nur in der Stille.

X. RELIGION UND RELIGIOSITÄT

Die Priesterstadt der Westwelt

Ich verfüge nicht über genügend Kenntnisse, um es wissenschaftlich zu beweisen, aber es scheint mir ein grundsätzlicher Unterschied zwischen den Religionen Westasiens (Judentum, Christentum, Islam) und denen des Ostens (Buddhismus, Konfuzianismus usw.) zu sein, daß jene in das politische Leben der Völker eingreifen, es benutzen und sich von ihm benutzen lassen, während diese nur das individuelle Leben gestalten und der Sphäre staatlicher Machtentfaltung durchaus fernbleiben (der tibetanische Lamaismus ist, glaube ich, eine Ausnahme). Damit hängt die territoriale Gebundenheit der Westreligionen zusammen, die alle ihre sehr stark betonten geographischen Zentren haben. Die Bedeutung dieser *heiligen Stätten* wäre aus dem Wesen der *Religion* allein gar nicht zu verstehen; sie wird durchsichtig mit der Erwägung, daß sie eben die ethnische oder politische Bindung der betreffenden Religion sinnfällig machen.

Palästina und vor allem Jerusalem ist solch symbolischer Mittelpunkt für alle drei Westreligionen. Jerusalem ist die Stätte, wo sich der Tempel Salomonis erhob, das Symbol des reinen, jüdischen Gottesglaubens, zugleich aber auch des machtvollen hebräischen Staatswesens; Jerusalem ist der Ort, wo Jesus predigte, litt und starb, das Symbol seiner Lehre von der Heiligung der Seele durch den Glauben, zugleich aber auch, für die christliche Kirche, das Sinnbild der Ablösung des Judentums durch die Kirche in der Erfüllung der Weisung: Werde zum Segen allen Völkern, errichte ein Gottesreich für alle Nationen; Jerusalem ist auch dem Islam nächst Mekka der heiligste Ort und heißt ja auch dem Araber schlechthin *El Kuds*, die Heilige. Und da in allen drei Religionen nicht nur die Tendenz lebt, die einzelne Seele zu erlösen, sondern auch jene, die Gesamtheit der Bekenner zu einer starken, irdischen Macht zu gestalten, ist Jerusalem nicht nur ein Ort der Anbetung und Andacht, sondern auch eine Position, um die mit den gröbsten und den subtilsten Mitteln unaufhörlich gerungen wurde und wird, ein Ort, an dem es gilt, sich gegenüber den anderen, die die gleichen Prätentionen haben, Geltung, Ansehen, Prestige, Autorität zu verschaffen.

Und da Jerusalem für jede der drei Religionen so bedeutungsvoll ist und für alle drei zugleich, ist diese Stadt sozusagen der Maßstab für das gegenseitige Kräfteverhältnis. Rom hat sicherlich für die katholische Kirche viel mehr Bedeutung als Jerusalem (als der Sitz des Papstes und der Kardinalkollegien, während in Jerusalem nur ein Patriarch residiert); aber es ist kein Zufall, daß Rom so überaus aufmerksam verfolgt, was in Jerusalem vor sich geht, denn es weiß, daß der, dem Jerusalem den Vorrang zuerkennt, in der ganzen übrigen Westwelt hohe Geltung besitzt.

Und wie die Banken und selbst einzelne Kaufleute ihre besonderen Vertreter an den Finanzzentren der Welt haben, die ihnen von den leisesten Erschütterungen sogleich Kunde geben können, so halten die Westreligionen ihre Korrespondenten und Agenten in Jerusalem. Wenn du durch die Straßen dieser uralten Stadt gehst, so begegnen dir auf Schritt und Tritt die merkwürdigsten Priestergestalten. Nie vorher war mir so zum Bewußtsein gekommen, wie viele Religionen eigentlich diese unsere Welt zählt: drei oder vier mohammedanische, etwa drei jüdische und einige Dutzend christliche (von so merkwürdigen Gebilden wie dem Bahaismus, der ja sein Zentrum

auch in Palästina hat, ganz zu schweigen). Und jede hat nicht nur ihre Priester als Vertreter in Jerusalem, sondern auch ihre Niederlassungen, deren äußerer Prunk ein Mittel ist, wiederum geschäftlich gesprochen, um *den Kredit zu heben.* Die Mohammedaner als die Herren des Landes seit Jahrhunderten haben den großartigsten Besitz, den Tempelplatz mit dem wundervollen Felsendom und der El Aksa-Moschee. Von den christlichen Nationen sind die bedeutenderen, insbesondere wenn sie gleichzeitig besondere Konfessionen repräsentieren, Inhaber stattlicher, zum Teil prächtig gebauter Hospize und größerer oder kleinerer Kirchen; die schönsten Hospize sind das französische und russische, die stattlichsten Kirchen die katholische Notre Dame de Sion, die evangelische Erlöserkirche, die russische Kathedrale, die armenische und die abessynische Kirche; jetzt ist natürlich auch die anglikanische Kirche in steigendem Ansehen. Besonders eifrig ist aber der römische Katholizismus auf Wahrung und Mehrung seines Ansehens aus: in Jerusalem, unten im Kidrontal, dicht unter dem Garten Gethsemane, der seinerseits schon den Russen gehört, ist vor kurzem eine prunkvolle italienische Basilika vollendet worden und auf dem Gipfel des Tabor be-



Bild 55

Bucharische Juden in Jerusalem



Bild 56

Erntefest im alten En Charod /1923/

suchte ich eine in schönem, altbyzantinischem Stil aufgeführte Kirche der Franziskaner. Die Bausumme, man munkelt in Palästina von fünf Millionen Pfund, wurde laut Inschrift von amerikanischen Pilgern, die die halbzerstörte alte Kirche an dieser Stelle gesehen hatten, unter den Katholiken ihres Heimatlandes gesammelt. Ob es gerade fünf Millionen sind, weiß ich nicht, aber viel Geld muß die Kirche, ganz aus kunstvoll bearbeitetem Kalkstein, mit Dachbelag aus italienischen Marmorplatten und überreichem künstlerischem Schmuck, gekostet haben; für den Bau mußte eine besondere Fahrstraße bis auf den Gipfel des Berges gebaut werden. Die katholische Kirche weiß, warum sie solche Summen nicht für die Kleidung Nackter und die Speisung Hungriger verwendet; die Anlage in palästinensischem Prestige trägt Zinsen und reichliche Dividenden. Solche Neubauten können die Einbuße vergüten, die Rom dadurch erlebt, daß über Jerusalem ein ketzerischer Engländer regiert.

Am einfachsten, um nicht zu sagen armselig, präsentiert sich in Jerusalem die jüdische Religion. Es gibt zwei große Synagogen, die aber ihre bescheidene Schönheit nur innen offenbaren; das äußere architektonische Bild ist überaus unscheinbar. Von

ihrem uralten Tempelplatz sind die Juden gänzlich vertrieben; nur als Touristen, gegen Erlag einer Eintrittsgebühr, dürfen sie ihn besuchen. Dafür hat man ihnen — seit Jahrhunderten — einen engen Winkel am Fuße der westlichen Futtermauer des Tempelplatzes eingeräumt, die berühmte Klagemauer (bei den Juden nur *Kotel maaravi*, Westmauer, genannt), wo ständig eine Anzahl von Männern und Frauen betet, nicht abgelenkt durch den Anblick von Dutzenden von Bettlern und Bettlerinnen orientalisch-jüdischer Abstammung, die in dem engen Torweg hocken, der den einzigen Zugang zum Gebetplatz bildet, und den Besucher in widerwärtig-zudringlichster Weise anfallen. Auch an dieser Stelle verwehrt mohammedanischer Fanatismus und die *Objektivität* der auf Wahrung des Status quo bedachten Regierung den Juden freiere Entfaltung, und es hat sich in den letzten Jahren um die Festigung des jüdischen Prestiges an der Klagemauer eine ganze Tragikomödie abgespielt; aber übel stünde es um das Judentum in Palästina, wäre es repräsentiert, wie die Mohammedaner durch die Priester der Omarmoschee und der Katholizismus durch die Franziskaner vom Tabor, nur durch die Bettler von der Klagemauer . . .

Sind sie religiös?

Die Juden werden nicht durch die Bettler an der Klagemauer, sondern durch die *Chaluzim* repräsentiert, die Arbeiterschaft in den landwirtschaftlichen Siedlungen. Wenn es aber so ist und wenn dem Judentum vor allem ein besonderes Maß religiösen Genies eignet, dann ist wohl die Frage angebracht: Sind die Chaluzim religiös? Tatsächlich wird diese Frage besonders oft und eindringlich gestellt, seit die Juden der ganzen Welt lebhaftes Interesse am Palästinaaufbau gewonnen haben. Diese Frage aber bedeutet eine ganze Reihe von Fragen: Haben die Chaluzim überhaupt ein lebendig empfundenes Verhältnis zum Göttlichen? Ist dieses Verhältnis bewußt an die religiöse Tradition des historischen Judentums angeschlossen? Bewahren die Chaluzim die Formen der traditionellen Religionsübung?

Daß die Chaluzim ein inniges Verhältnis zum Überindividuellen, zum Göttlichen haben, daß sie im allgemeinsten Sinne religiös sind, bezweifelt niemand. Ja, mancher gute Beobachter glaubt, daß Religiosität überhaupt die fundamentale Kraft ihres ganzen Lebens ist. Und ebenso sicher ist es auch, daß sie ganz bewußt bestrebt sind, Anschluß

an die religiöse Überlieferung des Judentums zu finden. Es ist selbstverständlich, daß ihre Feste die jüdischen Feste sind, wiederbelebt so weit als möglich in dem Sinne, den sie ursprünglich im Lande gehabt haben, vor allem, wo sie den Zusammenhang mit der Landwirtschaft erkennen lassen. Selbstverständlich ist ihr Ruhetag der Sabbat. Nicht mehr ganz so selbstverständlich, aber wahr ist es, daß ihr Lieblingsbuch die hebräische Bibel ist. Sie treiben ja einen innigen Kult mit dem Lande; jedes Kind in der Volksschule der kleinsten armseligen Siedlung weiß in Geographie und Geschichte von Palästina bis in die letzten Einzelheiten Bescheid; und die eigentliche Fundgrube für die Landeskunde des *jüdischen* Palästina — den jetzigen Zustand des Landes, dem die Araber ihren Stempel aufdrücken, sehen die Chaluzim natürlich nicht als den eigentlichen, endgültigen an — ist letzten Endes nur die Bibel. Feuilletonisten, die das Land bereisten, um Pointen zu finden, berichteten, der Chaluz lese Bergson, Kierkegaard, Freud. Gewiß lesen viele Chaluzim, die ja zum großen Teil akademisch gebildet sind, viele und gute Bücher; aber das Buch, in dem sie leben, ist der *Thnach*, die hebräische Bibel. Sie ist Quelle der Landeskunde, Quelle der Sprache; aber sie

wird naturgemäß auch zur Quelle geistiger Anregung und religiöser Inspiration.
Eine ganz andere Frage ist die nach der Wahrung der Gebräuche und Vorschriften des traditionellen, orthodoxen Judentums in der durch Talmud und Schulchan Aruch festgestellten Form. In dieser Beziehung gibt es große Unterschiede. Manche Siedlungen bestehen ganz oder fast ganz aus Orthodoxen; so Kfar Chittim in Untergaliläa, so Kfar Gideon im Herzen und Kfar Chassidim am Westausgang des Emek Jesreel; ich spreche hier nur von den neuen Siedlungen des Chaluz-Elements, denn die alten Kolonien wie auch die Ansiedlungen jemenitischer Juden sind fast durchaus streng orthodox. Andere der neuen Dörfer wiederum setzen sich aus Menschen zusammen, die gemäß ihrer Herkunft und geistigen Entwicklung in religiösen Dingen sehr weit links stehen. Wenn ich einen meiner Freunde in Beth Alfa als Beispiel nehme: er ist, sagen wir, in Prag aufgewachsen, in einem ganz der jüdischen Tradition entfremdeten Haus, hat am Gymnasium seine zwei Religionsstunden wöchentlich gehabt, in diesen kaum hebräisch buchstabieren gelernt, im übrigen aber die Zeit benutzt, um sich für die folgende Physikstunde vorzubereiten; dagegen ist er durch die

Schule der modernen Naturwissenschaft gegangen, wahrscheinlich bloß in ihrer oberflächlichsten Form, indem er Häckel, Ostwald, Bölsche las; ist es ein Wunder, daß er zum *Apikores*, zum krassesten Materialisten, wurde? Später wurde ihm bei seinem entgöttlichten Weltbilde bange; er suchte, er fand den Pfad zu einer neuen Religiosität; sein Weg nach Palästina war ein Stück, ein wesentliches, entscheidendes Stück dieser Entwicklung — aber niemand wird ernstlich erwarten, daß er jetzt sein neuerwachtes, überaus starkes, ursprünglich empfundenes Gottesgefühl zu verwirklichen glaube, indem er täglich Tfillin anlegt oder seine Frau zwingt, an Stelle ihres Haares den *Scheitel* zu tragen. Außer diesem Typus begegnest du in Palästina, noch viel häufiger, einem zweiten, dem Typus des der Tradition entfremdeten Ostjuden, und wer etwas vom Judentum der heutigen Wirklichkeit weiß, kennt die geradezu heftige Gegnerschaft dieser Klasse gegen alles, was ihr *reaktionär* erscheint. Aber alle diese Menschen wurden der jüdischen religiösen Tradition durch ihr *vor*palästinensisches Leben entfremdet; und auch sie haben in Palästina gelernt, diese Tradition, wenn nicht zu üben, so doch zu respektieren.

Aber die Frage: „Sind sie religiös?" bedeutet so,

wie du sie jetzt sehr häufig stellen hörst, im Grunde eine Forderung: sie *sollten* religiös — im Sinne der Orthodoxie — sein! Ich will gar nicht darauf hinweisen, daß gar oft jene, die so sprechen, in ihrem eigenen Leben nicht betätigen, was sie von den Chaluzim fordern, daß es also sozusagen auf eine Art vikarierender, stellvertretender Frömmigkeit hinausläuft. Aber ich glaube, daß die Forderung selbst dann unberechtigt ist, wenn sie von jemand kommt, der an sich selbst ihren strengsten Maßstab anlegt. Niemand kann, niemand darf diesem *Ver sacrum,* dieser sich in die Schanze schlagenden jungen Pioniergeneration vorschreiben, was sie aus ihrem Leben machen will. Wie *sie* Palästina gestaltet, *so* wird es sein, und wer draußen bleibt und zusieht, darf ganz bescheiden seine Wünsche anmelden, aber keine Forderungen erheben, solange er weit vom Schusse bleibt. Denn es ist kein Zweifel, daß ein Leben schöpferischer Arbeit auch besondere religiöse Kräfte freimacht; die Zeiten, in denen sich das Judentum seine nationale Gestalt schmiedete, waren auch die Perioden großer religiöser Leistungen, und erst in den Zeiten der nationalen und damit religiösen Erstarrung wurde der *Zaun des Gesetzes* gezogen. Vielleicht muß er fallen, sicherlich manche Umbildung er-

fahren, wenn der Gottesgedanke des Judentums wieder in voller Pracht aufglänzen soll...

Toleranz

Toleranz ist eine spezifisch jüdische Tugend. Der Jude hat die merkwürdige Eigenart, sich auch als Streitpartei und schon vor der Austragung des Streites auf den Standpunkt des Gegners zu stellen, was anderen Europäern nur sehr selten gelingt. Wenn der andere, der echte Europäer, den Gegner nicht versteht, nicht einmal zu verstehen versucht, ihm daher seine Gegnerschaft auch nicht verzeiht, ihn haßt und zu vernichten trachtet — versteht der Jude alles; alles verstehen heißt aber alles verzeihen; er haßt daher den Gegner keineswegs, bekämpft ihn wohl, aber nicht um ihn zu vernichten, sondern um ihn zu belehren, zu überzeugen. Toleranz heißt nicht: sich alles gefallen lassen; sondern: den Träger der anderen Meinung bekehren, nicht vernichten wollen (ich weiß natürlich sehr wohl, daß es andererseits gerade im Judentum auch Erscheinungen äußerster, erschreckender Unduldsamkeit gab und gibt — eine Ausdrucksform der jüdischen Polarität).

Nun gibt es innerhalb der großen jüdischen Palästinabewegung, die man Zionismus nennt, einige

merkwürdige Irrtümer über das Wesen der Toleranz. Die Männer, die die Ideologie dieser Bewegung geschaffen haben, waren zum großen Teil weit mehr von der Kultur des 19. Jahrhunderts als vom Judentum bestimmt (so vor allem Herzl und Nordau) und glaubten, Toleranz zwischen religiösen und nichtreligiösen Menschen sei ein Verhältnis, das vollständige Gegenseitigkeit zulasse, so wie die beiden Seiten einer Gleichung vertauschbar sind. Sie verstanden nicht, daß, grob ausgedrückt, der nichtfromme Jude zwar *koscher* essen darf und es sich gelegentlich wohl schmecken läßt, der fromme Jude aber niemals *trefe* essen dürfte. Die Forderung *gegenseitiger* Toleranz in dem Sinne, daß jeder den anderen mit seinen Grundsätzen oder seiner Grundsatzlosigkeit gelten lassen sollte, widersprach also dem Wesen des einen Teiles. Und wirklich: der *Apikores*, der von der Tradition abgefallene Jude in Palästina, lehnt die Art des Orthodoxen zwar für sich persönlich entschieden ab, aber er sieht doch in ihr keine Gefahr für das Judentum; er *kann* also tolerant sein, den Orthodoxen dulden. Umgekehrt ist es aber nicht ebenso. Dem Orthodoxen erscheint die ganze Art des *Apikores*, die einfache Tatsache seiner Existenz, die Tatsache, daß jemand Jude

zu sein glauben kann, ohne die jüdischen religiösen Traditionen zu wahren, als eine ungeheure Bedrohung für den Bestand des Judentums, die er mit aller Macht bekämpfen muß. Sich mit der Toleranz des *Apikores* begnügen, hieße dem Orthodoxen so viel, wie wenn ein Mann, der zum Schutz seines Hühnerhofes gegen Marder eine Mauer errichtet hat, sich über ein Loch in dieser Mauer damit tröstete, daß ja die Sperrung an allen anderen Stellen intakt sei und das Loch diese anderen Stellen nicht bedrohe. Wer gegenseitige Toleranz zwischen Frommen und Nichtfrommen fordert, sollte sich darüber klar sein, daß diese Toleranz bei den letzteren zwar bedeuten kann, daß man jenen tun läßt, was er will; bei den ersteren aber nur, daß man den anderen nicht mit Haß bekämpft, um ihn zu vernichten, sondern mit Verständnis, um ihn zu belehren, zu bekehren.

Und auch in dieser Beziehung habe ich in Palästina — wie auf dem Gebiete der Sprache, der Parteistreitigkeiten, der sozialen Differenzen — immer wieder gesehen, daß heftige Konflikte nur in den Städten ausbrechen, nie in den ländlichen Siedlungen. Die Ursache ist sehr einfach. In Jerusalem beispielsweise klafft wirklich ein tiefer Abgrund zwischen den Zionisten und den Frommen,

ein Abgrund von Verständnislosigkeit und auch von Feindseligkeit. Warum? Sowohl die einen wie die anderen sind in ausreichend großer Zahl vorhanden, um eine sich selbst genügende Gesellschaft zu bilden. Sie kennen einander nicht persönlich, kommen in keine menschliche Berührung miteinander, kennen einander nur aus der Theorie, aus der furchtbar parteiischen Presse. Draußen auf dem flachen Land ist jeder auf den anderen angewiesen, man ist durch tausenderlei persönliche Beziehungen miteinander verknüpft, versteht einander besser und stellt noch so ernste Meinungsgegensätze zurück hinter der großen gemeinsamen Aufgabe, die denen draußen naturgemäß deutlicher in jeder Minute des alltäglichen Lebens fühlbar ist als in der Stadt. So scheint es mir, daß es auch unter diesem Gesichtspunkte für Palästina von entscheidender Bedeutung ist, daß die ländliche Siedlung das Gesicht des Gemeinwesens bestimme und nicht die Stadt; sonst wird es über kurz oder lang zu einem *Kulturkampf* kommen.

Gar nichts hatte mit religiösen Differenzen und mit Toleranz oder Intoleranz ein Ereignis zu tun, das, als ich 1924 nach Palästina kam, das Tagesgespräch bildete. Es hat seither den Stoff zu einem Roman gegeben (*De Vriendt kehrt heim*, von Arnold

Zweig) und ich halte es darum für erlaubt, ausdrücklich zu sagen, daß ich die folgenden Zeilen, so wie ich sie hier wiederhole, unter dem unmittelbaren Eindruck noch im Jahre 1924 geschrieben habe. In dem Augenblick, wo ich in Triest das Schiff betrat, erfuhr ich von einem Mitreisenden die Ermordung Dr. de Haans, eines holländischen Juden, der in Jerusalem, wo er seit Jahren in enger Verbindung mit den Führern der extrem orthodoxen *Agudas Jisroel* lebte, nächtlicherweile erschossen worden war. Der Mörder ist bis heute nicht gefunden. Man war verschiedener Meinung über die Ursachen der Tat; manche schrieben sie der Rache einer arabischen Familie zu, deren Sohn de Haan verdorben habe (er soll homosexuell gewesen sein), andere waren überzeugt, der Täter sei ein Jude, der de Haans Verrat habe strafen wollen. De Haan hatte sich wirklich als Berichterstatter der Londoner antisemitischen Zeitung *Daily Express* mit Schuld und Schande beladen. Wenn das aber etwa tatsächlich das Motiv des verabscheuenswerten Mordes gewesen sein sollte, so muß ich doch aus eigener Erfahrung bezeugen, daß unter all den Juden, die dieser Meinung waren, *kein einziger* die Ansicht vertrat, ein Jude hätte de Haan wegen dessen orthodoxer Haltung, wegen

seiner Bekämpfung des Zionismus vom Standpunkt der Agudas Jisroel töten können; einzig und allein, daß er ein *Boged* war, ein nationaler Verräter, der, wie man sicher wußte, anonym gehässige Artikel über die Juden Palästinas in einem englischen Antisemitenblatt veröffentlicht hatte, wurde als Motiv angenommen und — schmerzlicherweise — von manchen auch verstanden und gebilligt. Wenn manche orthodoxen jüdischen Kreise den Zionismus für den Mord verantwortlich machten, den sie als einen politischen hinstellten und mit de Haans orthodoxer Parteigängerschaft motivierten, so haben sie sicherlich dem Zionismus schweres Unrecht getan. Aber auch der Agudas Jisroel, die sich sonst nie mit de Haan, einem hochbegabten, aber exzentrischen und charakterschwachen Menschen, dessen Leben ein Auf und Ab merkwürdigster Wandlungen und Verwandlungen war, identifiziert hatte.

Sabbat in Tel Aviv

Man macht in der jüdischen Welt ziemlich viel Aufhebens davon, daß manche Juden in Palästina am Sabbat rauchen oder schreiben oder fahren; ich habe noch nie bemerkt, daß man irgendwo entrüstete Protestresolutionen eingebracht hätte, weil

von den jüdischen Kaufleuten — und es gibt ihrer genug — am Graben in Prag oder an der Kärntnerstraße in Wien oder an Piccadilly, man kann aber auch sagen am Marktplatz in Klein-Dingsda, kein einziger seinen Laden am Sabbat geschlossen hält. Ganz einfach: hier ist es die Regel und in Palästina die Ausnahme. Man schreit nur über Ausnahmen. Als Ussischkin in der alten *heiligen Gemeinde* Preßburg war, zeigte man dem berühmten Führer der zionistischen Bewegung die ehrwürdige Judengasse und machte ihn darauf aufmerksam, daß hier alle Speisehäuser die Aufschrift *Orthodox Koscher* tragen. Er sagte: „Wenn Sie mich in Jerusalem besuchen und ich führe Sie durch die Stadt, müssen wir durch viele Gassen gehen, ehe wir ein Speisehaus finden, das *nicht* koscher ist."

Tel Aviv gilt als besonders gottlos und unfromm. Ich kam zufällig an einem Freitag mittags von Jerusalem her dort an und wurde von dem Auto mitten in der Herzlstraße abgesetzt. Wenn man aus dem still-vornehmen, etwas schläfrigen Jerusalem kommt und zwei Stunden die leere weiße Chaussee zwischen den kahlen Karstbergen Judäas vor sich gehabt hat, kommt man sich in dieser Herzlstraße wie behext vor. Rechts und links Ge-

schäftshäuser, Laden an Laden, Bureau an Bureau; Reklametafeln an den Läden, den Häusern, den Dächern, den Telephonmasten, den Bogenlampen; vor den Häusern, am Rand des Trottoirs, viele Verkaufsbuden, da die Häuser für die fieberhafte geschäftliche Betätigung zu eng sind, Buden von Schustern, von Lebensmittel- oder Zigarettenhändlern, vor allem Buden mit Sodawasser. An jeder Straßenecke steht mindestens eine. Es ist heiß, du wirst durstig; du trittst an die Bude, verlangst *Gasos kar*, ein Glas kaltes Sodawasser, und legst einen halben Piaster hin. Es wirkt erfrischend — für eine Minute; an der nächsten Straßenecke bist du schon in Versuchung, den Genuß zu erneuern (in Palästina gibt es Kunsteisfabriken und in allen Städten betrachtet man das reichliche Vorhandensein von Eis als Selbstverständlichkeit). In den Straßen bewegt sich ein ununterbrochener Strom von Personen- und Lastautos, Droschken, Kamelen, Eseln und Fußgängern. Jeder hat es eilig, jeder ist in Geschäften; alles trägt weiße Leinenanzüge und Strohhut oder Tropenhelm, unter dem immer wieder der Schweiß von der Stirn getrocknet wird. Und über allem ein geschäftiger Lärm. Das Tuten der Automobile, die Rufe der Kutscher, Kamel- und Eseltreiber, das Summen der Passan-

ten, die Rufe der Straßenhändler, der Zeitungsjungen, der Schuhputzer; als einziger Ruhepunkt der Schutzmann, in dessen Rolle sich ein junger russischer Jude sehr gravitätisch fühlt. Alle Gespräche, Rufe, Streitigkeiten, Zeitungen, Reklameschilder sind natürlich hebräisch; manche Straßenhändler bringen ihre Rufe in Verse wie: „Mi koneh naalajim — misandlar jeruscholajim?" („Wer kauft Schuhe — vom Schuster aus Jerusalem?")
Als mich das Auto, wie gesagt, inmitten der Herzlstraße absetzte, glaubte ich zuerst in ein Tollhaus geraten zu sein. Aber in Palästina bist du ja so gewöhnt, überrascht zu werden, daß du dich auch schnell wieder in das Unerwartete findest; ich fragte mich nach der Wohnung meines alten Freundes durch, den ich seit zehn Jahren nicht gesehen hatte. Der Empfang war palästinensisch: voller Herzlichkeit, voll unverstellter Freude, ohne Zeremonien. Wir setzten uns zu Tisch, aßen, tranken, plauderten; bald kamen noch andere Freunde — alle hatten schon erfahren, daß ich eingetroffen war — und bald waren wir eine große vergnügte Gesellschaft. Wir tranken Tee, aßen Melonen, Weintrauben, Bonbons (palästinensischer Erzeugung; mein Freund ist einer der Urheber der Bewegung *Tozereth haarez*, deren Anhänger nur in-



Bild 57

King David-Hotel
[Jerusalem]



Bild 58

Mittagspause in einer Fabrik
(Tel Aviv)

ländische Produkte kaufen) und unversehens wurde es Abend. Es erhob sich ein heftiger Streit darüber, bei wem ich wohnen sollte, der Hausherr siegte und so blieben wir gleich alle beisammen zum Abendbrot; nachher erhielt die Gesellschaft weiteren Zuwachs, und es war fast zwei Uhr nachts, als das Haus sich leerte und ich, sehr ermüdet, mein Lager aufsuchen konnte. Am anderen Morgen wollte ich Tel Aviv besichtigen — *Tel Aviv war verschwunden!*

Wenn Aladdin die Wunderlampe rieb, stand ein Palast mit herrlichen Gemächern, mit Küchen und Dienern und Sklaven und Sklavinnen und Ställen voll herrlicher Rosse da; wenn der böse Zauberer in den Besitz der Lampe kam und sie rieb, waren Palast und Küche, Diener und Sklaven und Pferde verschwunden. So war es diesen Morgen in Tel Aviv: ein böser Zauberer hatte die Wunderlampe gerieben! Zwar die Häuser mit den Reklametafeln, die Verkaufsbuden, Telephonstangen und Bogenlampen standen noch da; aber die Läden und Bureaus waren geschlossen, Autos, Droschken, Kamele und Esel nicht zu sehen, selten kroch ein Spaziergänger im Schlenderschritt über den verödeten Beton der Straße, und der kleine, stramme Polizist stand in blanker Paradeuniform gähnend

und gelangweilt inmitten der Leere. Die Sonne strahlt in unveränderter Kraft, aber wenn du Durst hast, so kannst du in allen Straßen von Tel Aviv und für alles Geld der Welt kein Glas Gasos kaufen: *es ist Sabbat!* Erst gegen Abend wird die Stadt lebendig; alt und jung geht die Allenby-Straße entlang spazieren, bis an den Meeresstrand hinunter, und es erregt großes Aufsehen, wenn ein Araber aus Alt-Jaffa auf einer dort gemieteten arabischen Droschke die Allenby-Straße hinunter zum Kasino fährt.

Am nächsten Morgen hat Aladdin wieder die Lampe gerieben, es ist Sonntag, *Jom harischon*, der erste Tag, Wochentag; Läden und Verkaufsbuden sind offen, Autos, Droschken, Esel und Kamele füllen die Straßen, die Fußgänger jagen ihren Geschäften nach, der Polizist hat wieder die Alltagsuniform angezogen und jedermann steht es frei, sich mit Gasos die schönste Magenerkältung zuzuziehen.

Sind sie fromm? Manche sind es, manche nicht; aber in einer jüdischen Stadt ist es *selbstverständlich*, daß man den Sabbat hält. Man fährt nicht am Sabbat, man arbeitet nicht, man raucht auch nicht öffentlich; wo der Gehorsam gegen eine *religiöse* Vorschrift endet, die Beobachtung *natio-*

naler Sitten und Gewohnheiten beginnt: wer kann es sagen? Das Leben ist nicht nach einer algebraischen Formel zu verstehen, nirgends in der Welt und schon gar nicht im jüdischen Palästina.

BLICK ÜBER DIE GRENZEN

Vetter Abdallah

Das untere Jordantal, von Jericho am westlichen bis Tel Nimrin am östlichen Berghang, ist etwa 20 Kilometer breit, das Auto würde es in 20 Minuten durcheilen; aber genau in der Mitte fließt nicht nur der Jordan, den die Straße auf der Allenby-Brücke überquert, sondern eben dieser Jordan bildet auch die Grenze zwischen dem westlichen und dem östlichen Teil des britischen Mandatsgebietes — offiziell *Palestine and Trans-Jordan* genannt — und warum soll dich diese Grenze minderen Aufenthalt und Zeitverlust kosten als die zwischen Deutschland und Frankreich oder Österreich und Jugoslawien? Es ist aber nicht nur der Aufenthalt bei den Wachthäusern, deren Besatzung erstaunlich lange braucht, um unsere Namen in arabischer Schrift zu verzeichnen; auch sonst empfindet du diese Grenze stärker als jene binneneuropäischen. Palästina ist Mandatsgebiet unter

Kolonialregime, der britische High Commissioner hat alle legislative und exekutive Gewalt — Transjordanien hat eine Verfassung, ein (sehr kleines) Parlament, eine Regierung und einen Herrscher, Emir Abdallah; Palästina ist ein hochentwickeltes Kulturland — Transjordanien ist Wüste und Wüstenrand. In Palästina ist das Waffentragen verboten; es gibt trotzdem versteckte Waffen, aber zu sehen sind sie nur bei Polizei, Gendarmerie und Militär — in Transjordanien trägt *jeder* Mann, dem du außerhalb der Ortschaften und ihrer unmittelbarsten Nähe begegnest, das Gewehr über der Schulter oder, wenn er reitet, was die meisten tun, über den Knien.

Transjordanien hat immer zum historischen Palästina gehört; das Gebiet der Stämme Ruben, Gad und halb Menasche, die Landschaften Golan, Baschan, Hauran und Gilead, die Provinzen Peräa, Auranitis, Batanäa, Gaulanitis der herodianischen Zeit waren unzweifelhaft Bestandteile des jüdischen Reiches. Die arabischen Mohammedaner erst trennten die Bezirke westlich des Jordan (*Filastin*-Palästina) von jenen östlich des Flusses (*Urdunn*-Jordan) und legten damit den Grund zu der weiterhin so verschiedenen Entwicklung beider Landesteile. Die Türken trieben diese Teilung noch

weiter und führten die nord-südliche Grenzlinie die ganze syrische Küste entlang; westlich vom Jordan und vom Libanon lag das Wilajet Beirut (dessen südlicher Teil als Mutessariflik Jerusalem administrativ selbständig war), östlich davon das Wilajet Damaskus. Als nach dem Kriege die Engländer in Palästina ein *nationales Heim für das jüdische Volk* zu schaffen beschlossen, nahmen sie von den darauf zielenden Bestimmungen Transjordanien ausdrücklich aus, wohl weil sie gegenüber den arabischen Nationalisten und insbesondere ihrer damals führenden Dynastie, den Haschimiten von Hedschas, ein schlechtes Gewissen hatten; hatten sie doch auch denen weitgehende Versprechungen gemacht. Um sie wenigstens zum Teil einzulösen, machten sie zwei Prinzen jener Dynastie, Söhne des alten Königs Hussein, der jetzt innerhalb des Tempelplatzes in Jerusalem begraben liegt, zu Herrschern: den älteren, Abdallah, in Transjordanien mit dem Titel Emir, den jüngeren und fähigeren, Feißal, in Irak (Mesopotamien) gar mit dem Königstitel. Inzwischen ist Irak selbständig und Mitglied des Völkerbundes geworden; Transjordanien befindet sich in einem Mittelzustand, der in Jerusalem residierende High Commissioner übt nur eine höfliche Oberaufsicht

über den sonst recht freien Emir; und nur Palästina und Syrien stehen noch unter vollgültigem Mandat, jenes ohne, dieses mit einer demokratischen Verfassung.

Transjordanien ist fast doppelt so groß wie das westjordanische Palästina, hat aber kaum ein Viertel seiner Bevölkerung; beträgt die Bevölkerungsdichte im letzteren 40 auf den Quadratkilometer (also etwa soviel wie in Spanien oder Griechenland, ein Viertel derjenigen in England), so zählt Transjordanien nur 6. Dies sagt die Statistik: aber auch ohne sie kann niemand, der Transjordanien bereist, die elementare Tatsache übersehen: *Transjordanien ist ein leeres Land.* Um es nur auf die bescheidene Bevölkerungsdichte Westpalästinas zu bringen, müßten mehr als 1,300.000 Menschen einwandern. Aber Transjordanien ist, vorläufig wenigstens, für jegliche jüdische Einwanderung gesperrt . . .

Dieses Nachbarland, das wir heute nur als harmlose Touristen betreten dürfen, bietet dir so viel des Bedeutungsvollen wie kaum ein anderes Gebiet. Die machtvollen Ruinen der alten Zeit, von der Felsenstadt Petra im Süden bis Bosra im Norden, Philadelphia-Amman und dem unvergleichlichen Gerasa; solch einzigartige historische Stät-

ten wie der Gipfel des Nebo, wo Gott Moses zu sich nahm, nachdem er ihm in einem Blick das verheißene Land gezeigt hatte, oder die Jabbok-Furt, wo Jakob mit Gott kämpfte, oder die Niederung am Südende des Salzmeeres, wo Sodom und Gomorrha standen, bis sie um ihrer Sünden willen zugrunde gingen; und neben diesem allen, neben Burgen, Amphitheatern, Triumphtoren, Tempeln und Säulen, die allein genügen sollten, um eine reiche Fremdenindustrie hervorzurufen, die Wüste, die wirkliche, echte Wüste mit ihren Beduinen, die zelten, wandern, streifen und kämpfen wie zu Abrahams oder Mohammeds Zeiten. Es ist ganz sonderbar: Du hast deinen Lunch noch bequem im Hotel zu Jerusalem verzehrt, mitten in dem Getriebe europäischer Technik, Politik und Wirtschaft, und dein Abendbrot nimmst du in einer anderen Welt, zwischen dem von Säulenhallen umgebenen Forum von Philadelphia und El Hamad, der Steppe der Arab Beni Sachr. Und ehe du zu Bett gehst, brummt das große Flugzeug der Imperial Airways (Jerusalem—Bagdad—Indien) über deinen Kopf hin.

Dieses Land ist schön. Die Felsgebirge des Südens mit ihrem roten und gelben und braunen Farbenspiel — Lawrence hat im *Aufstand in der Wüste*

eine prächtige Schilderung davon gegeben — und die weiten Steppen des Ostens; die sanften und doch ernsten Hügel Gileads, noch reichlich bewaldet, und die Lavawüsten des Hauran; es ist eine höchst wechselvolle, bunte Szenerie, und immer ganz unvergleichbar, immer einzigartig.

Und dieses Land ist fruchtbar und könnte reich sein. Hier hat sich nichts geändert, seit Hans Fischer in seiner *Wirtschaftsgeographie von Syrien* (1919) schrieb: „Die fruchtbare Lavadecke, die in verschiedenen Teilen Galiläas auftritt, gewinnt nach Osten hin an Breite und nimmt fast den ganzen Dscholan und Hauran sowie Teile des nördlichsten Adschlun ein. Fast ganz ohne Anbau, aber dafür sehr geeignet ist die Terrasse von El-Medschamia; hier und in der Ebene El-Ebteha am Nordostufer des Tiberiassees könnte ein höchst fruchtbares Gebiet von über 80 Quadratkilometer der Kultur erschlossen werden. Den Vorzug des steinigen Dscholan bilden die üppigen Weidegründe. Der südliche Dscholan ist eben und nicht so steinig, der Lavaboden überaus fruchtbar und ertragreich an Weizen, Gerste, Mais und Sesam. In Adschlun liegen die Gebiete des Getreidebaues im Osten. Der beträchtliche Weinbau im westlichen Teil dient der Rosinenherstellung; Kafrin-

dschi allein erzeugt jährlich 50.000 Kilogramm Rosinen. In der ganzen Hauran-Ebene ist die Lavadecke tiefgründig verwittert, der schwere und überaus fruchtbare Boden vor allem für Weizen geeignet. Ruppin schätzt die Weizenproduktion des Hauran und seiner Nachbargebiete auf etwa 150.000 Tonnen. Ohne Mühe erzielt man einen 20fachen, in besonders günstigen Jahren sogar 40- bis 50fachen Ertrag. Erst von Herodes dem Großen unter den Pflug gebracht, wurde der Hauran die Kornkammer Syriens, verödete aber später vollständig durch die Muslimen. Mit der Ebene wetteifert an Fruchtbarkeit das Hauran-Gebirge. In der Belka finden wir blühenden Acker- und Weinbau; durch die südliche Belka und weiterhin durch ganz Moab erstreckt sich ein großes, fast lückenloses Ackerbaugebiet.“

Du bist von der Jordansenke die wilde Gebirgsstraße längs des von üppig blühendem Oleander strotzenden Vadi Nimrin nach der weiß auf der Bergkuppe horstenden Stadt Es Salt gefahren, von 400 Meter unter bis 800 über dem Meeresspiegel; du fährst die gute Chaussee über rollende Hügelketten, meist unbebaut, bis zu dem Tscherkessendorf Es-Suvele, dessen blonde Bauern die Umgegend fleißig bearbeiten, und nordwärts den stei-

len Bergsturz hinab in die Ebene Bukea, von wenigen Gehöften aus spärlich bebaut, aber äußerst fruchtbar; wenn du nun bis an die Furt des Jabbok gelangen willst, stürzt du dich in die Engschluchten schmaler Wildbäche und überschreitest dann, hoch über der abgründigen Klamm des Vadi Er-Rumemin das breitkuppige Gebirge der nördlichen Belka. Du passierst ein einziges Dorf, Er-Rumman, und siehst ein zweites, ganz kleines, in der Ferne; rings um das Dorf liegen sorgsam bebaute Felder, aber das übrige Land, soweit dein Blick von der luftigen Höhe über Täler und Hügel trägt, ist leer, unbebaut.

Gerade in den Tagen, da ich dies schreibe, lese ich, daß die Palästina-Regierung transjordanischen Beduinen den Übertritt auf westpalästinensisches Gebiet gestattet, da die Trockenheit dieses Jahres die Weidegründe jenseits des Flusses fast vernichtet hat. Es ist nicht heuchlerische Phrase, wenn ich sage, daß ich die Verpflichtung, jenen Hirten zu helfen, tief fühle, aber zwei Gedanken kann ich nicht unterdrücken. Sechs Menschen siedeln auf dem Quadratkilometer dieses fruchtbaren, ungenutzten, von möglichem Reichtum strotzenden Landes — und seine Regierung ist nicht einmal fähig, es soweit zu entwickeln, daß es diese we-

nigen Menschen ernähren kann, und das Nachbarland, dessen Verwaltung über Bodenmangel jammert, muß die Hilfesuchenden aufnehmen. Und ein zweites: Transjordanien sperrt sich restlos für jüdische Einwanderung; aber auch die Regierung Westpalästinas, die doch dort die Errichtung eines *nationalen Heims* für das jüdische Volk zu fördern beschlossen und sich verpflichtet hat, diese Regierung prüft jeden jüdischen Touristen, der sein Visum nach strengster Untersuchung durch ein britisches Konsulat erhalten hat, bei der Ankunft in einer erniedrigenden, entwürdigenden, für beide Teile schmählichen Prozedur daraufhin, ob er nicht *Gott behüte* verdächtig ist der Absicht, sich ständig hier niederzulassen, Kapital, Arbeitskraft und Initiative ins Land zu bringen und zu der märchenhaften Entwicklung dieser Oase in der Wüste der Wirtschaftskrise beizutragen; aber von jenen Horden halbverhungerter, zerlumpter Beduinen, ohne Kapital, ohne Arbeitskraft und -willen, ohne Initiative, verlangt sie weder Paß noch Visum ...

Die Trikolore

Wir verließen, erleichtert aufatmend, das Zollhaus bei der alten jüdischen Kolonie *Rosch Pina*,

oben im Galil, wo wir, wie schon so oft in Palästina, die mürrische, stets übelgelaunte Art arabischer Subalternbeamter lästig empfunden hatten, die sich nur mühsam englisch verständigen, aber auch wenn man arabisch spricht, eine unangenehm süffisante Art haben; rasch durchfuhren wir die kleine Ebene südlich vom Hule-See, an den vernagelten Türen und Fenstern der Siedlung *Machanajim* und den bewohnten, aber armseligen und verwahrlosten Häusern von *Mischmar Hajarden* vorüber (kein Ruhm für die Ica, die *dort* kolonisierte, ohne Wasser zu schaffen, und *hier* nach vierzig Jahren die Malaria noch nicht auszurotten vermochte), über die uralte *Brücke der Töchter Jakobs,* Dschißr Benat Jakub, auf das Ostufer des Jordan, den Uferhügel hinan, und standen vor dem Zollhaus der *Syrischen Republik.* Fröhlich flattert die Trikolore über dem Giebel des Häuschens, fröhlich begrüßt uns ein junger arabischer Beamter: „Vous avez de la veine, parbleu. C'est le Quatorze Juillet que vous arrivez à Damas.“ Erstaunliche Kraft einer Lebensform: Auf dem kahlen Lavahügel des Dscholan, unter der brennenden Sonne Syriens, in der primitiven Hütte des Zöllners spricht uns die Grazie und Liebenswürdigkeit *gallischer* Lebensart an, Humor,

Sinn für elegante Form — und der unvermeidliche Schuß Poltronnerie.
Und hier, am jenseitigen Ende des Dschißr Benat Jakub, fällt uns erst nachträglich auf, daß doch eigentlich fast *kein* Araber in Palästina englisch spricht, die Sprache der Regierung — und bald merken wir, daß in Syrien *jedermann* französisch spricht oder sich doch aus Leibeskräften bemüht es zu tun. Wie ist das möglich? In Palästina herrscht seit der britischen Besetzung tiefer Friede, unterbrochen nur durch einzelne Exzesse, die sich gegen die Juden, nicht gegen die Regierung richteten. Man ist gegen das Mandat, gegen die britische Okkupation; aber sanft, mit konstitutionellen Mitteln; man petitioniert — wer lacht da? — an den Völkerbund in Genf. In Syrien gab es eine hartnäckige, blutige Revolte, einen ganz wohl ausgewachsenen Krieg; die Franzosen brachten eine Armee von hunderttausend Mann, brachten Flieger, Tanks, schwere Artillerie, bombardierten Damaskus — die Trümmerhaufen sind noch sichtbar: Trotz der Syrer oder Warnung der Franzosen? — kämpften viele Monate einen verzweifelten Kampf. Die Verwaltungsmethode der Franzosen war alles, nur nicht von dem Gefühl der Sicherheit beherrscht; bald zerschnitten sie das Land

in zwei, in fünf, in vier Staaten, heute sind es drei: die *Republik Syrien* mit Damaskus, die *Libanesische Republik* mit Beirut und der Staat der *Alauiten* mit Latakije als Hauptstadt; der *Dschebel Drus* (das Haurangebirge) gehört zwar zur syrischen Republik, hat aber eine weitgehende Autonomie. Dazu kommt, daß die Araber Syriens viel früher als etwa die Palästinas eine Nationalbewegung nach europäischem Muster entwickelt hatten und daß sie überhaupt weit stärker europäisiert und also politischen Agitationen zugänglicher sind.

In Damaskus trägt der Großteil der Araber, in Beirut tragen alle europäische Kleidung; Presse und Publizistik sind entwickelt; Häuser, Geschäfte, Verkehrsmittel, öffentliches Leben machen durchaus den Eindruck wie etwa in den großen Städten Süditaliens (man macht sich meist nicht klar, wie stark und tiefgehend die arabischen Einflüsse in Süditalien und Sizilien sind). Und nun dieser Widerspruch: in dem friedlichen und rückständigen Palästina ein stiller, verdrossener, übellauniger, aber überall und immer fühlbarer Widerstand gegen den britischen Herrn, und hier in dem aufrührerischen und modern bewegten Syrien Lachen und Scherzen, der Schein voller und har-



Bild 59

Russischer Ger beim Holzhauen
[Chedera]



Bild 60

Jude aus Kurdistan in Jerusalem



Bild 61

Jemenitischer Lastträger in Jerusalem
[Simson mit dem Stadttor von Gaza?]



Bild 62

Zeltlager einer Chaluzgruppe,
(Neß Ziona)

monischer Aussöhnung mit der Tatsache des französischen Regimes.
Wer den Widerspruch nicht versteht, kennt nicht die verführerische Art des französischen Wesens. Wenn Gott es besonders gut haben will, dann hat er es eben — wie Gott in Frankreich. Hier ist keine *Colour Bar*, kein hochmütiges Abrücken des weißen Herrn von dem *Native*, dem eingeborenen Sklaven. Man plaudert, man säuft, man rauft miteinander und, vor allem, man *liebt* einander. Überall siehst du den weißen Mann mit dem braunen Mädchen, und gar nicht selten siehst du — viel öfter natürlich *siehst* du nicht — die weiße Frau mit dem braunen Mann. In dem weiten Reiche des King George, in dem die Sonne nicht untergeht (weil doch im Dunkeln so leicht Dinge passieren, die *shocking* sind), wäre jener weiße Mann und diese weiße Frau verfemt; sie spielen nicht mit in dem Spiel der nordischen Herrenrasse, für die die *dunkeln Brüder* nur Figuren auf dem Brett sind. Der Franzose gehört selbst dieser Mittelmeerrasse an, der, merkwürdigerweise, für die Echtheit der Geburt nur der Vater maßgebend ist und als solcher natürlich gilt, *quem nuptiae demonstrant;* daher bei den Arabern die vielen Neger-, Berber- und weißen Typen, auch Mischtypen, dunkle

Wüstenaraber mit roten Haaren, Neger mit blauen Augen und sonstige Naturspiele mehr. Und diese Mittelmeerrasse ist nicht würdevoll; sie ist neugierig, lustig, vergnügungssüchtig.

Welches Schauspiel, welche *Hetz* nach dem wienerischen Sprachgebrauch (Wien liegt ja bekanntlich am Mittelmeer) war diese Feier der *Fête nationale*, des 14. Juli, in Damaskus! Die Straßen der großen Stadt flossen über von Schausüchtigen, alle öffentlichen Gebäude waren beflaggt und verschwenderisch illuminiert, vor dem Regierungspalais stauten sich viele Tausende, freilich Männer und Frauen säuberlich geschieden; und dann kam der Umzug: voran vierzig Trompeter der Spahis, hoch zu Roß, in weißem, scharlachrot ausgeschlagenem Burnus; und dann Fackelträger der Chasseurs d'Afrique; und dann vierzig Trompeter der syrischen Tscherkessentruppe, grün und silbern; und Fackelträger, Trompeter, Soldaten, Fackelträger, Trompeter; das Schönste von allem waren die Pferde, eine Auslese arabischer Zucht, mit schlankem, feurigem Kopf, blutroten Nüstern, zartesten Fesseln; unter dem Gedröhne der Trompetenchöre tänzelten sie höchst nervös, aber höchst intelligent und beherrscht einher.

Und da hatten wir gleich das vielleicht noch stär-

kere Argument der Franzosen: Spahis und Chasseurs d'Afrique, syrische Tscherkessen und Drusen aus dem Hauran, Beduinen und Libanesen, vor allem aber schwarze, braune, gelbe Kolonialtruppen, aus Marokko, Algier, Tunis, Senegal, Guinea und Kamerun, aus Indochina, Tonkin und Annam, riesige Berber, kleine zierliche Mongolen, Soldaten, Soldaten, Soldaten, Kanonen, Haubitzen, Tanks, Panzerautos, Flugzeuge, vor allem aber und immer wieder Soldaten und Soldaten. Syrien ist ein Heerlager. Der Union-Jack ist stolz und hochmütig; er tut wenigstens so, als brauchte er keinen Schutz; wo er weht, erblickt man kein Militär; die Trikolore ist weiblichen Geschlechts, sie geht nicht ohne Bedeckung aus, wo sie flattert, drängen sich ritterlich Männer und Waffen. In *allen* Städten Syriens wimmelt es von Militär, auf allen Straßen begegnest du immer wieder streifenden Patrouillen, das offene Land ist besetzt mit Sperrtürmen.
Der tiefste Grund ist aber nicht ein Unterschied von Engländern und Franzosen, sondern der Unterschied von Palästina und Syrien. Beide Länder haben doch das gleiche historische Schicksal auf Grund ihrer gleichen geographischen Lage: sie sind der Korridor zwischen den beiden großen Kultur- und Machtzentren der Alten Welt, Ägyp-

ten und Mesopotamien-Kleinasien, infolgedessen seit Jahrtausenden Durchzugsgebiet, Schlachtfeld, Pufferstaat; seit Jahrtausenden sind immer wieder die Heere der großen Reiche, der Ägypter, der Hethiter, der Babylonier, Assyrer, Perser, Griechen, Römer, Parther, der Mongolen, Araber, Seldschuken, Türken über diese Länder hingezogen, haben sie verwüstet, geplündert, haben die Menschen weggeschleppt, die Frauen vergewaltigt; mit den Herren und den Verwaltern, den Satrapen, den Legaten, den Paschas, mit dieser ganzen immer wechselnden, aber immer gleich fremden Herrenschicht kam die Kultur all dieser Reiche und lagerte hier ihren Bodensatz ab. Da besteht kein Unterschied zwischen Syrien und Palästina, im Schickasl sind sie gleich, und es ist ein grausames, hartes, unseliges Schicksal; aber welch ein Kontrast in der Art, wie sie dieses Schicksal aufnehmen! Syrien — offen, breit, hohe Gebirge und weite Täler und Ebenen, heiter und zugänglich, reich und oft üppig, leichtlebig und fatalistisch; sein Tempel, das Haus der Sonne in Baalbek, in unendlicher Talflur, breit offene Erde anlachend den weit offenen Himmel, die Schneeberge ringsum wie erhabene Kulissen; und der Dienst lustvoll und ausschweifend, maßlos in Freude und Trauer, bak-

chantische Feste der Astarte, der Aphrodite, der Venus, aber auch der Kybele, der Ate, der dunkeln, unheimlichen Mütter, und verzweifelte Trauer und Totenklage um den gefallenen Adonis. Dagegen Palästina — eng, Berg und Tal, ein Gewirr von Felsen und Schluchten; sein Tempel hoch auf dem Karstgebirge, von Abgründen umzogen, finster abgeschlossen wie eine Festung; der Dienst ernst und streng, pedantisch geregelt; und auch dieser noch ein Greuel den erlauchten Geistern, die diese Landschaft hervorgebracht hat, die als erste aller Menschen im Namen Gottes sprachen: „Was soll mir der Rauch eurer Opfer, das Fett eurer Lämmer? Gutes tun, Gerechtigkeit üben — das will euer Gott von euch.“ Hier ist kein Raum für fatalistisches Geschehenlassen; hier ist jeder zutiefst durchdrungen von der Verantwortung dessen, der durch die unscheinbarste Tat die Welt erlösen — oder ihre Erlösung vereiteln kann. Es ist ein Land von Zeloten, von Eiferern — nein, es wäre höchst stilwidrig, wenn hier die fröhliche Trikolore flatterte.

Enkel des Odysseus

Auch wer sich für Geschichte lebhaft interessiert, ist meist geneigt zu vergessen, wie ungeheuerlich

sich die Menschheit seit dem Altertum *vermehrt* hat; daß etwa das römische Italien zur Zeit seiner stärksten Energieentfaltung nur sechs Millionen, daß die Israeliten, als sie unter Josua in Palästina einbrachen und das Land wie ein Sturmwind an sich rissen, vielleicht nur sechstausend Menschen zählten. Indirekt wird dir dieses *Gesetz der kleinen Zahlen* klargemacht, wenn du Griechenland siehst. Es hat nie einen stärkeren Reiseeindruck für mich gegeben als Griechenland (nur Palästina selbst nehme ich aus); du hast nicht umsonst acht Jahre lang die Bänke eines humanistischen Gymnasiums gedrückt und Lehrer gehabt, die sich mit Erfolg bestrebten, ihren Schülern die griechischen *Realien*, etwa juristische oder wirtschaftliche Verhältnisse zur Zeit der Perserkriege, ernstlich realer einzuprägen als gleiche Verhältnisse der so weit weniger interessanten Gegenwart. Jeder Anblick eines Teiles von Griechenland, Epirus, Peloponnes, Attika, jede Insel, Kreta, Zypern, Tenedos, Salamis, natürlich auch die Städte Athen, Korinth — all das löste ganze Wolken von Assoziationen aus, die doppelt gefühlsbetont waren: sie stammten aus der goldenen Jugendzeit und sie knüpften an einen Bildungsstoff an, dem durch die Tradition das Merkmal des Erhabenen, Edlen,

Klassischen aufgeprägt ist. Trotz diesem Rausch klassischer Reminiszenzen meldete sich aber eine nüchterne Stimme, die sich darüber entsetzte, daß dieses Land, diese Inseln, unter strahlender Sonne, lachendem Himmel, gesegnet mit unwahrscheinlicher Schönheit kühner, abenteuerlicher Gestalten, umflossen von dem leuchtend blauen Meer, daß dies alles so öde, so kahl, so sichtlich unfruchtbar, so fast unbewohnt war. Wie konnte dieses karge, unwirtliche Land eine Blüte menschlicher Kultur hervorbringen, die doch ein gewisses Maß materieller Bequemlichkeit, ein gewisses Maß von Reichtum notwendig voraussetzt? Wenn das Land damals nicht anders aussah als heute, und es hat wohl nicht wesentlich anders gesehen, gibt es nur eine Erklärung: selbst ein so karges Land konnte einer *geringen Zahl* von Menschen Wohlhabenheit geben.

Die Ähnlichkeit zwischen Griechenland und Palästina ist sehr groß. Aus dem gleichen Kalk ist der Leib beider Bergländer geformt; Bergländer sind sie beide, die sich unmittelbar vom Meeresstrand auf 1000 Meter und höher erheben. Es ist aber nicht das medusengleich starrende Hochgebirge der Alpen mit schroffen Wänden und Gletschergraten, es ist ebensowenig das liebliche, reich

übergrünte Mittelgebirge der Voralpen oder des Apennins; steil aber nicht schroff, wild aber nicht unzugänglich, pflanzenübersponnen aber nur von einem graubraunen Teppich anspruchsloser Steppenpflanzen, läßt dieses Karstgebirge nur wenig Raum für fruchtbare, aber schmale Ebenen. Himmel, Erde und Meer sind von höchster Schönheit, von Glanz und Harmonie erfüllt; aber diese beiden Länder sind keine Tropenparadiese, keine glücklichen Inseln bequemer Üppigkeit, wo der Herr der Schöpfung ohne Arbeit ein Dasein voll Lust und Wonne genießen kann, mit keiner anderen Anstrengung als der des Schlürfens. Diese beiden Länder sind herbe, strenge, spröde Länder, denen ihr Volk den Lebensunterhalt nur mit Aufbietung aller geistigen und körperlichen Kräfte abringen kann. Solche Länder sind Erzieher ihrer Völker; die Völker solcher Länder haben kein leichtes, aber ein großes Leben, sie sind geplagt und haben alle Mühe, die Notdurft des Lebens zu stillen, aber sie können *Führer der Menschheit* werden.

Freilich, die Gegenwart dieser beiden Völker ist *nur* arm und karg. Es ist ein Trost für den Juden, der oft und oft die Erbitterung über den Fall seines Volkes gefühlt hat, das nichts mehr weiß von seinen Priestern und Propheten, seinen Makkabä-

ern und Tannaim, und versunken ist in Not und Elend, Wucher und Schacher, es ist ein Trost hinzublicken auf die Enkel des Miltiades und Perikles, Sokrates und Plato, Äschylos und Sophokles. So, wie sie heute sind, glaubt man ihnen von ihren Ahnen noch am ehesten den listenreichen Odysseus. Das erste griechische Wort, das ich im Munde des modernen Atheners verstand, das übrigens der beliebteste Titel ist, den die Enkel des Odysseus einander an den klassischen Kopf werfen, war — *Klephthis*, Dieb.

Natürlich haben sie einen unschätzbaren Vorteil vor den Juden. Bauern und Christen in einem jahrhundertelang von den Türken geknechteten Land, vor allem aber die Enkel und, wenigstens dem Blute nach, Erben des klassischen Hellenentums, fanden sie in dem romantischen Zeitalter Lord Byrons bereitwilligste Sympathien. Man dachte nur an *ihre* Priester und Propheten, Makkabäer und Tannaim, nicht aber an *ihre* Rothschild und Süß Oppenheimer, nicht an ihre Schacherer und Wucherer. Die Griechen hatten doch eine ungeheure Diaspora, weit zahlreicher als das Volk des Mutterlandes, und diese Diaspora bestand aus geborenen Händlern, gerissenen, wie um ihr Leben feilschenden, meist armen Kleinbürgern und

Luftmenschen. Das orientalische Sprichwort sagt: Ein Grieche betrügt zehn Juden, ein Armenier betrügt zehn Griechen. Nun, die Armenier mögen ruhen, ihr Schicksal als Gemeinschaft ist wohl das furchtbarste von allen. Aber die Griechen — von denen sah das mitfühlende Europa nur die hohen Ahnen.

Und diese Ahnen hatten das unvergleichliche Glück Augenmenschen zu sein wie neunundneunzig Hundertel der Menschheit. Juden und Griechen waren Führer der Menschheit; aber die Juden waren *Ohrenmenschen*, sie horchten auf die Stimmen der Wüste und des Meeres, des Windes und der Sonne, vor allem aber auf die Stimme in ihrer eigenen Seele, sie waren Sprecher und Sänger, Wort und Klang rührten an ihr Herz; die Griechen aber, die Glücklichen, waren *Augenmenschen*, sie tranken die Schönheit der Welt mit durstigen Wimpern, sie liebten das Blau des Himmels, das purpurne Meer, Gold und Glanz der Welt, vor allem aber das Ebenmaß menschlicher Bildung, sie waren Baukünstler und Formbildner, Gestalt und Farbe bewegten sie am stärksten. Wer dürfte es wagen, zu werten und zu scheiden, den Preis zu erkennen und zu verwerfen? Beide Typen sind der Menschheit notwendig; aber neunundneunzig von hundert Men-

schen, neunundneunzig von hundert Völkern raffen die Welt durch das Auge, und Augenmensch zu sein, ist ein Glück und ein Trost in dieser Menschenwelt.
Darum auch war die europäische Menschheit so rasch bereit, den Griechen wiederum zu helfen, als nach dem letzten Kriege so namenloses Unheil über das griechische Volk kam, daß es mit wenigem verglichen werden kann, was Völker sonst traf, und fast schon heranreicht an eine jüdische Progromkatastrophe. Im September 1922 vernichtete Kemal Pascha die griechische Armee in Kleinasien, und der Friedensvertrag von Lausanne bestimmte, daß alle in der Türkei wohnenden Griechen nach Griechenland, alle in Griechenland wohnenden Türken nach der Türkei umzusiedeln seien. Das hieß, daß Griechenland, mit seinen fünf Millionen Einwohnern, weitere eineinhalb Millionen Menschen, Flüchtlinge, meist völlig mittellos, aufnehmen mußte. Hunger, Dysenterie, Flecktyphus waren die Begleiter dieser Scharen. Sie aufs notdürftigste unterzubringen, war eine schier unlösbare Aufgabe. Im Stadttheater von Athen war jede Loge das Heim einer Familie. Aber schon im November 1922 berichtete Frithjof Nansen dem Völkerbund über die Lage und nach einigen Zwi-

schenstadien wurde im September 1923 das Genfer Protokoll unterzeichnet, das Griechenland eine vom Völkerbund garantierte Anleihe von zehn Millionen Pfund Sterling sicherte und das Siedlungswerk einer Völkerbundkommission unter amerikanischer Leitung unterstellte. Diese Kommission bestand aus zwei Fremden und zwei Griechen; die *Fremden* waren als Vorsitzender zunächst der amerikanische Diplomat Henry Morgenthau, ein Jude, und Sir John Campbell; nach etwa einem Jahre trat an Morgenthaus Stelle Charles P. Howland, Campbell wurde zeitweise durch Sir John Hope Simpson ersetzt. Innerhalb von drei Jahren hatte die Kommission 150.000 Familien (550.000 Seelen) in 2000 Dörfern und 70.000 Seelen in städtischen Quartieren angesiedelt. Für dieses Siedlungswerk hatte die Kommission aus Mitteln der Anleihe acht Millionen und die griechische Regierung sechs Millionen Pfund ausgegeben, außerdem hatte die Regierung Boden im Werte von eineinhalb Millionen Pfund enteignet und der Kommission zur Verfügung gestellt. Die Gesamtkosten beliefen sich also auf 15½ Millionen Pfund oder etwa 100 Pfund pro Familie. Wiederholt ist darauf hingewiesen worden, daß dieser Betrag nur ein Siebentel oder gar ein Zehntel dessen ist, was die

Ansiedlung einer jüdischen Familie in Palästina kostet; das ist richtig, aber es hat gute Gründe. Vor allem muß man wohl beachten, daß zwar die Berichte der Kommission von *Angesiedelten* sprechen, daß aber mit der Beendigung der Fürsorge der Kommission noch keineswegs der Zustand erreicht ist, daß der Siedler wirtschaftlich selbständig, *self-supporting* ist. Die Regierung hat noch sehr viel zu leisten gehabt und es ist sicher zum größten Teil dieser selbst für eine Regierung untragbaren Last zuzuschreiben, wenn der Staatshaushalt und die Währung Griechenlands heute zutiefst zerrüttet ist. Der Völkerbund aber mag dieses Werk des *Greek Refugees Settlement* als eine bedeutungsvolle, vielleicht als seine bedeutungsvollste, ja vielleicht als seine vorläufig einzige große Leistung buchen (nebenbei: um die, allerdings viel weniger zahlreichen türkischen Flüchtlinge hat er sich nicht gekümmert). Die Namen der an diesem Werk tätigen Männer verdienen höchste Ehren. Einer von ihnen, Sir John Hope Simpson, kam 1930 nach Palästina, um im Auftrag der britischen Regierung einen Bericht über *Einwanderung, Landsiedlung und Entwicklung* abzufassen; er hat die entscheidenden Kräfte im Werden des neuen Palästina zutiefst mißver-

standen. Dort war es ihm nicht um ein *Refugees Settlement* zu tun, sondern um eine Reinwaschung der damaligen Palästina-Verwaltung, die ein vollgerütteltes Maß von Schuld an den blutigen Unruhen von 1929 hatte. In seinem Bericht deutet er an, es gebe etwa 26.000 arabische Fellachenfamilien, die *landlos* seien, ein erheblicher Teil davon jedenfalls infolge jüdischer Bodenkäufe. Nun, die Regierung, die übergerechte britische Regierung Palästinas hat diese landlosen Fellachen aufgefordert, sich zu melden, hat diese Meldungen in jeder Weise ermutigt und so insgesamt 3190 Meldungen erhalten. Davon mußten 1800 sogleich als völlig unbegründet abgewiesen werden, ganze 356 sind als berechtigt anerkannt und etwa tausend waren noch anhängig, als der High Commissioner Sir Arthur Wauchope diese Ziffern vor der Mandatskommission des Völkerbundes in Genf im November 1932 nannte. Ein stolzer Beweis für die jüdische Behauptung, daß Araber in irgend bedeutungsvollem Maß *nicht* durch jüdische Bodenkäufe depossediert wurden; und ein kläglicher Zusammenbruch des *sachverständigen, objektiven* Berichtes von Sir John Hope Simpson. Aber dieser Bericht, der so wenig ernstgenommen zu werden verdient, führte einen schweren Rückschlag der

britischen Mandatspolitik herbei. Es ist schade, daß der Blick auf Griechenland in uns solche Gedanken wecken muß.

Vom Idealismus der Materialisten

Immer und immer wieder drängt sich dir, in Palästina und in Europa, der Vergleich auf zwischen den jüdischen Siedlungen im Lande der jüdischen Geschichte und dem, was man oft die *Experimente des russischen Kommunismus* nennt. Ich spiele nicht auf jene Andeutungen Wohlmeinender an, wohlmeinender Gegner des Zionismus und wohlmeinender, aber sehr naiver bürgerlicher Zionisten, welche vermuten, die jüdischen Siedler in Palästina, die ja ohnedies zum größten Teil russische Juden seien, seien doch eigentlich mehr oder weniger Kommunisten, revolutionäre Sozialisten, Umstürzler, Aufwiegler, Bolschewiken. Es ist ein bitterer Humor darin, daß manche arabischen Kreise, die seit langem in gewissen Beziehungen zu Moskau stehen, eben diese Beschuldigung, die Chaluzim seien Bolschewiken, den Engländern so laut in die Ohren gerufen haben, daß wenigstens einige von ihnen glaubten, es sei etwas wahres daran.

Aber nicht dies ist es, wovon ich sprechen will, und nicht einmal die großen Ähnlichkeiten technischen Charakters, die bestehen zwischen den jüdischen Gemeinschaftssiedlungen in Palästina und den landwirtschaftlichen *Experimenten* der Sowjet-Union. Gewiß, die Ähnlichkeiten sind groß. Natürlich gibt es Nuancen; in Palästina gibt es große Kvuzoth, Moschavim, Irgunim, Kibbuzim; in Rußland gibt es Artels, Kolchose, Sowchose. Das entscheidende ist immer das gleiche: genossenschaftliche Organisation der landwirtschaftlichen Arbeit bei voller Vergesellschaftung des Eigentums an dem wichtigsten Produktionsmittel, dem landwirtschaftlichen Boden. Wenn man will, kann man das Kommunismus nennen, das ist eine rein terminologische Frage, um die zu kämpfen ebenso sinnvoll ist wie um das Problem, ob eine bestimmte Farbenschattierung blaugrün oder grünblau heißen soll. Es ist auch, davon bin ich überzeugt, für die Gestaltung der Wirtschaftsordnung von sehr untergeordneter Bedeutung, ob jene genossenschaftliche Organisation das Privateigentum an anderen Gütern, etwa Gebäuden, Kleidern und Wäsche, aber selbst Produktionsmitteln wie Geräten oder Nutztieren, bestehen läßt oder gleichfalls aufhebt. Mit der Vergesellschaftung des Bodens ist die Revolution be-



Bild 63

In Tel Aviv

/Mitte Stadthaus; rechts Garten und Haus des Dichters Bialik/



Bild 64

Amphitheater von Amman



Bild 65

Kinder in einem Araberdorf



Bild 66

Ein Orangendorf im Emek Scharon
[Gan Chaim]

endet; alles andere ist Sache der Entwicklung und läßt auch, je nach den wirtschaftlichen Verhältnissen und dem Temperament der Genossen, vielerlei Abwandlungen der drei, vier gegebenen Grundformen zu. Bei den vielen großen Ähnlichkeiten palästinensischer und russischer Wirtschaften darf man doch die ebenso großen Unterschiede nicht übersehen. Sie ergeben sich vor allem aus den sehr bescheidenen Dimensionen der palästinensischen und den meist ganz gewaltigen der russischen, dann aber auch aus dem großen Intelligenzabstand zwischen jüdischen Chaluzim und russischen Bauern. Auch soll wohl bedacht werden, daß jüdische Gemeinwirtschaften in Palästina seit 1908 bestehen und ihre stärkere Entwicklung seit 1920 und 1921 datiert, während in Rußland die planmäßige Arbeit doch kaum vor 1928 eingesetzt hat. Wenn du Berichte über die Probleme und Sorgen der russischen Kolchose liest, nickst du immer wieder: Genau dieselben Probleme, genau dieselben Sorgen hatten wir in den Kvuzoth, vor drei, fünf, acht Jahren. Allerdings haben andrerseits die russischen Gruppen eine gewaltige, starke und sehr an ihrem Erfolg interessierte Regierung hinter sich — bei uns ist das nicht *ganz* so.

Aber, wie gesagt, nicht darüber wollte ich spre-

chen, obwohl es interessant genug wäre, sondern über die erstaunlich weitgehende Analogie nicht russischer und zionistischer Wirtschaft, sondern russischer und zionistischer Geisteshaltung. Eine solche Behauptung scheint zunächst paradox. Der Kommunismus und die Kommunisten sind, offiziell und inoffiziell, wütende Gegner des Zionismus, der als eine gegenrevolutionäre, im Solde des kapitalistischen Imperialismus stehende, chauvinistisch-nationalistische, klerikal-kleinbürgerliche, sentimental-romantische Bewegung bezeichnet wird. Selbstverständlich ist jede zionistische Betätigung in Sowjetrußland verboten und tausende jüdischer Proletarier sind von den Organen der Sowjetmacht bloß wegen der Beschuldigung oder des Verdachtes zionistischer Gesinnung eingekerkert oder nach den schlimmsten Strafkolonien deportiert worden. Bei ihren konzentrierten Bemühungen, die jüdische Jugend aller Länder für den Kommunismus zu gewinnen, eine durch die hoffnungslose Verelendung der jüdischen Jugend und ihre schmähliche Unterdrückung durch den Antisemitismus in den meisten Ländern recht aussichtsreiche Bestrebung, stoßen die Propagandisten Moskaus nur auf einen ernsthaften Gegner, den Zionismus. Dieser ist ja im tiefsten Grund eine

soziale Bewegung — ein Volk, jahrhundertelang vom Produktionsprozeß ausgeschlossen, will sich der Produktion bemächtigen — und seit je sind nächste Verwandte die bittersten Gegner.
Der kommunistische Agitator kommt zu der jüdischen Jugend und spricht: Ihr laßt euch von schlauen Politikern mißbrauchen. Was haben sie euch zu bieten? Ein sogenanntes *Ideal.* Ihr sollt euch aber nicht dumm machen lassen. Im Namen vergangener, gestorbener Generationen, Beduinen-Schechs, Rabbiner, Geldwucherer, beschwört man euch, euer Leben zu opfern um künftiger Generationen willen, die wahrscheinlich wieder Beduinen-Schechs, Rabbiner, Geldwucherer sein werden. Und was bleibt für euch? Ihr dürft als *Chaluzim* nach Palästina gehen, Steine klopfen, Straßen bauen, Sümpfe austrocknen, an Malaria zugrundegehen oder euch von den Arabern, den rechtmäßigen Herren des Landes, totschlagen lassen. Ihr dürft Opfer bringen und Leiden auf euch nehmen; und das Resultat kann nichts anderes sein, als daß die Trödler und Hausierer aus Podolien als Trödler und Hausierer in Palästina weiterleben und die Weinkellereien des Baron Rothschild prosperieren, die Kali-Aktien von Lord Melchetts Erben an der Börse steigen und, vor allem, daß der bri-

tische Imperialismus gestärkt wird gegenüber den arbeitenden Völkern des Orients. Laßt euch nicht fangen von der romantisch-sentimentalen Lüge einer nationalistischen Phrase. Nicht der Vergangenheit, nicht der Zukunft wollen wir uns opfern. Wir bauen sozialistisch, wir bauen für uns selbst! Der Palästinatraum wird längst schon der Historie angehören, wenn in Birobidschan Automobile, Eisenbahn, Dampfer fahren, die Schlote gewaltiger Fabriken rauchen und die Kinder einer freien, jüdischen Arbeiter- und Bauerngeneration in blühenden Gärten herumspringen werden (die Details dieser schwärmerischen Vision entnimmt der Agitator offenbar der palästinensischen Wirklichkeit; hier *fahren* Automobile, Eisenbahn, Dampfer, hier *rauchen* die Schlote gewaltiger Fabriken und hier *springen* die Kinder einer freien, jüdischen Arbeiter- und Bauerngeneration in blühenden Gärten herum).

Unter den Schimpfwörtern, die die Kommunisten dem Zionismus am liebsten aufheften, ist eines schon erwähnt: er sei eine sentimental-romantische Bewegung. Für den echten Marxisten Leninscher Observanz gibt es nichts Erbärmlicheres als Sentimentalität und Romantik. Er ist nüchtern, materialistisch, kühl, rationalistisch, exakt. Alles Ge-

fühlsmäßige, Idealistische, unklar Verschwommene ist verpönt. Er liebt — wenn man sagen darf, daß er etwas *liebt* — nur die Wissenschaft, die reine, vernunftgemäß aufgebaute. Was ihm als Ziel vorschwebt, ist eine Regelung des menschlichen Lebens durch die Statistik; Leidenschaft, Mut, Liebe und Haß, das Schöne und das Gute — lauter kleinbürgerliche Velleitäten, für die der wissenschaftliche Menschen keinen Deut übrig hat. Überhaupt ist der einzelne unwichtig, nur das Kollektivum, die Masse gilt.

Daher die maßlose Anbetung der Zahl. Alles muß in Zahlen ausgedrückt werden. Geburt und Tod, Produktion und Verkehr, Eifer und Bummelei — alles sind Ziffernkolonnen; die Ziffern auf dem Papier leben ein stärkeres Leben als die zitternde, hungernde, frierende Kreatur. Als die Verkörperung dieses Götzendienstes vor der Ziffer müßte der pflichttreue Sowjetbürger erscheinen, der zu seiner Frau ins Bett steigt mit den Worten: „Genossin Nadeschda Iwanowna, ich muß dich in allem Ernst darauf aufmerksam machen, daß unsere Stadt den Plan, der eine Steigerung der Geburtenziffer um 3417 vorsieht, erst zu 86·5 Prozent erfüllt hat!" *Plan* und *Erfüllung*, das sind die beiden Zauberworte, um die sich das Leben in jenem ge-

waltigen Reiche dreht, Ziffern, Ziffern, Ziffern. Irgendwo sitzt, geheimnisvoll, unsichtbar, ein ungeheures Gehirn und denkt sich den *Plan* aus, von Produktions- und Exportziffern bis herunter zur Zahl der Bleistifte, die an Millionen Stellen verschrieben werden müssen, um die *Erfüllung* des Planes von Monat zu Monat, von Tag zu Tag, von Minute zu Minute zu kontrollieren. Gutes Wetter — ein positives Moment für die Erfüllung des Planes; ein plötzlicher Krankheitsfall — ein Rückschlag für die Erfüllung des Planes. O, wir sind nicht romantisch, nicht sentimental! Wir sind Materialisten und für uns hat nur das zahlenmäßig Erfaßbare, nur das Exakte Wert!

Und nun kommt ein Neugieriger und sagt: Was müht ihr euch so ab, um noch ein paar Prozent des Planes mehr zu erfüllen! Ihr produziert Getreide — und habt kein Brot, müßt hungern; ihr produziert Kleider — und habt nichts anzuziehen; ihr produziert Kohle — und euer elendes Öfchen in eurem miserablen Zimmerchen steht kalt und leer! Sollte denn die Verwirklichung des Sozialismus, der Diktatur des Proletariats nicht dazu führen, daß es dem arbeitenden Menschen besser geht, daß er mehr Zeit, bessere Nahrung und Kleidung und schließlich auch mehr Freiheit hat? Und

nun, mit eurem Plan und eurer Erfüllung, müßt ihr mehr Stunden arbeiten, müßt um ein elendes, armseliges bißchen Speise und Kleidung stundenlang Polonaise stehen, seid ärger bespitzelt und bewacht, in Paßzwang und Denkverbot gesperrt als zur Zarenzeit!

Aber diesem Neugierigen wird nach allen Regeln heimgeleuchtet. Er versteht wohl nicht, daß wir die Avantgarde des Weltproletariats sind, daß wir hungern, frieren, leiden müssen für den Sieg der arbeitenden Klasse? Sein kleinbürgerliches Gehirn ist wohl zu ausgedorrt um zu begreifen, daß wir einen Krieg führen, einen grausamen, unerbittlichen Krieg gegen den fürchterlichsten, erbarmungslosesten aller Feinde, und daß es im Kriege keine Bequemlichkeiten gibt, keine Rücksicht auf Leiden des einzelnen, kein Mitleid mit dem Unschuldigen? Kurz und gut, unsere Mühe und unser Elend gilt nicht unserem heutigen Tage, sondern dem schönen Morgen, wo der Triumph der Arbeiterklasse entschieden ist und ihre Feinde zerschmettert am Boden liegen. Dann werden wir erst unbehindert und unabgelenkt die sozialistische Wirtschaft der Zukunft aufbauen!

Mein Neugieriger ist befriedigt. Er hat erfahren, was er erfahren wollte: Daß der Kommunismus,

der die Massen, die Jugend erfassende und zur Begeisterung hinreißende Kommunismus, dem man jedes Opfer bringt, genau so eine sentimental-romantische, nämlich *idealistische* Bewegung ist wie jede, die die Massen und die Jugend seit eh und je erfaßt und zur Begeisterung hingerissen hat. Der Materialismus ist nur ein Kleid; die Menschen, die es umhüllt, werden getrieben von der *Idee!*

XII. RÜCKBLICK

Konjunkturen

Der jüdische Mensch ist kraft seines Schicksals nervöser, als die Angehörigen *normaler* Völker zu sein pflegen. Er denkt individualistischer, identifiziert sich in geringerem Maß mit der Gemeinschaft, hat infolgedessen auch weniger Zutrauen zu Entwicklungen auf weite Sicht. Wenn es von einem Menschentypus vorzugsweise gesagt werden kann, so ist es der Jude, von dem es gilt: Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt. In Zeiten wirtschaftlicher Konjunktur glaubt der jüdische Kaufmann, es müsse immer so bleiben, und sieht die Bäume schon in den Himmel wachsen; in Zeiten der Depression verliert er als erster den Kopf und verzweifelt an jeder Möglichkeit einer Wiederkehr besserer Verhältnisse. Der kleine jüdische Jischuv in Palästina ist im Guten wie im Bösen eine echt jüdische Gruppe, mit all ihren Fehlern und Tugenden, Mängeln und Vorzügen, und er besitzt auch die Eigen-

schaft dieser starken Beeinflußbarkeit durch augenblickliche Stimmungen in besonders krasser Form. Die zwölf Jahre der Nachkriegsentwicklung brachten uns in Palästina schon mehr als einmal Zeiten starken Aufschwunges und Zeiten schwerer Depression, jedesmal aber war der Gemütszustand des Jischuv weit weniger durch objektive Tatsachen begründet als durch rein stimmungsmäßige, psychologische Momente.

Als ich, im Jahre 1924, zum erstenmal nach Palästina kam, war gerade nach dem ernsten Rückschlag von 1923 eine neue Konjunkturwelle entstanden, überall herrschte hoffnungsfrohe und zuversichtliche Stimmung, in allen Siedlungen, in den Städten, von den Angehörigen aller Berufszweige hörte ich der Überzeugung Ausdruck geben, daß jetzt die Schwierigkeiten überwunden und der Weg für den erfolgreichen Aufbau gefunden und freigemacht sei. *Meschiach war gekommen* und der Meschiach hieß: Tabak. Ein Jude aus Amerika hatte beschlossen, eine gewaltige Tabakindustrie in Palästina zu begründen, alle Siedlungen hatten sich dem Tabakbau zugewendet und einer Gruppe galiläischer Kolonien hatte der Amerikaner sogar ihre Tabakernte schon im voraus abgekauft und dafür fünftausend bare Pfund auf den Tisch gelegt.

Fünftausend Pfund, für eine einzelne Siedlung natürlich ein sehr stattlicher Betrag, waren doch nur von untergeordneter Bedeutung im Rahmen der jüdischen Gesamtwirtschaft in Palästina; der Keren Hajessod allein führte ihr im gleichen Jahre etwa das Hundertfache zu; aber es kam gar nicht auf den Betrag an, sondern darauf, daß hier ein psychologisches Moment gegeben war, welches genügte, um die Stimmung des gesamten Jischuv aufs stärkste zu beleben und damit auch seine gesamte wirtschaftliche Tätigkeit, wie man jetzt so schön sagt, anzukurbeln.
Seither sind noch manche Messiasse unter verschiedenen Namen erschienen; der größte war wohl die *Vierte Alija*, die Einwanderung von fast 40.000 Juden, meist aus Polen, in dem einen Jahr 1925; es folgten auch jedesmal schwere Enttäuschungen, der Vierten Alija zum Beispel die schwere Krise und Arbeitslosigkeit von Mitte 1926 bis Mitte 1928; aber das Leben des Jischuv steht noch immer unter den gleichen Gesetzen.

Im letzten Jahre hat sich die merkwürdige Tatsache ergeben, daß Palästina das einzige oder fast das einzige Land der Welt ist, dem die allgemeine Wirtschaftskrise nicht beikommen zu können scheint. Tatsächlich zeigt es die Merkmale eines

Zustandes, der sich von dem uns sattsam bekannten unserer europäischer Wohnländer auf das schärfste unterscheidet: Errichtung zahlreicher neuer Unternehmungen, besonders in der Industrie, Zustrom neuen Kapitals, lebhafte Bautätigkeit, Verstärkung der so lange scharf gedrosselten Einwanderung und als Ergebnis — vielleicht zum Teil auch als Ursache — von all dem eine Stimmung der Zuversicht, der Sicherheit, der Zukunftsgewißheit, die auf die Tausende von Touristen, die das Land jetzt besucht haben, einen ungeheuren Eindruck gemacht hat.

Es ist eine undankbare Rolle, die Till Eulenspiegel auf sich nahm, wenn er im Bergaufsteigen sang und lachte in der Freude des bevorstehenden flotten Abstieges und beim Bergabgehen ächzte und stöhnte, weil er an den nächsten Berg dachte. Eulenspiegel war nur ein Narr, aber manchmal haben die Narren recht. Der zionistische Eulenspiegel hat in den Zeiten der Krise, wenn die Treuesten wankend wurden und zu zweifeln begannen, nie aufgehört, an den Erfolg des Werkes zu glauben und alle Kräfte für diesen Erfolg einzusetzen; er kann aber nicht mit leichtem Herzen in den Jubel über die neue Hochkonjunktur einstimmen, da er voraussieht, daß auf jeden Wellen-

berg ein Wellental, wie ja auch auf jedes Wellental wieder ein Wellenberg folgt.
Ist es nicht merkwürdig, daß ein von Idealisten unternommenes und fast ausschließlich von Triebkräften idealistischer Art bewegtes Werk sich schließlich als ein *gutes Geschäft* erweisen soll? Immer waren wir Zionisten die etwas geringschätzig so bezeichneten *Idealisten*, die weltfremden Phantasten, die unerfahrene Jugend, während unsere jüdischen Gegner die gewiegten Kaufleute waren, die Menschen, denen der praktische Verstand alles war, die *mit beiden Beinen sicher auf dem Boden der Realität standen*, die Zeit, Arbeit oder gar Geld nur dort investierten, wo auch ein entsprechendes Erträgnis gesichert war. Und nun erleben wir, daß das von diesen Realisten aufgeführte Gebäude an allen Ecken und Enden zusammenkracht, während sich unser palästinensischer Idealismus, ganz trivial gesprochen, als eine vorzügliche Investition erweist.
Aber dem zionistischen Eulenspiegel ist es nicht ganz wohl dabei: die große Masse der *bürgerlichen Zionisten*, die von der Wirklichkeit Palästinas kaum eine Ahnung hat und unter der Einwirkung des zermürbenden Kampfes mit der Krise immer zugänglicher für volltönende Schlagworte wird, er-

liegt fast widerstandslos der Propaganda jener Gruppen, die die radikale Phrase faschistischer Prägung mit rasch erworbener Meisterschaft beherrschen und nun Privatinitiative gegen nationale Kolonisation, den *Mittelstand* (einen sehr tief auf der schiefen Ebene herabgerutschten Mittelstand) gegen den Arbeiter und den Kapitalprofit gegen den Keren Hajessod-Beitrag ausspielen. Es ist ein unerquickliches Schauspiel, wie Agenten der verschiedenen Pflanzungsgesellschaften einander gegenseitig übertrumpfen wollen, wie jeder einzelne von ihnen gerade *sein* Unternehmen anpreist als das schönste und beste und billigste und mit den Arabern auf dem besten Fuß stehende und am ausschließlichsten jüdische Arbeit verwendende, insbesondere aber als das mit dem größten Kapitalertrag von allen; wenn man diesen Agenten glauben wollte, so müßte ein Pardeß in Palästina ein Zaubergarten sein, gegen den das berühmte Mangobaumwunder indischer Fakire zur Unbeträchtlichkeit zusammenschrumpft.

Natürlich bin ich weit entfernt davon zu sagen, daß in Palästina für die sogenannte Privatinitiative und für die Ansiedlung von sogenannten mittelständischen Elementen kein Raum oder daß diese Arbeit unwichtig wäre. Was ich aber ablehne,

das ist die Konstruierung eines *Gegensatzes* zwischen privatwirtschaftlicher und nationaler Kolonisation, weil ich tausendfach gesehen und erfahren habe, daß *nur* die nationale Kolonisation den Boden für die private bereitmachen kann und daß noch auf lange hinaus jede Privatkolonisation wirklich ein Fakirkunststück bleiben müßte, eine vielleicht verblüffende Leistung, die aber doch eben nur Suggestion wäre, *wenn nicht* gleichzeitig damit das Werk nationaler Arbeit, die Kolonisation von Arbeitersiedlern aus Mitteln der Gemeinschaft, in vollem Maß weiterginge, ja noch erheblich verstärkt würde.

Es ist jetzt modern geworden, den Chaluz, den jüdischen Arbeiter in Palästina, zur Zielscheibe heftigster Angriffe zu machen. Seit den Tagen von 1918 und 1919, da die Welt in Bewegung geraten war, da vor allem zwei Ideen zuhöchst im Kurs standen, Pazifismus und Sozialismus, seit damals ist mehr als ein Jahrdutzend vergangen und es hat sich gezeigt, daß nur sehr wenig von jenen Blütenträumen reifte. In der Welt herrscht weiter brutale Gewalt, der Imperialismus des Großkapitals und die blutige Internationale der Rüstungsindustrie. Die Ideen, die die Welt regieren, finden in jedem Volke, in jeder Gruppe ihre Ausprägung.

Auch in der engen jüdischen Gasse haben die Worte Pazifismus und Sozialismus ihren Kurs verloren, schnöde Profitgier macht sich schamlos in der Sonne breit und proklamiert sich selbst zum höchsten Prinzip, während eine irregeleitete Jugend mit hohlen nationalistischen Kampfphrasen gefüttert wird. Auf den Wellenberg folgte das Wellental, und ich denke, wir haben einen recht tiefen Punkt erreicht. Aber gerade da wird es zur Pflicht aller Redlichen, laut zu bekennen, daß wir alles, schlechthin *alles,* was heute an zukunftsreicher Wirklichkeit in Palästina lebt, der unerhörten, voll Aufopferung und Selbstverleugnung dreißig Jahre lang vollbrachten, unbelohnten Leistung des jüdischen Arbeiters zu verdanken haben. Er hat den *Neubruch gebrochen;* er hat wirtschaftliche und soziale Formen geschaffen, er hat ein Schulwerk errichtet, er hat die hebräische Sprache wieder zum Leben erweckt, er hat in die verrotteten alten Kolonien einen frischen Zug gebracht, er hat Dörfer und Städte gebaut. Wenn es heute eine Prosperität in Palästina gibt, so ist nur eine dünne Oberschicht ihr wirklicher Nutznießer; der Siedler im Galil, der Bauarbeiter in der Stadt, der Lehrer und der kleine Kaufmann, sie plagen sich wie zuvor, sie leben von einem Tag



Bild 67

Arbeiterhäuser am Rand einer alten Kolonie
/Neß Ziona/



Bild 68

Die Orangen sind reif!
(Migdal am Tiberias-See)



Bild 69

Fest in einer der alten Kolonien
/Rischon Lezion/



Bild 70

Im Kindergarten von Nahalal

zum anderen und nichts gibt ihnen Kraft und Mut als der Glaube an die *Verwirklichung*. Dieser Glaube des Arbeiters ist der höchste aller Werte in dem palästinensischen Werk, und wehe uns, wenn wir uns ihn zerstörten.

Der zionistische Eulenspiegel sagt heute in der Zeit eines ausgesprochenen *Boom* in Palästina, einer wirtschaftlichen Hochkonjunktur: Auch wenn euch jemand dies oder jenes als den Meschiach verkündet, so bleibt es doch wahr, daß Meschiach noch nicht gekommen ist. Die Erlösung kommt nicht als Limited Company mit noch so vielen Prozenten Dividende, sie wird kommen in schwerer und ernster Arbeit für die Gesamtheit, für das Volk und für das Land.

Von der Sprache

Es scheint mir oft, die besondere Art der europäischen Kultur stamme aus der fast abergläubischen Einstellung her, die wir Europäer der Sprache gegenüber haben. Die Antike, Amerika, der Orient kennen sie nicht. Niemand glaubt dort, daß der Besitz einer Muttersprache, in der Jugend ausschließlich oder fast ausschließlich geübt, den Menschen zu einer harmonischen Persönlichkeit, zu einem Kulturmenschen macht. Niemand dort

verfällt auf den Gedanken, daß zur Entwicklung der nationalen Individualität die Ausschließlichkeit im Sprachengebrauch nötig ist. Völker wechseln ihre Sprache, ohne ihre Volkspersönlichkeit zu verlieren — hat nicht das jüdische Volk Beispiele dafür gegeben? Hebräisch, Aramäisch, Griechisch, Arabisch, Spanisch, Jiddisch, — lauter *fremde* Sprachen und doch Werkzeuge echt jüdischer, nationaler Kulturschöpfung. Und auch der einzelne wechselt die Sprache ohne Verlust seiner Persönlichkeit; man braucht nur die Ostjuden zu sehen, die aus Waschau oder Wilna nach London oder New York gewandert sind, vor allem aber jeden Orientalen. In Ägypten spricht jeder Droschkenkutscher Arabisch, Griechisch, Italienisch und Französisch; im Familienkreis gebraucht man im Gespräch zwischen Mann und Frau, Vater und Sohn innerhalb von zehn Minuten drei, vier Sprachen. Der Europäer, der, vielleicht eben infolge seines Sprachaberglaubens, meist nur die Oberfläche sieht, spricht verächtlich von *Levantinismus*. Der Orientale erwidert nicht mit dem Hohn auf europäischen Wortfetischismus; aber vielleicht hat die Antwort jenes ägyptischen Zöllners auf die gereizte Frage: „You want to be a civilized nation?" — „No, we do'nt want it", vielleicht hat diese Ablehnung des

Ehrgeizes, ein *Kulturvolk* im europäischen Sinne zu sein, eine über den Augenblicksanlaß hinausgehende tiefere Bedeutung.

Lange habe ich gesagt, der Zionismus sei eine europäische Bewegung, die Juden hätten in Palästina eine europäische Mission. Das Verhältnis zur Sprache, nebst zahllosem anderen, beweist es. Der Zionismus hat zu dem Hebräischen eben jene mystische, fast abergläubische, fetischistische Beziehung wie jeder europäische Nationalismus zu seiner Sprache, eine Beziehung, die, wie man weiß, sehr wohl vereinbar ist mit abgründigem Mangel an wirklicher Kenntnis, wirklichem Besitz der Sprache. Und in Palästina sind alle oder doch fast alle Stadt-Juden, alle Beamten, Lehrer, Bürger, fanatische Hebraisten, ja in Tel Aviv gibt es sogar eine militante Sprachgesellschaft, die den Gebrauch jeder *fremden* Sprache auf der Straße und an öffentlichen Orten nicht nur durch Plakate, sondern auch durch Ruhestörungen bekämpft. Die Arbeiterschaft jedoch hat mit *diesem* Hebraismus nichts zu tun. Man spricht hebräisch — wie sonst sollten sich Juden aus Deutschland und Jemen, Litauen und Marokko, Persien und Saloniki verständigen? Zwischen allen Siedlungen ist ein unaufhörlicher wechselseitiger Austausch der Chaverim

und so verschmelzen auch jene, die zunächst in landsmannschaftlichen Gruppen lebten, in das allgemeine, hebräische Milieu. Aber wo es sich so gibt, sprechen die Arbeiter ohne Gewissensbedenken jiddisch, russisch, deutsch.
Und doch haben *sie* die hebräische Wirklichkeit geschaffen. In Jerusalem, Tel Aviv, Haifa kann sich der Fremde, der leicht Sprachen lernt, ohne Mühe Russisch, Deutsch oder Englisch aneignen; die Kolonien sprechen hebräisch und die städtischen Arbeiter ebenso. Es ist wie ein Wunder, vielmehr es *ist* ein Wunder. Vor zwanzig Jahren debattierten wir darüber, ob das Hebräische zur lebenden Sprache werden könne oder nicht; *kämpften* auch darum (in deutscher Sprache). Heute ist es eine Selbstverständlichkeit. Daß auf allen Bahnhöfen neben englischen und arabischen hebräische Aufschriften stehen, auch wo es wenige oder keine jüdischen Einwohner gibt, daß die Briefmarken hebräischen Aufdruck, die Münzen hebräisches Gepräge tragen, die Gerichte hebräisch Recht sprechen — das kann schließlich eine Regierung durch einen Federstrich dekretieren. Aber daß man ohne ein Wort einer anderen Sprache durch das Land kommen kann, daß einzelne Araber selbst dort, wo keine Juden wohnen, hebräisch zu ver-

stehen beginnen, daß die Kinder, alle jüdischen Kinder in Palästina hebräisch sprechen, hebräisch spielen, hebräisch weinen und lachen — das ist eine Tatsache, die erweist: die Sprache lebt.
Oft fühlte ich mich an Dinge erinnert, die ich von der tschechischen Analogie her kenne. Dieses zu seiner Sprache zurückkehrende Volk beherrscht sie nur mangelhaft, viele sprechen, die Mehrzahl schreibt nur fehlerhaft Hebräisch. Es wird aber rasch besser: wie die Kinder aufwachsen, die schon durch hebräische Schulen gegangen sind. Und merkwürdig: diese Kinder sprechen besser Hebräisch als ihre Lehrer. Mit meinen in Kursen und Lektionen erworbenen Kenntnissen konnte ich gut alles verstehen, was die Erwachsenen redeten, Hebräisch mit russischem oder deutschem Akzent, aber die Kinder zu verstehen, machte mir größte Schwierigkeiten. Das macht: sie sprechen kein russisches oder deutsches, sondern ein hebräisches Hebräisch. Und schon beginnt sich eine bestimmte Mundart in Palästina und eine bestimmte Nebenmundart in Galiläa zu entwickeln — ungeahnte Möglichkeiten für künftige Philologen. Hoffen wir nur, daß uns diese künftigen Philologen unser Palästina nicht verschulmeistern werden.

„*Die Kinderinsel*“

Auf der Rückfahrt, auf dem Dampfer, der kein Judenschiff mehr war, hörte ich aus dem Salon die Jazzklänge gedämpft nach dem Deck herklingen, sah in das blaue Meer und, ein wenig müde, ja gleichgültig geworden, hinüber nach den schroffen, weinfarbenen, öden Bergen Griechenlands, die ich auf der Ausreise so hungrig mit den Augen verschlungen hatte. Was soll mir jetzt diese leere Kruste einer großen Vergangenheit, die tot ist: ich komme von dort, wo Urzeit und Zukunft lebendig sich vermählen. Und in der Adria begann es zu regnen und ein kühler Wind kam von Norden her, von Europa.

Ich lag auf dem Deck und eine melancholische Stimmung überwältigte mich. Ich dachte des Aufbruchs und erinnerte mich der *Kinderinsel* an der Adria. Ist uns, ist euch dieses Palästina nicht so etwas wie diese Kinderinsel? Sind euch diese Menschen da unten nicht etwas wie Kinder, die *nicht ganz in Ordnung sind?* Verfolgt und daher unstet, geplagt und daher scheu, verhaßt und daher störrisch, von normaler Laufbahn ausgeschlossen und daher revolutionär; machen sie euch nicht recht viel Sorgen, diese Kinder, verlangen sie nicht, daß

man ihnen hilft, hindern sie euch nicht zu vergessen, daß auch ihr diesem verfemten Stamm angehört? Und erscheinen sie euch nicht alle irgendwie abnormal? Mein Gott, man würdigt ja alles: aber ist es nicht doch eine Marotte, eine fixe Idee, der sie sich mit so viel (gewiß rühmenswertem) Eifer hingeben? Es gibt doch so viele Länder auf Gottes Erde: muß es gerade dieses verlassene, verödete, arme, kleine Palästina sein? Und gewiß respektiert ihr den Mut, mit dem sie, freiwillige Versuchskaninchen, sich zu merkwürdigen sozialen Experimenten hergeben, aber könnten sie es nicht eigentlich leichter haben und, halb eingestanden, auch euch leichter machen, wenn sie die bewährten, ausgetretenen Wege gingen? Sind sie nicht ein ganz klein wenig verrückt?

Und sie arbeiten. Ihr hört von Stadtvierteln und Kolonien, von Kvuza und Moschav ovdim, von dieser und jener Organisation, ihr gebt euch Mühe, euch den Unterschied zwischen Hanhala und Hachschara zu merken, ihr sprecht anerkennend von der Tnuva oder mit väterlichem Tadel vom Kibbuz arzi: aber ist es euch nicht alles ein bißchen — Hand aufs Herz — wie die Bauten der Kinder am Strand? Das Kind schöpft Sand in den Blechkübel und läßt ihn wieder zu Boden rinnen: seht ihr

nicht der Arbeit in Palästina mit dem gleichen überlegenen, freundlich-nachsichtigen Wohlwollen zu? Sie sind eifrig, fleißig, unermüdlich, diese Kinder in Palästina, *als ob* ihre Arbeit so wichtig wäre wie eure Geschäfte, euer Handeln, eure Advokaten- oder Ärztepraxis, euer Büro mit acht Telephonanschlüssen, eure Börsenaufträge und Konferenzen. Ihr aber wißt es besser und lächelt.
Manchmal tut ihr sogar, als nähmet ihr selbst sie wichtig und ernst. Ihr sagt ein paarmal: *Unsere Chaluzim* und werft euch in die Brust, ihr habt Kongresse und Tagungen, haltet Reden und faßt Beschlüsse; ihr bekämpft aufs heftigste jeden, der nicht genau in der gleichen Nuance der gleichen Tonart *Unsere Chaluzim* sagt oder der sich dabei zu wenig oder zu sehr in die Brust wirft. Ihr beschließt euch zu hebraisieren und sagt von nun anstatt *Servus* nur mehr *Schalom!* Und dann, wenn ihr euer nationales Gewissen soweit beruhigt habt, setzt ihr euch vergnügt an den Spieltisch im gewohnten Café oder geht zum Schneider, das neue Kostüm probieren. Wenn ihr gar zu lange am Spieltisch aufgehalten wurdet oder außer dem Kostüm auch noch einen Fellmantel benötigt, dann habt ihr wohl nicht immer die volle Ruhe, euch *euern Chaluzim* zu widmen, werdet nervös, unge-

duldig, klagt über die schlechten Zeiten und über die schreckliche Geldknappheit. Aber, Gott sei Dank, die Kinder in Palästina lassen sich das nicht anfechten, sie arbeiten mit doppeltem Eifer weiter und vereinfachen höchstens ihr Menü ein bißchen: das ist gesund für die Verdauung, im heißen Klima. Nur selten kommt einem von euch der Gedanke und die Frage: sind nicht *wir* die törichten Kinder und jene die Bauer der Zukunft? Ist nicht unser Geschäft und unser Spiel, unser Büro und unser Café, unser Sorgen, Jagen, Plagen — ist es nicht ein Schöpfen von Sand in einen Spielzeugkübel und Wiederausrinnenlassen? Und sind nicht wir eigentlich um jener willen da? Geben nicht jene dort drüben, die Narren, die Kinder, geben nicht erst sie und sie allein unserem Leben einen Sinn? Ist nicht noch das oberflächlichste, unaufrichtigste, spielerischeste Wort, das wir von ihnen sprechen, wahrer, ehrlicher, tiefer als all unser gepriesener Ernst? Aber rasch huscht solch ein Gedanke, solch eine Frage an euch vorüber und ihr hüllt euch wieder in den sicheren Panzer der Selbstzufriedenheit.

Solches meditierte ich, als ich auf dem Deck lag und in den kühlen Wind hineinfuhr, der von Norden her wehte, von Europa. Der Chaluz in dem

Strecksessel neben mir, der nach sechs Jahren seine Eltern besuchen wollte, sagte: „Glauben Sie, daß es in Europa auch um diese Jahreszeit regnen kann? Es wird so kühl!“ Und da fielen auch schon die ersten Tropfen. Der Chaluz aber sagte: „Am liebsten möchte ich gleich in Triest noch umkehren!“ Ein Kind, ein Narr, ein Bauer der Zukunft . . .

Heimkehr

Nicht wie aus der Fremde in die Heimat, sondern wie von daheim in die kalte Fremde kam ich von Palästina nach Europa zurück. Dort war ich Freund unter Freunden; wo immer ich hinkam, nahmen mich Bekannte und Unbekannte brüderlich auf; ohne viel Floskeln, ohne den Zwang einer *Vorstellung*, die wirklich meist der Vorstellung einer Komödie gleicht, näherte ich mich jedem und jeder sich mir, und wessen Namen ich den Augenblick vorher nicht gekannt, wessen Gesicht ich nie gesehen hatte, der war mir sogleich vertraut und nahe. Hier — auch die besten Freunde fügen sich dem Zwang einer Konvention, über die sie gern spotten, die sie manchmal vielleicht hassen, deren Sinnlosigkeit sie aber nie wirklich ins Bewußtsein heben.

Ich kreuzte auf dem Rückweg wieder italienisches Land: besuchte Venedig, die alte Königin der Adria, jene herabgekommene Königin, deren stolze Paläste, deren märchenvolle Kirchen jetzt als Attraktionen für den Fremdenverkehr dienen, von dessen Ausbeutung der Enkel jener lebt, die das Meer ihre Braut nannten; und ich durchquerte die Ebene, voll von Reisfeldern und Weingärten, überzogen von einem dichtmaschigen Netz kunstvoller Bewässerungsgräben, grün und üppig unter der milderen Sonne. Und ich verstand, warum die Arbeit in Palästina so schwer ist. Hier in Europa ist jeder ein Erbe, ein Nachkomme, ein Enkel; drüben ist jeder der *erste seines Geschlechtes*, der Gründer einer Dynastie. Hier haben Jahrhunderte, Generationen um Generationen den Boden urbar gemacht, bebaut, verbessert, entwickelt; Straßen gebaut, Städte und Dörfer gegründet; Häuser, Schulen, Kirchen getürmt; Gewerbe und Handel, Künste und Wissenschaften emporgepflegt; *Investitionen* gemacht und Erfahrungen gesammelt. Wie viele Hände haben am Rande dieser Lagune den Sumpf getrocknet, den Grund gepflügt, diese sauberen Mauern um jedes Anwesen gezogen, diese Gräben angelegt? Seit zweitausend Jahren ist Jahr um Jahr, Frühling um Frühling, Herbst um Herbst

die fleißige Hand über dieses Land, über jeden keinsten Fleck dieses Landes gegangen, unzählige sind gescheitert, haben nicht nur ihre Arbeit, sondern ihre ganze Existenz, ihr Hab und Gut, ihren Schweiß und ihr Blut in diesen Boden versenkt, damit die Enkel leben können. Historisch ist Jerusalem älter als Rom und Athen, von Venedig oder Paris zu schweigen; wirtschaftlich aber jünger, viel, viel jünger als Berlin oder Philadelphia. All das, was hier die Jahrhunderte, was Generationen in den Boden gesteckt haben, ist die Basis, die Möglichkeit, die unlösbare Voraussetzung unserer Wirtschaft, unserer Künste und Wissenschaften; wir leben vom Erbgut. Drüben aber soll *eine* Generation alles leisten, all die Opfer auf sich nehmen, die hier auf Jahrhunderte verteilt waren, und gleich auch sich selbst beerben, gleich auch auf dem Ertrag ihrer Opfer selbst blühen! Man sagt, die Ansiedlung einer Familie in Palästina koste zu viel, mit dem gleichen Betrage könne man in Europa zwei Bauern ansetzen: zwei! Hier, wo diese zwei, ob sie es wissen oder nicht, die Opfer und Mühen und Erfahrungen von dreißig Generationen erben! Und die in den Boden, in die Wirtschaft gesteckten Ersparnisse von dreißig Generationen! Es erfordert so viel Geld und ist doch eine Arbeit voll unaus-

sprechlicher Entsagung, voll einer hier nicht geahnten Armut — reich nur in dem Bewußtsein, die Ersten zu sein, der Zukunft zu dienen, den Neubruch zu brechen . . .

Hier haben wir für solche *idealistischen Spielereien* keine Zeit . . . Wir haben doch unsere ernste, schwere Arbeit und brauchen dann ein paar Reisewochen als Erholung sehr notwendig. In Venedig bin ich ihnen begegnet, den geplagten Menschen aus unseren Städten, den Kaufleuten, Fabrikanten, Ärzten, Advokaten, Bankdirektoren und ihren Frauen. Auf dem Markusplatz, drüben am Strande des Lido, vor allem aber in der Merceria, vor und in den Läden, wo man so schöne Kunstgewerbe- und Modegegenstände kauft; bronzene Gondeln und befranste Schultertücher, Glasluster, Mosaikschmuck, Bilder, alles echt venezianisch (oder aus Gablonz importiert). In der Merceria hatte ich eine interessante Begegnung. Mitten in dem Gewühl erblickte ich plötzlich einen alten Bekannten, einen Großkaufmann, sagen wir aus Neustadt. Er kam eben mit seiner sehr eleganten, reizenden Frau aus einem der Läden und beide begrüßten mich überaus liebenswürdig. Sie waren schon seit vier Wochen auf dem Lido — Grand Hotel des Bains *natürlich* — und mußten leider morgen schon verreisen. Da

waren sie heute noch rasch herübergekommen, um die nötigen Einkäufe zu machen, Mitbringsel, Andenken. „Schließlich, wer weiß, wann man wieder nach Venedig kommt, für nächstes Jahr ist eine Nordlandreise geplant, dann vielleicht geht man nach Ostende — ja, man hat es nicht leicht! Aber Geld kostet solch eine Reise — diese Einkäufe allein verschlingen ein Vermögen. Meine Frau *muß* doch solch ein herrliches Seidentuch haben, tausend Lire, wirklich kein übertriebener Preis, und so geschmackvoll — aber dieses und jenes, da tausend Lire und dort fünfhundert, das läppert sich zusammen! Was machen übrigens Sie hier, Herr Doktor?“ Als er hörte, ich sei auf der Rückreise von Palästina, wurde er etwas einsilbig. Es war noch nicht lange her, bei meinem letzten Besuche in Neustadt, da hatte ich von ihm einen Beitrag für den Keren Hajessod verlangt und er hatte ihn nicht leisten *können:* „Mein Gott, sie glauben, wo eine Fabrik steht, muß Geld sein. Wenn Sie wüßten, was für Lasten ich auf mir habe —“ und er ließ mich einen tiefen Blick tun in seine schweren Steuerlasten und nannte mir die Schuldner, die insolvent geworden waren, und die armen Verwandten, denen er helfen mußte; nur meine lebhaften Proteste bewahrten mich davor, seine

Bücher kontrollieren zu müssen. Fast hätte ich ihm eine Unterstützung angeboten . . .
Ich glaube, ein volles Monatsbudget der gesamten Palästinaarbeit ließe sich mit den Beträgen decken, die Juden an einem einzigen Tage der Reisesaison nur in Venedig ausgeben.
Ich aber geriet nach der Melancholie der Rückreise in einen sehr akuten Zorn, ja, ich muß es gestehen: mir graute vor Europa, vor den Bekannten, vor Venedig und ich fuhr am selbigen Tage auf der kürzesten Route heim, denn morgen hätte ich den Großkaufmann aus Neustadt sicher im Zuge getroffen. Und so ward dem Rückkehrenden vor Europa, kaum daß er es betreten hatte, sogleich auch gründlich bange.

Die Utopie

Es gibt zweierlei Utopien. Ein Gelehrter setzt sich an seinen Schreibtisch und schildert die Gesellschaft, wie sie sein *könnte:* Platos *Staat*, des Morus *Utopia*, Bellamys *Rückblick*, lauter sehr gut, sehr logisch ausgedachte und in die Einzelheiten entwickelte Gebilde, durchaus im Rahmen des Möglichen, aber unverwirklicht, *weil* auf das Gebiet des Logischen, des verstandesmäßig Überprüfbaren beschränkt. Dann aber gibt es schöpferische Uto-

pien: ein Mann voll großen Willens zeigt der Gesellschaft, wie sie sein *sollte:* Jesus, Rousseau — zögernd setze ich hinzu: Herzl. Er beschränkte seine *Utopie* von vornherein auf ein Teilgebiet, auch hat sein *Judenstaat* viel von einem logischen Gebilde; nur langsam, nachträglich wuchs er in das Willensmäßige, das Schöpferische hinein. Schöpferische Utopien sprengen bewußt den Rahmen des Möglichen. Was Jesus fordert, ist durchaus unmöglich, unerfüllbar; es wurde auch nicht verwirklicht, nicht erfüllt, aber es strömte eine ungeheure, lebendige Kraft aus, die die Welt umwandelte. Was Rousseau predigt, ist völlig unrealisierbar, es fand auch keine Verwirklichung, schuf aber den Sozialismus, eine elementare, das Bild der Menschheit verwandelnde geistige Bewegung. Jene logischen Utopien sind möglich, bleiben aber Papier; diese schöpferischen Utopien fordern das Unmögliche und sind die stärksten Mächte der Wirklichkeit.

Herzl gab 1895 sein Büchlein vom *Judenstaat* heraus. Er schlug vor, es sollte sich eine große jüdische Kolonisationsgesellschaft bilden, die reichen Juden sollten das Kapital geben; das Land, auf das die Wahl fiele — er dachte keineswegs ausschließlich, nicht einmal in erster Linie an Palästina — sollte urbar gemacht, Straßen und Eisenbahnen, Städte



Bild 71

Ahasver am Ziel
(Frisch eingewanderte Jemeniten, Vater und Sohn)



Bild 72

Das Gesicht des neuen Erez Israel

(Jüdische Arbeiterjugend in Tel Aviv)

und Dörfer, Fabriken, Wohnhäuser, Villen, Theater, Parks und Kurorte sollten gebaut werden; inzwischen sollten die Unternehmungen der Juden in allen Ländern durch die große Gesellschaft liquidiert werden und nun hätten sich die Juden, Gemeinde um Gemeinde unter Führung ihrer Rabbiner, in Bewegung zu setzen, die vorher gecharterten Schiffe zu besteigen und drüben das Leben, das sie bisher geführt, fortzusetzen, natürlich freier, besser, schöner, sozusagen komfortabler als vordem.

Diese Broschüre hatte eine doppelte Wirkung. Alle Satten, alle Angelangten, alle nicht mehr Jungen und nicht mehr Armen, alle Zweifler und Spötter, alle klugen Köpfe im Judentum erklärten wie aus einem Munde: „Unmöglich! Das ist eine Utopie, vielleicht ganz schön zu lesen — der Autor ist ja Feuilletonist der *Neuen Freien Presse* — aber völlig undurchführbar. Außerdem fordert dieser Jude doch dasselbe wie die Antisemiten, gibt ihnen Argumente, entfremdet uns den Völkern, in deren Mitte wir sicher und geachtet leben, schädigt uns also! Außerdem ist sein Vorschlag, zu einem seit zweitausend Jahren zerstörten Judenstaat zurückzukehren, reaktionär!“ *Reaktionär* war in der fortschrittplätschernden Zeit der neunziger Jahre das

ärgste Schimpfwort. „Und ist es nicht unsere geheiligte Mission, zerstreut unter den Völkern zu leben und sie die wahre Menschlichkeit zu lehren? Es ist frevelhaft, daran zu verzweifeln, daß die Menschheit endlich aufgeklärt und human werden und sich mit allen Rassen, auch mit den Juden, verbrüdern werde." Und um solche Irrlehren nicht groß werden zu lassen, schwieg man sie tot und bekämpfte sie und ihre Anhänger, wo dies nicht anging, mit allen Mitteln der Entrüstung, des Hohnes, der triumphierenden Übermacht.

Aber sie hatten doch Anhänger. Alles was jung und arm war im Judentum, die Enterbten, die Verfolgten, die Geplagten und Verzweifelten sahen ein neues Licht aufgehen. Und er, der es entzündet hatte, ließ es sich angelegen sein, es in die letzten Winkel der düstersten Judengassen zu tragen. Wenn jene logischen Utopien den Geist ihres Autors beschäftigen, solange er daran arbeitet, und dann anderen Interessen Platz machen — ja, schon während er sie entwirft, ist er voll schärfster Skepsis, Skepsis ist es, die ihn schreiben heißt — bezeichnet es den Urheber einer schöpferischen Utopie, daß er an sie *glaubt;* hat er sie in einem gewaltigen Zeugungsakt in die Welt geschleudert, so ist er ihrer damit noch nicht ledig; vielmehr nimmt sie

ihn jetzt erst ganz in Besitz, jawohl, er ist von ihr besessen, er *muß* sein Leben daran setzen, sie zu verwirklichen. Und solcher Glaube an die Ermöglichung des Unmöglichen hat ungeheure Kraft. Widerspruch, Widerstand spornen ihn nur zu immer größerer Leistung an. Und er findet Gläubige, Jünger, Apostel. Ihn kann man kreuzigen; seine Lehre geht hinaus in die Welt.

Und gewiß wird die Verwirklichung ganz anders, als der Utopist sich sie gedacht hat. Nein, das Land wurde nicht vorerst urbar gemacht, keine Gesellschaft wurde gegründet, die reichen Juden waren weit entfernt davon, das Geld zu geben; keineswegs setzten sich die Judengemeinden unter Führung ihrer Rabbiner in Bewegung; diese Herren waren allzu abhängig von den reichen und behäbigen Gemeindehäuptern und mußten den Verdacht der Hinneigung zu der verpönten Irrlehre vermeiden. Aber fünfundzwanzig Jahre genügten, um dem Zionismus, der utopischen Idee Herzls, die Anerkennung aller Großmächte der Welt zu bringen. Und da die große Kolonisationsgesellschaft nicht mit einem Schlag zustande kam, arbeitete man im kleinen; baute dennoch, trotz allem, Straßen und Eisenbahnen, Städte und Dörfer, Fabriken und Wohnhäuser, Villen, Kurorte und wan-

derte ein. Erst waren es tausend im Jahr, dann fünf-, jetzt zehntausend.
Was aber das größte ist: die einwandern, setzen drüben *nicht* das Leben fort, das sie bisher geführt haben. Konnte Herzl, konnte irgendein Mensch voraussehen, daß die lebendige, schöpferische Kraft, die von seiner Utopie ausging, so gewaltig sein würde, um ein ganzes Volk in seinen Ideen, in seinen Wünschen, in seinen Zielsetzungen zu verwandeln? Die bisher Luftmenschen, Parasiten, Händler und Schacherer waren, kennen nur mehr *ein* Ideal: arbeiten; die bisher alle Sprachen der Welt redeten, nur ihre eigene nicht, haben die Tote zu neuem Leben erweckt; die Schwächlichen und Ängstlichen werden stark und mutig. Das ist die verwandelnde Macht der Idee; das ist die Wirkung der schöpferischen Utopie. Als man uns Zionisten vor dreißig Jahren immer wieder diesen Schimpf an den Kopf warf: „Der Zionismus ist eine Utopie!" — da wurden wir wütend, bewiesen haarscharf die Realisierbarkeit unserers Programms und wehrten uns mit Händen und Füßen. Heute sind wir milde geworden (auch um dreißig Jahre älter) und wissen: der Zionismus *war* eine Utopie; Beweis: er ist verwirklicht worden.

REGISTER HEBRÄISCHER WORTE

Die im Text gebrauchten hebräischen Ausdrücke sind in der Regel nach der in Palästina üblichen (sfardischen) Aussprache transkribiert; sie sind auf der mit ^ bezeichneten Silbe zu betonen. Es gibt im Hebräischen keine Doppelvokale und Diphthonge, man spricht also: Ha-avodâ, chakla-î, haza-îr.

Achdûth — Einheit.

Achdûth haavodâ — „Einheit der Arbeit", sozialistische Arbeiterorganisation in Palästina.

Achusâ — „Eigentum", Siedlungsgesellschaft.

Agudâ — Vereinigung.

Agûdas Jisrôel — „Vereinigung Israels", Weltorganisation der jüdischen Orthodoxie.

Alijâ — „Hinaufsteigen", jüdische Einwanderung in Palästina.

Apikôres — „Epikuräer", Atheist.

Aschkenasîm — „Deutsche", die in Mittel- und Osteuropa wohnenden oder von dort stammenden Juden.

Assefâ, pl. Assefôth — Versammlung.

Assûr — verboten.

Avodâ — Arbeit.

Avodâ azmîth — „Selbstarbeit", Wirtschaft ohne Lohnarbeiter.

Bilû — Abbreviatur aus „Beth Jaakov Lechu Venelcha" — „Haus Jakobs, laßt uns aufbrechen", Bezeichnung der ersten Palästinasiedler, etwa 1880—1900.

Bnêj Binjamîn — „Söhne Benjamins“, Organisation der judäischen Kolonisten.

Bogêd — Verräter.

Chaklaî — landwirtschaftlich.

Chalukâ — „Verteilung“, Organisation zur Verteilung von in der Diaspora gesammelten Spenden an fromme Juden in Palästina.

Chalûz, weibl. Chaluzâ, pl. Chaluzîm, Chaluzôth — „Pionier“, jugendliche jüdische Arbeiter-Einwanderer.

Chan (arab.) — Herberge, Hof.

Chavêr, weibl. Chaverâ, pl. Chaverîm, Chaverôth — Genosse, Mitglied einer Genossenschaft.

Chibâth Ziôn — „Zionsliebe“, die auf Palästinasiedlung gerichtete Bewegung im Ostjudentum in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Chovevê Ziôn — „Zionsfreunde“, Anhänger der Chibath Zion-Bewegung.

Davâr — Ding, Sache, Wort.

Dôar — Post.

Dôar hajôm — „Tagespost“, hebr. Tageszeitung in Jerusalem.

En (eigentlich êjn) — Verneinung.

En davâr — „keine Sache“, nicht der Rede wert, tut nichts.

En kêßef — kein Geld.

Erez, m. Artikel: Haârez — Land.

Erez Israêl — Land Israel, Palästina.

Fâlcha (arab.) — Getreide.

Galîl — Galiläa, Nordpalästina.
Galîl haeljôn — Obergaliläa, nördl. vom Tiberiassee.
Galûth — Exil, Diaspora.
Gasôs — „Eau gazeuse", Sodawasser.
Gêr, pl. Gerîm — „Fremdling", jüdischer Proselyt.
Gimmel — der dritte Buchstabe des hebräischen Alphabeths, G.; als Zahlwort: drei.
Gôren — Tenne.

Ha- — Artikel.
Haârez — „Das Land", hebr. Tageszeitung in Tel Aviv.
Habimâ — „Die Bühne", hebr. Theatertruppe.
Hachscharâ — „Vorbereitung", speziell fachliche Vorbereitung von Chaluzim auf den landwirtschaftlichen oder Handwerkerberuf.
Hadassâh — „Palme", Name, gleichbedeutend mit Esther; zionistische Frauenorganisation in Amerika für medizinische und hygienische Arbeit in Palästina.
Hajôm — der Tag, heute.
Hanadîv — „der Wohltäter", Baron Edmond de Rothschild in Paris.
Hanhalâ — „Leitung", Exekutive der Jewish Agency in Jerusalem.
Hapoêl Hazaîr — „Der junge Arbeiter", sozialistische Organisation in Palästina.
Histadrûth — Organisation.
Histadrûth Klalîth — „Allgemeine Organisation", eigentlich „Histadrûth Klalîth schel ovdîm ivrîm beêrez jisraêl", Allgemeine Organisation jüdischer Arbeiter in Palästina, gewerkschaftliche Gesamtorganisation.
Hôrra (arab.) — Rundtanz.

Ichûd — Vereinigung.
Irgûn — Organisation.
Irgûn meschutâf — „gemeinsame Organisation“ jüdischer und arabischer Arbeiter.

Jachîn — „Vorbereiter“, Arbeitergenossenschaft zur Übernahme der Pflanzung und Vorbereitung von Orangengärten für fremde Rechnung.
Jemeniten — Juden aus Jemen.
Jischûv — „Einwohnerschaft“, Gesamtheit der Juden Palästinas.
Jôm — Tag.
Jôm Kippûr — Versöhnungstag.
Jôm rischôn — „erster Tag“ der Woche, Sonntag.

Kar — kalt.
Kêren — „Horn“, Schatz, Fonds.
Kêren Esrâ — Hilfsfonds.
Kêren Hajessôd — „Grundfonds“, der 1920 begründete allgemeine Kolonisationsfonds für Palästina.
Kêren Kayêmeth Leisrael — „Dauerfonds“, der 1901 begründete Fonds für Ankauf palästinensischen Bodens ins dauernde Gemeineigentum des jüdischen Volkes.
Kêßef — „Silber“, Geld.
Kibbûsch — Eroberung.
Kibbûsch haavodâ — Eroberung der Arbeit, Übergang von arabischer zu jüdischer Lohnarbeit in den Pflanzungskolonien.
Kibbûz — „Gruppierung“, Zusammenfassung landwirtschaftlicher und städtischer Arbeitergruppen auf genossenschaftlicher Grundlage.

Kibbûz arzî — „Landeskibbuz“, radikalsozialistischer Kibbuz.
Kibbûz mëuchâd — „einheitlicher Kibbuz“, gemäßigt sozialistischer Kibbuz.
Klal — Gesamtheit, Klalî — allgemein.
Klaltuer — jiddischer Ausdruck für Personen, die ehrenamtlich oder beruflich für die Interessen der Gesamtheit arbeiten.
Kolêl — Gemeinde.
Kotêl maaravî — Westmauer, sogenannte Klagemauer in Jerusalem.
Kôscher (sfardisch Kaschêr) — „geeignet“, erlaubt im Sinne der jüdischen Speisegesetze.
Kôved — jiddisch, „Ehre“.
Kupâ — Kasse.
Kupâth cholîm — Krankenkasse.
Kvisch, pl. Kvischîm — Chaussee.
Kvuzâ, pl. Kvuzôth — „Gruppe“, Arbeitergenossenschaft, bes. landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft.

Lemâan haschêm — Um Gottes willen.
Lul — Hühnerhof.

Maschbîr — Jüdische Konsumgenossenschaft in Palästina.
Maschtelâ — Baumschule.
Mazzôth — ungesäuerte Brote.
Merkâs — Zentrum.
Merkâs chaklaî — „Landwirtschaftszentrum“, landwirtschaftliche Kommission der Allgemeinen Arbeiterorganisation.
Meschîach — Messias.
Miflagâ — Partei.
Miflagâth Poalîm Erez-Jisraelîim — Palästinensische Arbeiterpartei.

Schêmen — Öl.
Schmirâ — Wacht, Bewachung.
Schmirâ ivrîth — jüdische Wacht, Übernahme der Bewachung jüdischer Siedlungen durch jüdische Wächter.
Schomêr — Wächter.
Schomrôn — Samaria, Mittelpalästina.
Schtilîm — Keimlinge, Pflanzensetzlinge.
Schuk (arab. Suk) — Markt, Bazar.
Schulchân arûch — „gedeckter Tisch", das für die jüdische Orthodoxie maßgebende Kompendium der Ritual- und Rechtsbestimmungen.
Schwat — Frühjahrsmonat; der 15. Schwat wird als „Neujahrstag der Bäume" gefeiert.
Sfardîm — „Spanier", die in Südeuropa und dem Orient wohnenden oder von dort stammenden Juden.
Sichâ — Gespräch.

Takzîv — Budget, insbesondere das vom Zionistenkongreß bewilligte Budget der Zuschüsse des Keren Hajessod für die neuen Siedlungen und die sonstigen Arbeitszweige in Palästina.
Tannaîm — „Lehrer", Gesetzeslehrer der ersten Jahrhunderte der christlichen Ära.
Tarbûth — Kultur.
Tfillîn — Gebetriemen, Phylakterien.
Thnach — Abbreviatur für „Thorâ — Neviîm — Kthuvîm, Fünfbuch — Propheten — Hagiographen", d. i. Gesamtheit des biblischen Kanons, Bibel.
Tijûl, pl. Tijulîm — Wanderung.
Tnuvâ — „Frucht", Name der Genossenschaft zum Vertrieb der landwirtschaftlichen Erzeugnisse der jüd. Siedlungen.

Tozêreth Haârez — Produktion des Landes.

Trêfe — „Zerrissenes", verboten im Sinne der jüdischen Speisegesetze.

Vâad, pl. Vaadîm — Komitee.

Vaadâ, pl. Vaadôth — Kommission.

Zaîr — jung.

Zeïrê Ziôn — „Die Jungen Zions", zionistisch-sozialistischer Jugendverband.

REGISTER GEOGRAPHISCHER NAMEN

Abana — antiker Name des syrischen Flusses Barada, der Damaskus durchfließt.

Adschlun — transjordanische Landschaft zwischen Jarmuk und Jabbok.

Afule — Städtchen an der Kreuzung der Bahn Haifa—Semach mit der Chaussee Jerusalem—Nazareth.

Ajêleth Haschachâr — „Hindin des Morgens", jüdische Siedlung in Obergaliläa, gegründet 1920.

Akko — alte historische Stadt am Mittelmeer, nahe Haifa (bei den Kreuzfahrern S. Jean d'Acre).

Alauitenrepublik — Teil des französischen Mandatsgebietes Syrien, mit der Hauptstadt Latakia.

Ammân — Hauptstadt Transjordaniens, als Rabbâth Ammôn Vorort der Ammoniter, in griechisch-römischer Zeit Philadelphia, heute Sitz des Emirs Abdallah, etwa 10.000 Einwohner.

Antilibanon — Gebirge in Syrien.

Antiochia — Stadt in Nordsyrien.

Belvoir — Kreuzfahrerfestung in Untergaliläa, zwischen Tiberiassee und Tabor.

Benha — Stadt in Unterägypten, Eisenbahnknotenpunkt.

Benjamina — jüdische Siedlung in Schomron, gegründet 1921.

Ben Schêmen — jüdische Siedlung in Judäa, gegründet 1906.

Beth Alfa — jüdische Siedlung im Ostteil des Emek Jesreel, gegründet 1921.

Beth Gubrîn — s. Beit Dschibrin.

Beth Hakêrem — jüdische Vorstadt von Jerusalem.

Bethlehem — Stadt, südlich von Jerusalem.

Beth Schan — arab. Beisan, griech. Skythopolis, Städtchen am Ausgang des Emek Jesreel ins Jordantal.

Bikaa — Ebene des oberen Litani und oberen Nahr el Assi (Leontes und Orontes) in Syrien, das sogenannte Coelesyrien.

Birobidschan — Gebiet jüdischer Ansiedlung in Ostsibirien (Sowjet-Union).

Bne Brak — jüdische Wohnsiedlung nahe Tel Aviv.

Bosra — röm. Bostra, Hauptstadt der römischen Provincia Arabia, im Haurangebiet.

Bucharia — das von bucharischen Juden bewohnte Viertel von Jerusalem.

Bukea — Ebene in Transjordanien (Belka).

Caesarea — Stadt an der Mittelmeerküste von Palästina, zwischen Jaffa und Haifa, Hauptort des römischen Palästina.

Castra Incisa (Roche taillée) — Kreuzfahrerfestung an der Küste Palästinas.

Chastelet — Kreuzfahrerfestung in Galiläa, nahe dem Hule-See.

Chedera — jüdische Siedlung in Schomron, gegründet 1891.

Emek Scharon — Ebene Saron, mittlerer Teil der palästinischen Küstenebene, nördlich von Jaffa.

En Charôd — jüdische Siedlung im Ostteil des Emek Jesreel, gegründet 1921.

Endor — Dorf in Galiläa, südöstlich von Nazareth.

En Fara — Dorf im Gebirge Juda, nordöstlich von Jerusalem.

En Ganîm — jüdischer Siedlungspunkt bei Petach Tikva.

Es Salt — Stadt in Transjordanien.

Es Suvele — Tscherkessendorf in Transjordanien, zwischen Es Salt und Amman.

Galîl, lat. Galiläa — Nordpalästina, u. zw. Obergaliläa (Galil haeljôn) nördlich vom Tiberiassee, und Untergaliläa (Galil hatachthon) in der Höhe des Tiberiassees.

Gan Chaim — jüdische Siedlung im Emek Scharon (Gan = Garten).

Gan Rachel — jüdische Siedlung im Emek Scharon.

Gan Schmuel — jüdische Siedlung in Schomron, bei Chedera, gegründet 1922.

Gaulanitis — s. Dscholan.

Gaza — alte Philisterstadt in Südpalästina, nahe dem Meer.

Gerasa — s. Dscherasch.

Gerisîm — Berg bei Nablus (Schomron), uralte Opferstätte, 868 Meter hoch.

Gêscher — „Brücke“, jüdische Kvuza beim arabischen Dorf Dschißr (s. d.).

Gêser — seit der Steinzeit bewohnte Stadtanlage in Judäa, nahe der Straße Jaffa—Jerusalem.

Gethsemane — Garten am Westhang des Ölberges bei Jerusalem.

Kanaan — 1. vorisraelitische Bezeichnung für Palästina; 2. Berg bei Safed in Nordpalästina, 838 Meter hoch.

Kantara — Dorf am Suezkanal, zwischen Port Said und Ismailia.

Karmel — dicht an die Küste bei Haifa vorgeschobener Ausläufer des mittelpalästinensischen Hügellandes, höchste Erhebung 551 Meter.

Kerkur — jüdische Siedlung in Schomron.

Kfar Barûch — jüdische Siedlung im Westteil des Emek Jesreel, Kfar = Dorf.

Kfar Chassidîm — jüdische Siedlung im Westteil des Emek Jesreel.

Kfar Chittîm — arab. Chittin, jüdische Siedlung in Untergaliläa.

Kfar Gideôn — jüdische Siedlung im Mittelteil des Emek Jesreel.

Kfar Gileadî — jüdische Siedlung in Obergaliläa, gegründet 1920.

Kfar Gun — jüdische Siedlung in Untergaliläa, im Jordantal.

Kfar Hanoar — „Jugenddorf", jüdische Jugendsiedlung bei Ben Schemen in Judäa.

Kfar Ivrî — jüdische Siedlung nahe Jerusalem, an der Straße nach Nablus.

Kfar Jechêskel — „Ezechieldorf", jüdischer Moschav im Ostteil des Emek Jesreel, gegründet 1921.

Kfar Jeladîm — „Kinderdorf", jüdische Jugendsiedlung im Mittelteil des Emek Jesreel, gegründet 1923.

Kfar Malâl — jüdische Siedlung im Scharon.

Kfar Nachûm — Kapernaum, Ruinenstätte der Stadt aus der Zeit Jesu, am Nordufer des Tiberiassees.

Kfar Saba — jüdische Siedlung im Scharon.

Mizpe — jüdische Siedlung in Untergaliläa, gegründet 1908.
Mizrâjim — hebräischer Name für Ägypten.
Moab — Landschaft im südlichen Teil Transjordaniens, östlich vom Toten Meer.
Mokattam — Felsgebirge in Ägypten, südöstlich von Kairo.
Montfort — Kreuzfahrerburg in Obergaliläa.
Moria — Anhöhe innerhalb Jerusalems, auf welcher der Salomonische Tempel stand.
Moza — jüdische Siedlung bei Jerusalem, gegründet 1894.

Nablus — das alte Schechem (Sichem), röm. Flavia Neapolis, heute rein arabische Stadt in Samaria.
Nachliêl — jüdische Siedlung im Scharon.
Nahalâl — jüdischer Moschav im Westteil des Emek Jesreel, gegründet 1921.
Nahr el Mefdschir — Flüßchen in der Küstenebene von Palästina, „Rivière Morte" der Kreuzfahrer.
Nahr Iskanderune — „Alexanderfluß", ein Flüßchen in der Küstenebene Palästinas, „Rivière Salée" der Kreuzfahrer.
Nain — arabisches Dorf südlich von Nazareth.
Nathaniâ — jüdische Siedlung im Scharon, nördlich von Tel Aviv.
Nazareth — Stadt in Untergaliläa.
Nebi Samvil — „Prophet Samuel", arabisches Dorf nordwestlich von Jerusalem, angeblich Begräbnisort Samuels.
Nebo — Gipfel im Gebirge Moab, östlich vom Toten Meer, 806 Meter hoch.
Neß Zionâ — jüdische Kolonie in Judäa, südlich von Jaffa.
Nevê Schaanân — jüdische vorstädtische Siedlung bei Haifa.
Nuris — Bodenkomplex im Ostteil des Emek Jesreel, Besitz des jüdischen Nationalfonds seit 1920.

Oelberg — Berg unmittelbar östlich von Jerusalem, 818 Meter hoch.

Oman — arabisches Sultanat im Südosten der Halbinsel Arabien.

Ostjordanland — s. Transjordanien.

Pardessana — jüdische Siedlung im Scharon.

Petach Tikvâ — „Tor der Hoffnung", älteste jüdische Kolonie in Palästina (Judäa), gegründet 1879.

Petra — hebr. Sela, historische Stadt im südlichen Transjordanien.

Raananâ — jüdische Siedlung im Scharon.

Rabbâth Ammôn — s. Amman.

Ramatâjim — jüdische Siedlung im Scharon.

Ramâth Gan — jüdische Siedlung bei Tel Aviv.

Ras el En — arabisches Dorf bei Petach Tikva.

Ras en Nakura — Vorgebirge an der Grenze zwischen Palästina und Syrien, im Altertum Scala Tyriorum, „Steige von Tyrus".

Rechavjâ — jüdisches Wohnviertel in Jerusalem.

Rechobôth — alte jüdische Kolonie in Judäa, gegründet 1890.

Rischôn Leziôn — „Der erste für Zion", jüdische Kolonie in Judäa, gegründet 1882.

Rivière Salée — s. Nahr Iskanderune.

Rosch Pinâ — „Eckstein", jüdische Kolonie in Obergaliläa, gegründet 1882.

Rub en Nasra — arabischer Name eines Bodenkomplexes im Zentrum des Emek Jesreel, Eigentum des jüdischen Nationalfonds.

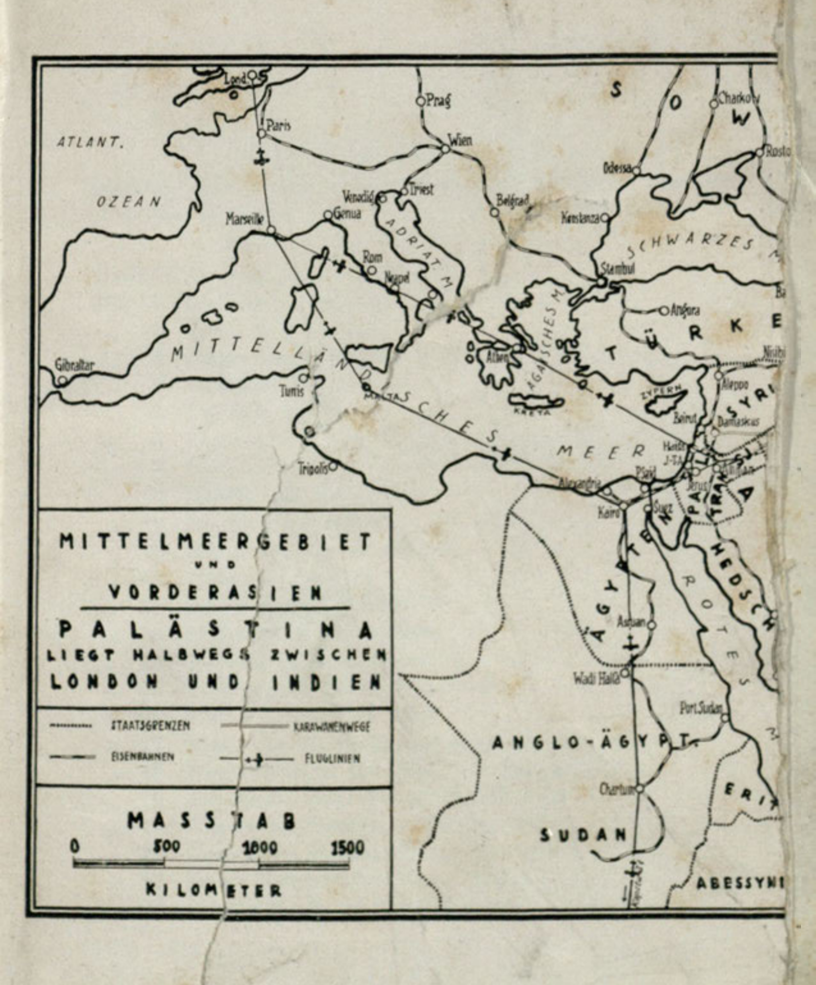


NICHTGEOGRAPHISCHER ZUSATZ

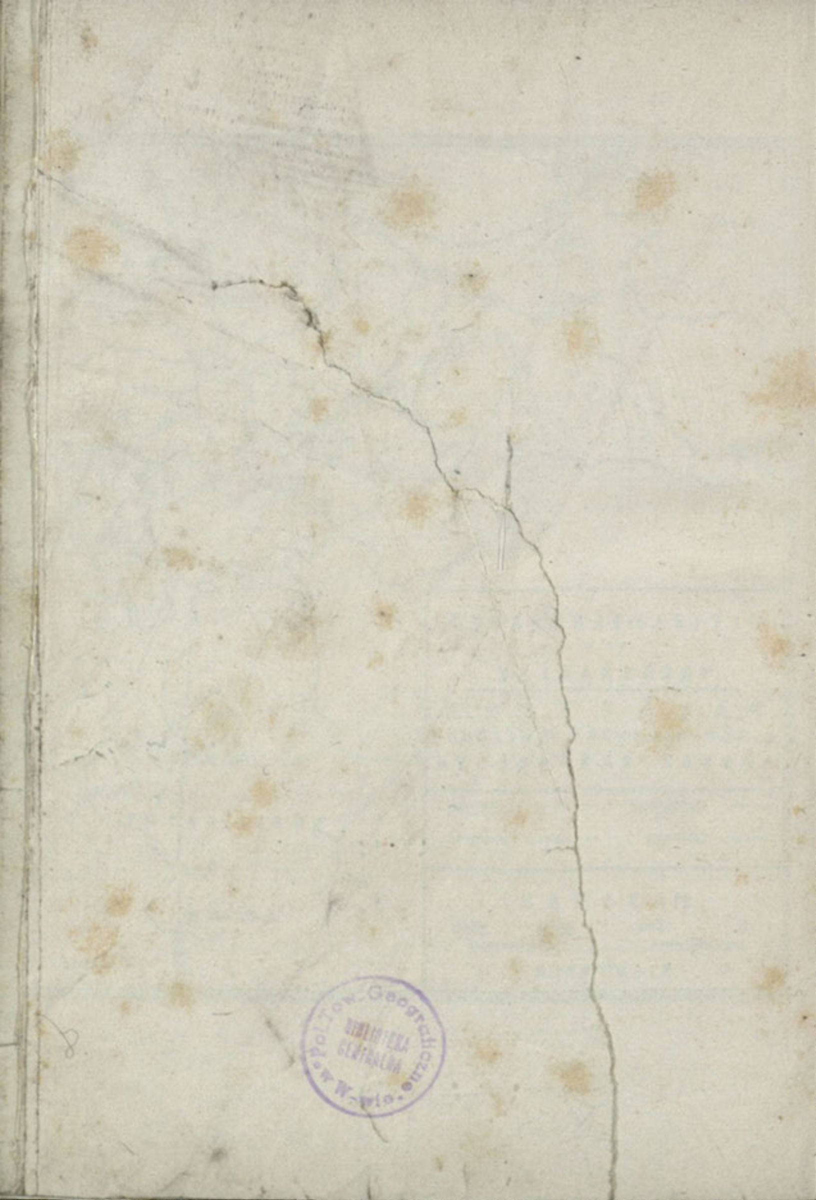
Jewish Agency — Die auf Grund des Völkerbundmandates für Palästina gebildete, rechtlich anerkannte, aus Zionisten und Nichtzionisten bestehende *Jüdische Vertretung*, betraut mit der Wahrnehmung der palästinensischen Interessen des gesamten Judentums.

I. C. A. (auch Ica) — Jewish Colonisation Association, eine jüdische Notabelnorganisation für jüdische soziale Hilfsarbeit mit den Mitteln der von Baron Hirsch hinterlassenen Stiftung. Sie betreibt auch Kolonisation, vor allem in Südamerika (Argentinien u. a.). Baron Edmond Rothschild übergab ihr die von ihm geschaffenen Siedlungen und sonstigen Werte in Palästina. Diese palästinensichen Werte wurden vor einigen Jahren einer Sonderorganisation unterstellt, der

P. J. C. A. (auch Pica) — Palestine Jewish Colonisation Association. Ihr Präsident ist der Sohn Edmond de Rothschilds, das Mitglied des britischen Unterhauses James Rothschild.



MITTELMEERGEBIET
UND
VORDERASIEN
PALÄSTINA
LIEGT HALBWEGS ZWISCHEN
LONDON UND INDIEN
STAATSGRENZEN
KARAWANENWEGE
EISENBAHNEN
FLUGLINIEN
MASSTAB
0 500 1000 1500
KILOMETER
ATLANT.
OZEAN
Paris
Prag
Wien
Marseille
Genua
Venedig
Triest
Rom
Neapel
ADRIAT. M
Belgrad
Odessa
Konstanza
SCHWARZES M
Stambul
Angora
T Ü R K E
Athen
MITTELLÄNDISCHES MEER
Gibraltar
Tunis
Tripolis
ZYPERN
KRETA
Aleppo
Beirut
Damaskus
Alexandria
Kairo
Suez
ÄGYPTEN
ROTES M
HEDSCH
Assuan
Wadi Halfa
Port Sudan
ANGLO-ÄGYPT.
Chartum
SUDAN
ABESSYNI



VERZEICHNIS DER BILDER

Sämtliche Bilder sind in entgegenkommender Weise vom „Palestine Pictorial Service", der Bildstelle des Keren Hajessod, zur Verfügung gestellt.

